Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,

ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Dritte vermehrte Auflage.

Sechszehnter Band.

Leipzig,

Verlag von Duncker und Humblot.

1869.

Geschichte

der neuesten Zeit

1789 bis 1860

von

Eduard Arnd.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1869.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Neueste Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Napoleon's Höhenpunkt und Niedergang.

Neueste Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Napoleon's Höhenpunkt und Niedergang.

1. Französisch-russischer Krieg bis zur Schlacht von Borodino.

Der zwischen Napoleon und Alexander I. in Tilsit und Erfurt geschlossene Bund war bald erkaltet. Schon während des Krieges gegen Oesterreich hatte sich Napoleon, auf eine lebhaftere Unterstützung Rußlands zählend, unzufrieden, und der russische Kaiser lau gezeigt. Indessen war von Alexander, ungeachtet aller einfließenden politischen Berechnung, für den Sieger in so vielen Schlachten, für den Mann, welcher sich von so dunkeln Anfängen aus durch eigene Kraft zu einer weltgebietenden Höhe emporgeschwungen hatte, eine aufrichtige Bewunderung gehegt worden, die, so weit dies unter Personen in solcher Stellung möglich ist, eine Zeit lang den Charakter einer wirklichen Freundschaft annahm. Das Genie und der Heroismus, die außerordentliche Natur des großen Emporkömmlings hatten Alexander's empfänglichen und leicht beweglichen Sinn angezogen. Bei Napoleon war dagegen Alles nur Berechnung gewesen, und er hatte dieses Verhältniß möglichst für sich ausbeuten wollen. Sein Stolz fühlte sich von den Huldigungen, welche ihm der Beherrscher des weitesten Reiches der Erde darbot, geschmeichelt und er wollte damit sowohl sein eigenes Volk als die alten Dynastien blenden, und ihnen zeigen, wie sehr sein Werth anerkannt wurde. Sonst dachte er sich Alexander's nur zur Aufrechthaltung des Kontinentalsystems, und um im übrigen Europa freie Hand zu haben, zu bedienen.

Die erste Veranlassung zu einer Verstimmung zwischen den beiden Monarchen hatten die Ende 1809 am russischen Hofe betriebenen Unterhandlungen über Napoleon's Verbindung mit einer Großfürstin gegeben. Die der Erfüllung seiner Wünsche von mehren Mitgliedern des russischen Kaiserhauses entgegengesetzten Hindernisse waren von ihm übel

empfunden worden und wiederum hatte sich Alexander durch den plötzlichen Abbruch der Bewerbung und die Wahl einer österreichischen Prinzessin verletzt gefühlt. Die Gründung des Herzogthums Warschau, die Vergrößerung desselben durch einen Theil Galliziens im wiener Frieden, die Abneigung Napoleon's gegen die von ihm verlangte Erklärung, das Königreich Polen in keinem Falle wiederherzustellen und die polnische Nationalität als nicht vorhanden zu betrachten, flößten dem russischen Kaiser Besorgnisse für die Zukunft ein.

Alexander hatte sich in Tilsit dem Kontinentalsystem angeschlossen, an England den Krieg erklärt, und seine Häfen den Schiffen dieser Nation verschlossen. Aber er vermochte nicht, dem Handel mit den Neutralen, namentlich den Nordamerikanern, zu entsagen, welche Napoleon, wie oben erwähnt worden, sämmtlich als Schleichhändler betrachtete und gegen sie dieselben Bestimmungen wie gegen die Engländer angewandt wissen wollte. Allerdings waren es großentheils über und aus England gekommene Waaren, welche die Nordamerikaner in Rußland einführten, und die von ihnen daselbst gemachten Ankäufe geschahen meist für britische Rechnung. Außerdem wurden englische Produkte über die russischen Gränzen in großer Quantität nach Deutschland gebracht. Aber das russische Volk konnte diesen Verkehr nicht entbehren, und Alexander hatte sich in Tilsit nur zum Aufgeben des unmittelbaren Handels mit England verstanden, aber nicht allem Verkehr zur See entsagt. Napoleon forderte von dem mächtigen Rußland dieselbe Hingebung an sein System, wie von den ganz seiner Willkühr Preis gegebenen Staaten. Alle Augenblicke ließ er in St. Petersburg Beschwerden über die Einführung englischer Waaren führen, obgleich er sie bei sich selbst gegen eine Abgabe von 50 Proc. gestattete. Alexander I. wollte von den sogenannten Licenzen keinen Gebrauch machen, weil dadurch nur, wie bei Napoleon, seinem Schatz, aber nicht dem russischen Handel geholfen worden wäre. Napoleon ging so weit, von der russischen Regierung die Anwendung des Dekrets von Fontainebleau, die Verbrennung der englischen Waaren betreffend, zu verlangen. Unter dem russischen Adel, welcher an den Engländern seine einzigen Abnehmer im Großen besaß, und dem Kontinentalsystem äußerst abgeneigt war, brach zuletzt eine sichtbare Unzufriedenheit mit den von seinem Kaiser an Napoleon gemachten Zugeständnissen aus. Alexander I. wurde der Schwäche und der Vernachlässigung der nationalen Interessen angeklagt. Am russischen Hofe und in der kaiserlichen Familie hatte man die Hinrichtung des Herzoges von Enghien und die Behandlung der spanischen Bourbonen in Bayonne

nicht vergessen, und war mit der Freundschaft Alexander's für Napoleon nie einverstanden gewesen. Der russische Kaiser erließ, in Folge dieser um ihn her immer lauter werdenden Stimmung, Ende Decembers (1810) einen neuen Zolltarif, der eine Menge von französischen Waaren ganz verbot, andere hoch besteuerte, dagegen den Eingang aller unter neutraler Flagge ankommenden Kolonialwaaren erlaubte. Dadurch wurde der Schleichhandel mit England allerdings sehr erleichtert, aber Alexander hatte nie die Verbindlichkeit übernommen, die Dekrete von Berlin und Mailand zur Ausübung zu bringen, und besaß offenbar das Recht, die Handelsverhältnisse in seinem Reiche nach eigener Ueberzeugung zu regeln. Dem in Tilsit gegebenen Versprechen, bis zum allgemeinen Frieden seine Häfen den englischen Schiffen zu verschließen, blieb er auch jetzt treu, aber die Folgerungen, welche Napoleon aus diesem Vertrage in Betreff des Handels mit den Neutralen zog, konnte und wollte er nicht länger anerkennen. Seine Unterthanen würden unter dieser absoluten Sperre zu sehr gelitten, und er selbst das Ansehen gehabt haben, ein Vasall Napoleon's zu sein. Alexander ordnete, um Napoleon von fern zu zeigen, wozu er im Nothfall entschlossen wäre, mit dem neuen Zolltarif die Aufstellung einer Küstenarmee von 90,000 Mann an.

Noch tiefer als von dieser Uneinigkeit über Handel und Zollwesen wurde das Bündniß zwischen den beiden Kaisern durch die Einverleibung eines Theiles von Norddeutschland in Frankreich, und die Vertreibung des Herzoges von Oldenburg gestört. Napoleon sah diesen Akt der Willkühr als etwas so Einfaches und Natürliches an, daß Alexander von seiner Absicht nicht einmal in Kenntniß gesetzt worden war. Auf Rußland's Beschwerde hatte er mit dem Anerbieten einer ungenügenden Entschädigung geantwortet, und sich sogar das Ansehen gegeben, mit der zwischen dem Kaiser und dem Herzoge bestehenden Stammes- und Familienverwandtschaft ganz unbekannt zu sein. Im März 1811 ward von St. Petersburg aus eine Note an alle befreundeten Höfe gerichtet, in welcher gegen die Wegnahme Oldenburg's Protest erhoben, und zu verstehen gegeben wurde, daß in ihr hinlänglicher Grund zu einem Kriege liege.

Bei der gränzenlosen Selbstsucht, die in Napoleon's Charakter lag, und um diese Zeit auf den höchsten Punkt gestiegen war, sah er den Widerstand, welchen Alexander I. seiner Handelspolitik entgegensetzte, und die Unzufriedenheit, welche derselbe über die Beraubung seines Verwandten, des Herzogs von Oldenburg, äußerte, als eine feindliche Handlung, gewissermaßen als eine Empörung an. Von dieser Zeit an stand der Plan in ihm fest, Rußland mit Krieg zu überziehen. Es kam für ihn

nur noch auf die Herbeischaffung der nöthigen Mittel und die Wahl des zweckmäßigsten Zeitpunktes an. Aber auch dazu gönnte er sich nicht die nöthige Frist. Sein Ungestüm, seine Herrschsucht und Ländergier ließen ihm keine Ruhe. Er verschlang in Gedanken den Weg, der zum Ziele führte, und glaubte dies schon erreicht, als es noch in weiter Ferne lag. Selbst die Verbindung mit einer Großfürstin würde, wie Napoleon sich später gegen einen seiner Vertrauten*) äußerte, den Kampf nicht abgewandt haben, wenn sich Alexander nicht völlig in Abhängigkeit von ihm begeben hätte. Eine Menge alter Dynastien und Staaten war seit Napoleon's Auftreten ganz beseitigt, andere waren von ihm auf das Aeußerste geschwächt worden. Rußland allein stand auf dem Kontinent noch aufrecht da. Es war in zwei Kriegen besiegt, aber nicht gedemüthigt worden. Diese Macht niederzuwerfen, und in seinen verhängnißvollen Kreis zu ziehen, schien Napoleon unumgänglich nothwendig zu sein, um über ganz Europa zu gebieten, und dessen vereinte Kraft zur Bezwingung England's anwenden zu können.

Da Napoleon, seitdem er so mächtig geworden, seiner Einbildungskraft mehr als früher den Zügel schießen ließ, so brachte er mit seinen Absichten gegen Rußland Beispiele aus der Geschichte in Verbindung, die, wenn auch an und für sich groß, nicht immer eine geeignete Anwendung auf die Gegenwart und Wirklichkeit erlaubten. Obgleich es ihm nur darum zu thun war, Rußland von sich abhängig zu machen, um auf dem Kontinent keinen Nebenbuhler zu haben, und die Britten von demselben ganz auszuschließen, so gab er doch vor und war vielleicht davon überzeugt, daß sein Ehrgeiz höheren menschheitlichen Zwecken zu dienen bestimmt sei. Er glaubte, daß in den nordischen Völkern periodischer Weise die Richtung zur Einwanderung in den Süden und dessen Unterjochung erwache. In seinen Augen waren die Russen die modernen Hunnen, von einem historischen Gesetz und ihrem Instinkt getrieben, die civilisirte Welt, d. h. in seinen Augen die Ueberreste des römischen Reiches, die Völker lateinischen Ursprungs, zu überfluthen und mit sich zu verschmelzen. Er glaubte sich zur Abwendung dieser Katastrophe bestimmt, oder hoffte, da er sich manchesmal so äußerte, als ob er dieselbe für unabwendbar halte, sie wenigstens verzögern zu können. Er verglich sich in vertraulicher Unterhaltung mit Marius, der Italien vor den Cimbern, mit Aurelian, der dasselbe vor den Markomannen rettete, und mit anderen römischen Imperatoren, welche der Invasion der nordischen Völker widerstanden.

---

*) Den Grafen Louis von Narbonne.

Er sah in Suwarow's und seiner Russen Erscheinen in Italien den ersten Anfang zu einem solchen Eindringen der neuen Barbaren auf klassischen Boden. Er wollte diese, wie er sagte, über Moskau hinaus zurückwerfen, und sie auf Jahrhunderte unschädlich machen. Napoleon schrieb sich vor allen Dingen die Aufgabe, die Civilisation zu vertheidigen, zu, und legte seinen Eroberungen nur in sofern Werth bei. Er vergaß aber, daß die politische Freiheit ein wesentliches und unentbehrliches Ingredienz dieser Civilisation ausmacht, und daß selbst in der römischen Kaiserzeit die Macht des Reiches auf der Grundlage ruhte, welche unter der Republik gelegt worden war. Indem aber Napoleon England, wo sich bis jetzt die Idee der modernen Welt am vollkommensten verwirklicht hat, bis auf den Tod bekämpfte, zeigte er, was er eigentlich unter dieser von ihm so oft angeführten Civilisation verstand: einen Körper ohne Seele, dem jener Hauch des Lebens fehlt, der nur von der Freiheit erzeugt werden kann. — Ein anderes Mal trat wieder in seinen vertraulichen Mittheilungen blos der Eroberer und der Feind Englands hervor, und er sagte: „Die Straße nach Moskau ist auch der Weg nach Indien. Alexander der Große war von eben so weit, wie ich thun werde, ausgegangen, um den Indus zu erreichen!" — Sein, wie schon an einer anderen Stelle dieses Werkes bemerkt worden ist, sehr komplexes Genie, in welches nur von seiner Herrschsucht und seinem militairischen Talent Einheit gebracht wurde, versetzte sich bald in die Stelle der römischen Imperatoren, welche die Invasion der Barbaren aufhielten, und die vorhandene Gesittung vertheidigten, oder in die Lage des macedonischen Helden, der, in der Eroberung des Orients, bis an die Quellen der Civilisation selbst vordrang, oder verlor sich in der Betrachtung Karl's des Großen, und glaubte die Welt durch den Despotismus aus dem Chaos der Revolution, wie jener aus dem der Völkerwanderung, ziehen zu müssen. Denn Napoleon lebte, obgleich er äußerlich so tief in die Gegenwart und Wirklichkeit eingriff, und sich mehr mit deren materiellen als intellektuellen Interessen zu beschäftigen veranlaßt war, in seinem Innern gern in der Vergangenheit, wo er im Pantheon der Heroen aller Zeiten und Völker sein eigenes Standbild aufgestellt sah. Die Schwelgerei der Phantasie that bei diesem außerordentlichen Manne der Thatkraft keinen Eintrag, und sein Geist kehrte mit Blitzesschnelle aus den fernsten Regionen in die nächsten Kreise zurück. Aber bei dem Gefühl des Genius, der in ihm wohnte, und dem Besitz einer ungeheueren äußeren Macht trug dieses Versenken in die Vergangenheit zu dem verwegenen und gränzenlosen Eingreifen in die Gegenwart bei, das

ihn größer und zugleich unglücklicher, als seine Vorläufer auf den Höhen der Menschheit, gemacht hat.

Sobald einmal in Napoleon die Absicht, Rußland zu bekriegen und von sich abhängig zu machen, zur Reife gediehen war, so setzte er mit fieberhafter Ungeduld, aber auch mit eben so tiefem Bedacht, alles dazu Nöthige in Bewegung. Ungeheure Truppenmassen brachen aus Frankreich, Italien, Deutschland auf, um nord- und ostwärts nach der Oder, der Weichsel und dem Niemen zu ziehen. Unermeßliche Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegsbedarf wurden von ihm an den geeigneten Orten angehäuft. Er hatte Alles, Zeit und Raum, die Land- und Wasserverbindungen, die Beschaffenheit der Gegenden, den Charakter der Bevölkerungen, durch welche sein Heer kommen würde, in Betracht gezogen. Die Ordnung und Sicherheit, mit welcher er so massenhafte Gegenstände zu ordnen, das Vorhandene zu benutzen, das Mangelnde zu ersetzen wußte, beweist ein organisatorisches Genie ohne Gleichen. Wenn Napoleon an strategischem Talent hier und da in der Geschichte ebenbürtige Nebenbuhler gehabt hat, so ist dagegen von Niemand vor ihm dieselbe Befähigung für große militairische Kombinationen mit allem Zubehör von Politik und Administration an den Tag gelegt worden.

Eine Zeitlang suchte er Alexander I. durch die Vorspiegelung einer erheuchelten Friedensliebe, durch die Aussicht auf eine leichte Beilegung des unter ihnen entstandenen Zwistes zu täuschen und einzuschläfern, indem er fürchtete, daß ihm sein Gegner sonst in der Besetzung der Weichselgegenden zuvorkommen würde. Als es nicht mehr möglich war, seine Rüstungen und deren Zweck zu verhehlen, so stellte er sie als eine Maßregel der Vertheidigung, als eine Antwort auf die von dem russischen Kaiser getroffenen Vorbereitungen zum Kriege, wie die Befestigung einiger Plätze an der Düna, die Verstärkung der Truppen in Litthauen, die Aufstellung mehrer Armeekorps im Innern, dar. Alexander I. war auf seiner Seite nicht zum Angriff geneigt. Das überlegene militairische Genie Napoleon's, die größere Erfahrung seiner Generale, und der hohe Ruf des französischen Soldaten flößten ihm Scheu ein, und hielten ihn ab, mit seiner Streitmacht seine westliche Gränze zu überschreiten, und den Kampfplatz nach dem Herzogthum Warschau zu verlegen. Alexander wollte, im Gefühl der Gerechtigkeit seiner Sache, sich auf die Vertheidigung beschränken, sich von seinen Hülfsquellen nicht entfernen, und den Krieg zu einem nationalen machen.

Wenn Napoleon nicht von brennender Herrschsucht verzehrt, und durch die mit ihr verbundene Selbsttäuschung verblendet gewesen wäre,

so würden ihm mancherlei Gründe von einem so fernen und schwierigen Unternehmen, wie das Eindringen in Rußland, wo das mögliche Ergebniß mit den aufzubietenden Mitteln und den zu überstehenden Gefahren in keinem Verhältniß stand, abgerathen haben. Er war schon über die Mitte des Lebens hinaus, und hatte keine Zeit mehr, um einen so ungeheuren Plan, wie die Unterjochung des russischen Reiches, auszuführen. Alexander I. wollte, wenn Napoleon nicht auf der Handelssperre der Neutralen bestand, dem Bündniß mit Frankreich und dem Kontinentalsystem gegen England treu bleiben. Napoleon würde, selbst im Falle eines ganz glücklichen Krieges, nicht viel mehr erreicht haben. Denn an einen Umsturz des kolossalen Rußlands durch einige gewonnene Schlachten, wie mit mehren anderen Staaten geschehen, konnte bei ruhiger Erwägung nicht gedacht werden. Es war vielmehr, wie in Spanien, wenn auch unter anderen Formen, ein langdauernder, fast endloser Kampf vorauszusehen. Die Dienste, welche der Unabhängigkeit der pyrenäischen Halbinsel von ihren Gebirgen und Schluchten, und ihren kühnen Guerillas geleistet wurden, konnten für Rußland von seinen unermeßlichen Räumen, dem langen Winter, und der Zahl seiner regelmäßigen Truppen erwartet werden. Frankreich war schon damals durch einen zwanzigjährigen, nach und nach mit ganz Europa geführten Krieg an junger Mannschaft erschöpft, und außerdem durch den inneren Druck, die Entbehrung jeder freien Bewegung verstimmt. Die militairische Energie des französischen Soldaten hatte sich nicht verringert, aber in der Nation selbst war keine Spur von dem Aufschwunge mehr vorhanden, welcher, mitten unter der größten Zerrüttung des bürgerlichen Lebens, die republikanischen Armeen, über Frankreichs Gränzen hinaus, zu so vielen Siegen geführt hatte. Damals war das Volk ein unerschöpflicher Quell für die bewaffnete Macht gewesen. Jetzt mußte, bei der moralischen Lähmung und materiellen Verringerung der dienstfähigen Bevölkerung, der Ersatz für den in einem stets kämpfenden Heere rasch eintretenden Abgang immer schwieriger werden. Auch war vorauszusehen, daß die fremden Völker, durch die ihnen von Napoleon auferzwungene Uebung, den Franzosen in der Kriegsführung bald gleich kommen, und ihnen, ihre nationalen Antipathien bewahrend, zuletzt gefährlich werden würden.

Napoleon gebot über ganz Mitteleuropa. Im Grunde konnte er sich aber nur auf die Bevölkerung des alten Frankreichs vollkommen verlassen, und auch dort fing sich die Unzufriedenheit mit seinem Regierungssystem, der Konskription und der Kontinentalsperre zu regen an. Auf die Völker des Rheinbundes, Belgiens und Hollands durfte er nur so

lange rechnen, als er mächtig genug blieb, um ihnen Furcht einzuflößen. Portugal war ihm ganz entgangen, und in Spanien dauerte der Kampf mit der früheren Heftigkeit, und von Seiten der Gegner, Engländer und Spanier, mit mehr Glück und Geschicklichkeit, als früher, fort. Napoleon hatte die Italiener, welche ihm, so lange er sie die Wiederherstellung ihrer nationalen Selbstständigkeit hoffen ließ, aufrichtig zugethan gewesen, arg getäuscht, und ihr Vertrauen verscherzt. Die Vereinigung so historisch-italienischer Städte, wie Florenz und Rom, mit Frankreich, und die Absendung der Jugend auf die mörderischen Schlachtfelder Spaniens ward mit stillem, aber tiefem Unmuth empfunden. Oesterreich war Napoleon durch verwandtschaftliche Bande nahe gestellt worden. Bei seiner Ländersucht versäumte er es aber, dasselbe, durch die Zurückgabe der illyrischen Provinzen, zu gewinnen. Die Verluste, welche er ihm in drei Friedensschlüssen zugefügt hatte, waren zu groß gewesen, um durch eine Heirath ausgeglichen werden zu können. Frankreichs Herrschaft über Europa für immer anzuerkennen, war von einer so alten und großen Monarchie, wie Oesterreich, das früher nie eine andere Macht über sich anerkannt hatte, nicht zu erwarten. In Preußen gährte der glühendste Haß gegen den stolzen Eroberer, der durch die Drangsale, welche der Durchzug seiner Truppen nach Rußland herbeiführte, noch vermehrt werden sollte. Die Königin Luise von Preußen, deren Herz bei dem Anblick ihres unglücklichen Landes brach, war wenige Monate nach Napoleon's zweiter Vermählung gestorben (19. Julius 1810), und die Trauer um ihren frühen Tod vermischte sich in der Gesinnung des Volkes mit dem Gefühl der Rache gegen den, welcher die Verstorbene bei mehren Gelegenheiten bitter gekränkt hatte. Dänemark blieb, aus Abneigung gegen England, Frankreichs treuer Verbündeter, und hatte sogar mehre Tausend seiner besten Seeleute der französischen Flotte überwiesen, aber es ward von ihm, selbst in den ihm zunächst liegenden nordischen Zuständen, kein Gewicht in die Wagschale mehr geworfen. Die Seele der schwedischen Regierung war ein früherer Kriegsgefährte und Unterthan Napoleon's, der Marschall Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, der, nachdem er vergeblich von seinem ehemaligen Gebieter dessen Zustimmung zu der Erwerbung Norwegens verlangt hatte, von Groll gegen ihn erfüllt war, und sich im Geheimen schon längst zu Rußland und Großbrittanien hinneigte, denen er sich später offen anschloß. Die Pforte hatte, seitdem Napoleon in Tilsit und Erfurt so eng mit Alexander befreundet worden, eine Stütze an England gesucht. Es war nicht wahrscheinlich, daß sie sich, bei dem Ausbruche eines großen Kampfes, für Napoleon, von dem

sie wußte, daß er den russischen Kaiser zum Eindringen in die Donaufürstenthümer ermuntert hatte, erklären würde.

Napoleon hatte jetzt (1811) zwei Weltreiche, Großbrittanien und Rußland, denn der Krieg mit letzterem ward schon damals für unvermeidlich gehalten, gegen sich, stieß bei der Eroberung der pyrenäischen Halbinsel auf unübersteigliche Hindernisse, und wollte doch nicht von ihr lassen, und besaß außerdem Unterthanen, die allmälig mit ihm unzufrieden geworden, und Bundesgenossen, auf deren keinen er, mit Ausnahme der Polen im Herzogthum Warschau, mit Sicherheit rechnen konnte. Seine Lage in der Mitte der europäischen Welt war nicht so fest, wie sie äußerlich erschien. Unter solchen Umständen, bei der Ermüdung Frankreichs, der Erkaltung Italiens, der Erbitterung Deutschlands, ein unermeßliches Heer nach dem Innern von Rußland zu führen, war eine Verwegenheit, welche nur aus der langen Gewohnheit des Sieges, der Ueberwindung aller Hindernisse, und dem Drange, seine Kraft am Räthselhaften und Riesigen zu versuchen, erklärt werden kann.

Napoleon hatte seit den abgebrochenen Vermählungsunterhandlungen einen Kampf mit Rußland vorausgesehen, oder vielmehr denselben gewollt, und nicht geglaubt, daß er so lange hinausgeschoben werden würde. Er war entschlossen gewesen, den Krieg im Nothfall auch mit einer viel geringeren Macht, als von ihm für nöthig gehalten wurde, anzufangen, verbarg aber seine Zufriedenheit nicht, als Alexander's Mäßigung und seine eigenen Künste den Ausbruch verzögerten, und ihm Zeit zur vollständigen Entwickelung seiner Angriffsmittel ließen. In der verschiedenartigsten Weise suchte er auf seinen früheren Freund und Bewunderer zu wirken, ihn zu gewinnen oder einzuschüchtern. Er trieb ihn zur Eroberung der Moldau und Wallachei an, stellte das gute Vernehmen zwischen ihnen als das Heil der Welt, als den Angelpunkt, um welchen sich die ganze Zeit drehte, dar, versprach Polen, obgleich von ihm eine Zusage in der Form, wie sie Rußland verlangt hatte, nach wie vor verweigert wurde, nicht wiederherzustellen, beschwerte sich dann aber über den heimlichen Verkehr mit den Engländern, die Zulassung der Nordamerikaner, über den neuen Zolltarif, und erklärte, daß ein Friedensschluß mit Großbrittanien, auch wenn derselbe keinesweges mit feindlichen Demonstrationen gegen Frankreich verbunden sein sollte, von ihm wie eine Kriegserklärung aufgenommen werden würde. Alexander antwortete hierauf mit der Versicherung seiner Abneigung vor einem Kriege, und der Beobachtung der in Tilsit eingegangenen Verpflichtungen, gab aber zugleich seinen unabänderlichen Willen zu erkennen, dem Handel mit

den Neutralen nicht zu entsagen, und sich zu keinen weiteren Verkehrsbeschränkungen bestimmen zu lassen.

Während beide Theile mit aller Macht rüsteten, wurden noch immer Friedensworte gewechselt. Als endlich gegenseitig Auskunft über die Vorbereitungen zum Kriege verlangt wurde, maß immer der Eine dem Anderen die Schuld bei, und erklärte, nur dem ihm gegebenen Beispiel gefolgt zu sein. Der General Caulincourt, Herzog von Vicenza und Oberstallmeister Napoleon's, dem Kaiser Alexander persönlich angenehm, und von demselben mit großer Auszeichnung behandelt, hatte durch seine versöhnende Haltung zur Verzögerung des Bruches beigetragen. Er wurde aber von seinem Gebieter, als zu nachgiebig gegen Rußland, abberufen, und durch den General Lauriston ersetzt (Mai 1811). Auch dieser erwarb sich Alexander's Gunst, und empfing von ihm dieselben Versicherungen, wie Caulincourt, über seine Geneigtheit zur Erhaltung des Friedens, aber auch die Unmöglichkeit weiterer Zugeständnisse. Als Napoleon's Anstalten zum Kriege immer drohender wurden, erklärte Alexander mehrmals an Lauriston, daß er, selbst wenn seine Waffen im Anfange unglücklich sein sollten, von seinen Grundsätzen nicht weichen, und keinen unbilligen oder demüthigenden Frieden eingehen werde. Lauriston übersandte diese Erklärungen nach Paris, pflichtete ihnen bei, und fügte hinzu, daß die Fortdauer des Friedens möglich sei, daß aber Rußland einem Angriff den äußersten Widerstand entgegensetzen werde, und daß in diesem Falle ein langer und schwerer Kampf bevorstehe. Lauriston rieth, wie Caulincourt, zu Mäßigung, fand aber eben so wenig Gehör. Napoleon glaubte nicht an diese Festigkeit des russischen Kaisers, hoffte, ihn schon durch seine Rüstungen einzuschüchtern, jedenfalls aber durch die ersten gewonnenen Schlachten zur Unterwerfung unter seinen Willen zwingen zu können.

Napoleon war, ungeachtet seiner Versicherungen vom Gegentheil, fest zum Kriege gegen Rußland entschlossen. Keine noch so weit getriebene Nachgiebigkeit des Kaisers Alexander würde denselben ganz beseitigt, sondern nur verzögert, und die Auffindung anderer Vorwände veranlaßt haben. Der Eroberer glaubte durch die Siege, auf welche er im Norden rechnete, alle übrigen Schwierigkeiten seiner Lage beseitigen zu können. Er erwartete davon eine für ihn glückliche Rückwirkung auf England, Spanien, selbst auf den Pabst, welcher, obgleich damals in Savona gefangen gehalten, in allen wesentlichen Punkten, auf seinem Widerstande gegen Napoleon's Eingriffe in die Rechte der Kirche, beharren blieb. Auch das französische Volk hoffte er durch neue Triumphe zu

blenden oder zu betäuben. Er zeigte sich deshalb außerordentlich kalt gegen den russischen Botschafter Fürsten Kurakin, welchen er früher mit der größten Vertraulichkeit behandelt hatte, vereitelte dadurch die Ankunft des Grafen von Nesselrode, den Alexander zur Ausgleichung der vorhandenen Mißverständnisse an Napoleon senden wollte, und ließ den Adjutanten des russischen Kaisers, Grafen Czernischeff, der mehrmals mit Missionen in Paris beauftragt gewesen, im Moniteur in einer Art verunglimpfen, daß Etwas davon auf dessen Gebieter zurückfallen mußte. Ein glücklicher Krieg gegen Rußland wurde von ihm als ein allgemeines Heilmittel für Alles, was in seinen Angelegenheiten schadhaft oder krank sein konnte, angesehen.

Ueber den militairischen Rüstungen waren von Napoleon die diplomatischen Unterhandlungen nicht vernachlässigt worden. Einem von ihm schon früher beobachteten Verfahren gemäß, richtete er auch vor Ausbruch des diesmaligen Krieges einen Ausgleichungsvorschlag an das englische Kabinet, vermöge dessen beide Theile in ihrem gegenwärtigen Besitzstande bleiben sollten. Er erbot sich außerdem, Portugal an das Haus Braganza zurückzugeben, und Ferdinand IV. als König von Sicilien anzuerkennen. Die im englischen Ministerium unterdessen vorgegangene Veränderung war Napoleon nicht zu Statten gekommen. In die Stelle des ermordeten Premierministers Perceval war Lord Liverpool getreten, der eben so wie sein Vorgänger an Pitt's Grundsätzen hing. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete Lord Castlereagh, der zu den entschiedensten Gegnern Napoleon's gehörte. Fox' Gesinnungsgenossen waren im Parlament ohne Einfluß. Obgleich einzelne Handels- und Industriezweige von der Kontinentalsperre bedeutend litten, so wurde von den herrschenden Klassen auf diese theilweisen Uebelstände keine Rücksicht genommen. Die brittische Nation hatte sich aus dem Kriege gegen Napoleon gewissermaßen eine Gewohnheit gemacht. Lord Castlereagh ging deshalb auf die französischen Vorschläge nicht ein, sondern verlangte vor Allem die Wiedereinsetzung Ferdinand VII. auf den spanischen Thron, woran die Unterhandlung von Anfang an scheiterte. Napoleon hatte von diesem Versuche ohne Zweifel keinen Erfolg erwartet, sondern sich nur, den Franzosen gegenüber, den Schein der Mäßigung und Bereitwilligkeit zum Frieden mit England geben wollen. Das brittische Kabinet hatte, als es nach dem Frieden von Tilsit eine Zeit lang keinen einzigen Bundesgenossen auf dem Kontinent besaß, nicht die geringste Neigung zu einer Uebereinkunft mit Frankreich gezeigt, und später, nach dem erfurter Kongreß, die von Napoleon und Alexander gemeinschaftlich ergangenen

Anträge zurückgewiesen. Wie hätte es sich jetzt unter für den Eroberer ungünstigeren Umständen gegen denselben versöhnlich zeigen können?

Anders verhielt es sich mit Preußen und Oesterreich, die nicht in der Lage waren, sich gegen Napoleon ablehnend zu verhalten. Preußen war von dem französischen Kaiser seit Tilsit mehrmals in seinem Dasein bedroht worden. Einmal, als die Abzahlung der Kriegskontribution nicht regelmäßig einlief, und dann später, als es den Verdacht erregte, gegen Frankreich zu rüsten. Der Marschall Davoust hatte den Befehl erhalten, bei dem geringsten Anschein einer feindlichen Bewegung auf Berlin, und von da nach der Weichsel zu ziehen, um dem preußischen Heere den Weg nach Rußland zu verlegen, indem Napoleon damals argwohnte, daß der König Friedrich Wilhelm sich dem Kaiser Alexander in die Arme werfen wolle. Es war demnach ein Glück für das hart bedrängte Land, daß am 24. Februar (1812) zwischen ihm und Frankreich ein Bündniß zu Stande kam, wonach es 20,000 Mann zum Kriege gegen Rußland stellte, dagegen die Versicherung einer angemessenen Vergrößerung nach Beendigung desselben erhielt. Die Lieferungen, welche Preußen auferlegt wurden: Getraide, Schlachtvieh, Fuhrwerk, sollten berechnet, und von dem noch schuldigen Reste der Kontribution (43 Mill. Fr.) abgezogen werden. Der französische Generalintendant Dumas wurde jedoch angewiesen, nicht vor Ende des Feldzuges Rechnungen über Geliefertes abzuschließen, damit man Preußen bis dahin in seiner Hand behalte. Berlin mußte einen französischen Gouverneur einnehmen. Spandau und Pillau wurden von den Franzosen besetzt. Der König von Preußen sah sich genöthigt, dem General Scharnhorst das Kriegsministerium zu entziehen. Dieser große Organisator hatte aber schon Zeit gehabt, sein neues System in der preußischen Armee einzuführen. Nächst England war es Preußen, das Napoleon, obgleich er es so sehr geschwächt hatte, immerfort die meiste Besorgniß einflößte.

Am 14. März ward zwischen Oesterreich und Frankreich ein ähnliches Bündniß, wie mit Preußen, abgeschlossen, vermöge dessen ersteres ein Kontingent von 30,000 Mann stellte. In einem geheimen Artikel des Vertrages wurde dem Kaiser Franz I. die Rückgabe der verlorenen Theile Gallizien's oder statt dessen der illyrischen Provinzen zugesagt. Beide Hülfskorps wurden übrigens durchaus zu Napoleon's Verfügung gestellt, so daß er über deren Verwendung allein zu entscheiden haben sollte. Es hing von ihm ab, dieselben mit seinen Truppen zu vereinigen, oder allein auftreten zu lassen. Der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Metternich, welcher nach Napoleon's Sturz als der

eifrigste Apostel des Legitimitätsprincips auftrat, war damals keineswe=ges geneigt, dem Schwiegersohn seines Kaisers entgegenzuarbeiten, son=dern wollte nur aus dessen überlegener Stellung so großen Vortheil als möglich für Oesterreich ziehen. Ein plötzliches Ende Napoleon's würde das österreichische Kabinet, wegen der davon unzertrennlichen Umwälzung im größten Theile Europa's, erschreckt haben.

Beide Mächte, Oesterreich und Preußen, hatten, obwohl vergeblich, durch ihre Vorstellungen in St. Petersburg, den Bruch zwischen Alexan=der und Napoleon zu verhindern gesucht. Beide ließen, als der Krieg entschieden war, das russische Kabinet im Geheimen von der Fortsetzung ihrer früheren Geneigtheit für dasselbe, und daß sie nur gezwungen dem Drange der Umstände nachgeben müßten, benachrichtigen.

Napoleon hatte lange, gegen alle Wahrscheinlichkeit, auf ein Bünd=niß mit der Pforte und Schweden gegen Rußland gerechnet. Das Fehl=schlagen seiner Hoffnungen in Betreff der Türkei ist ihm weniger zur Last zu legen, da wohl kein anderes Kabinet als der Divan im Stande gewesen wäre, mit einer Macht, von der es seit mehren Menschenaltern einen schweren Schlag nach dem anderen erfahren hatte, in einem Augen=blick Frieden zu schließen, wo diese Macht von dem größten Feldherrn und einem unermeßlichen Heere mit Krieg überzogen wurde. Aber die Pforte benutzte nicht nur nicht die Vortheile, welche sich ihr jetzt boten, sondern sie ließ sich im bucharester Frieden sogar zu Opfern gegen Ruß=land bereitwillig finden. Schwerer ist die Selbsttäuschung zu begreifen, der sich Napoleon über sein Verhältniß zu Schweden hingab. Die schwedische Regierung wurde von Bernadotte geleitet, der, obgleich da=mals erst Kronprinz, dem bejahrten und schwachen Karl XIII. in jeder Weise überlegen war. Es hätte Napoleon nicht unbekannt sein sollen, wie eifersüchtig Bernadotte auf seinen Ruhm, und wie wenig auf die Versprechungen desselben zu geben war. Es war von Napoleon offenbar ein Fehler gewesen, Bernadotte nach Schweden, wo er von dem Kaiser ganz unabhängig wurde, und über kurz oder lang in den Besitz der Re=gierung kommen mußte, ziehen zu lassen. Als dieser Mißgriff nicht mehr gut zu machen war, hätte Napoleon sich wenigstens hüten sollen, einen solchen Mann, dessen Ehrgeiz und Neid gegen ihn er kannte, und der erst kurz vorher, im letzten Kriege gegen Oesterreich, von ihm ge=kränkt worden, Gelegenheit und Vorwand zu einem Bruch zu geben.

Bernadotte hatte, kaum in Schweden angelangt, daran gedacht, sein neues Vaterland für die im friedrichshammer Frieden erlittene harte Ein=buße zu entschädigen. Finnland schien ihm, die große Macht Rußlands

und die abgesonderte Lage dieser Provinz in Betracht gezogen, für Schweden auf immer verloren zu sein. Er warf sein Augenmerk auf Norwegen, das als ein glänzender Ersatz für Finnland gelten konnte. Norwegen war von Dänemark durch das Meer getrennt, gränzte dagegen mehre hundert Stunden weit an Schweden. Es besaß allerdings keine Sympathien für letzteres Land, aber die frühere Anhänglichkeit an Dänemark war von dessen fehlerhafter Verwaltung längst untergraben worden. Der neue Kronprinz von Schweden, welcher von einem großen Selbstvertrauen erfüllt war, hoffte, einmal in den Besitz Norwegens gesetzt, dasselbe mit der Veränderung in seinem Schicksale bald aussöhnen zu können. Er ließ in diesem Sinne Anträge an Napoleon stellen, von dem sie aber mit Verachtung abgewiesen wurden. Der französische Kaiser sprach sich mit Entrüstung über die Zumuthung aus, in die Beraubung eines treuen Verbündeten, wie des Königs von Dänemark, einwilligen zu sollen, obgleich er wenige Jahre vorher, aus eigener Bewegung, in Bayonne etwas viel Schlimmeres vollbracht, und Alexander's eben so rechtlosen Einfall in Finnland gebilligt hatte. Von dieser Zeit an fing der Kronprinz sich Großbrittanien und Rußland zuzuwenden an. Die Kontinentalsperre ward jetzt in Schweden so wenig beobachtet, daß Napoleon, der nur unter dieser Bedingung nach Gustav IV. Adolph's Sturz Schwedisch-Pommern geräumt hatte, dasselbe von Neuem besetzen ließ (Januar 1812). Die Eröffnungen in Betreff Norwegens wurden von Alexander I. günstig aufgenommen, und am 5. April 1812 der künftige Besitz dieses Landes für Schweden in Aussicht gestellt. Sei es, daß Bernadotte, der eben so wandelbar als ehrgeizig war, bei dem Gedanken an die große, Rußland bedrohende Gefahr anderer Ueberzeugung geworden, oder daß er Napoleon nur täuschen wollte, er knüpfte mit demselben im Geheimen wieder Verbindungen an, und erbot sich, gegen Subsidien von Frankreich, nach Ausbruch des Krieges mit 30—40,000 Schweden in Finnland einzufallen. Der französische Kaiser willigte in die Wiedereroberung dieser Provinz ein, war aber unklug genug, die Geldunterstützung zu verweigern, worauf sich die Unterhandlung zerschlug. Von Napoleon war schon früher, zu seinem großen Schaden, gegen seinen Bruder Joseph in Spanien dieselbe Sparsamkeit bewiesen worden. An der Pforte hatte er, durch den buchareſter Frieden, nur einen Bundesgenossen gegen Rußland verloren. In Bernadotte erwuchs ihm aber ein Gegner, der, nachdem er seine Absichten auf Norwegen ausgeführt hatte, bei Napoleon's Bekämpfung vom Glück mehr als früher in dessen Dienst begünstigt worden ist.

Napoleon, dessen Ehrgeiz die einzige Ursache dieses Krieges war, der alle Sehnen seines Geistes angespannt hatte, um dafür die furchtbarsten Vorbereitungen zu treffen, legte, als es zur Ausführung kam, nicht die tiefe Einheit und Entschiedenheit des Willens, die rasche Entschlossenheit, wie in früheren Zeiten, dar. Die Unwahrscheinlichkeit, Rußland, bei seiner Entfernung und Ausdehnung, durch einige große Schläge, wie mit Oesterreich und Preußen geschehen, von sich abhängig zu machen, das Dunkel, welches über dem Ausgange des großen Unternehmens schwebte, zogen seine sonst so starke Seele ungewiß hin und her. Im Grunde handelte es sich nur darum, Alexander I. zu einer genaueren Beobachtung der Kontinentalsperre zu nöthigen, was bis auf einen gewissen Grad auch ohne einen solchen Kampf möglich gewesen wäre, und über diesen Grad hinaus durch keine Siege auf dem Schlachtfelde erreicht werden konnte. Denn die Natur der Dinge ließ sich, durch die Anwendung einer äußeren Gewalt, die nothwendig ihre Gränze finden muß, nicht verändern. Im Angesicht dieser Schwierigkeiten, denen er nicht weichen wollte, und deren Größe sich ihm gleichwohl aufdrang, bemächtigte sich Napoleon's der Zweifel, dessen lähmenden Einfluß auf den Charakter er bisher nie gekannt hatte. Denn obgleich derselbe immer gewohnt gewesen war, ein Unternehmen auf allen Seiten zu prüfen und das Für und Wider zu erwägen, so war er früher, wenn die Sache in seinem Geiste zur Reife gekommen, immer gerade auf das Ziel losgegangen, und hatte nicht mehr zurückgeblickt. Dies war jetzt anders geworden. Abgesehen von den Berichten der Gesandten in St. Petersburg, Caulincourt und Lauriston, von denen ersterer 1811 nach Frankreich zurückgekehrt war, und seine Einwendungen gegen einen Bruch mit Rußland persönlich wiederholte, so hielten auch Männer, wie Cambacérès, mit den inneren Zuständen Frankreichs seit 1789 wie kein Anderer vertraut, der ältere Segur, welcher schon vor der Revolution Botschafter am russischen Hofe gewesen, Administratoren und Finanziers, wie Mollien und Gaudin, selbst einige dem Kaiser besonders nahe gestellte Militairs, wie Duroc, mit ihren Bedenklichkeiten gegen einen Kriegszug nach dem Norden, während zu derselben Zeit im Süden ein so heißer und blutiger Kampf geführt werden mußte, nicht zurück.

Diese Vorstellungen blieben auf Napoleon nicht ohne Einfluß, dessen Entschluß für Augenblicke erschüttert wurde. Dann riß aber wiederum gerade das Ungeheure des Wagnisses seinen an das Außerordentliche gewöhnten Geist fort. Er wurde auf diese Art zu mancherlei Widersprüchen in der Behandlung des größten Unternehmens seines Lebens

veranlaßt. Er hatte Nesselrode's Absendung an ihn, der ihm friedliche Vorschläge überbringen sollte, verhindert, und war dennoch unzufrieden und überrascht, als Kurakin seine Pässe forderte. Später traten noch größere und folgenschwerere Ungleichheiten in seinem Verhalten hervor. Napoleon fühlte, daß das französische Volk seiner Regierung müde zu werden anfing, daß seine Bundesgenossen meist heimliche Gegner waren, daß die Kontinentalsperre auf eine Unmöglichkeit hinauslief, daß in seinem System etwas Unnatürliches und Unhaltbares lag, und er glaubte, sich nur durch einen neuen und glücklichen Kampf befestigen zu können. Die Kriege, welche bei Marengo, Austerlitz, Friedland und Wagram ihren Abschluß fanden, waren von ihm mit einer größeren Uebereinstimmung zwischen der Wahl der Mittel und dem vorliegenden Zweck, und, wie später sich herausstellte, im Ganzen auch nach einem tieferen Plan als der Feldzug in Rußland, geführt worden.

Napoleon hoffte, daß Alexander I. vor der Größe der gegen ihn gerichteten Rüstungen erschrecken, und in eine Verschärfung der Kontinentalsperre einwilligen werde. Er hatte zu diesem Zweck Lauriston mit neuen Verhaltungsvorschriften versehen, und zugleich den Grafen Louis von Narbonne, auf dessen Ueberredungsgabe er vertraute, mit einer außerordentlichen Botschaft an den russischen Kaiser gesandt. Als aber Kurakin sein Ultimatum übergab, in welchem Rußland in schneidendem Tone Entfernung aller französischen und Bundestruppen aus Preußen und Schwedisch-Pommern, und Verringerung der Garnison in Danzig verlangte, gewahrte Napoleon, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte, obgleich er auch dann noch sich der Erwartung hingab, daß die Festigkeit seines Gegners durch die Annäherung des französischen Heeres zum Wanken gebracht werden würde. Auf der einen Seite that Napoleon Alles, um den Krieg unvermeidlich zu machen, auf der anderen glaubte er, ihn noch immer verhindern zu können. Er beabsichtigte aber durch die Einschüchterung Alexander's nicht blos seinen nächsten Zweck, eine strengere Abschließung gegen die Engländer, zu erreichen, sondern hoffte, daß der russische Monarch, in dieser Krisis zur Nachgiebigkeit veranlaßt, in seinem eigenen Reiche seine bisherige Popularität, und in Europa seinen moralischen Einfluß verlieren werde. Aus dieser geschwächten Stellung eines gedemüthigten Nebenbuhlers hoffte Napoleon dann weitere politische Vortheile ziehen zu können. Rußland von sich in Abhängigkeit zu bringen, blieb immer sein Ziel. Nur glaubte er in manchen Augenblicken, dasselbe auch ohne offenen Kampf, schon durch eine große bewaffnete Demonstration, erreichen zu können.

Diese wechselnden Erwartungen und Entschlüsse hielten Napoleon von seiner Armee länger entfernt, als es für den Krieg, wenn er zuletzt doch unvermeidlich werden sollte, ersprießlich war. Er hätte diesmal nicht zu seinen Soldaten, wie in der Proklamation vor dem Ausbruch des letzten Kampfes gegen Oesterreich, sagen können: „Ich komme mit der Schnelligkeit des Blitzes an....". — Er schien vielmehr die Kenntniß vom Werthe der Zeit, in deren Gebrauch ihm früher Niemand gleich gekommen war, jetzt etwas vergessen zu haben. Erst am 9. Mai verließ er, in Begleitung seiner Gemahlin und eines zahlreichen Gefolges, St. Cloud, um in Dresden zu verweilen, wo er mit mehrern Monarchen und vielen anderen hohen Personen zusammentreffen wollte. Mit Ausnahme der Beherrscher von Rußland und Großbrittanien konnten jetzt die meisten übrigen Fürsten für seine ganzen oder halben Vasallen gelten. Seine Reise glich einem immerwährenden Triumphzuge. In Mainz warteten ihm der Großherzog von Darmstadt, der Landgraf von Homburg und des ersteren Neffe, der junge Erbprinz von Anhalt-Köthen, auf. In Würzburg erschienen der König von Würtemberg und der Großherzog von Baden. In Freiberg kamen ihm der König und die Königin von Sachsen entgegen. Ueberall wurde Napoleon mit Glockengeläute, Kanonendonner, feierlichen Aufzügen, Ueberreichung von Lorbeerkränzen, Freudenfeuern u. s. w. empfangen. Auf den Ehrenpforten prangten in deutscher und französischer Sprache Inschriften wie folgende: „Napoleon dem Großen, dem Unüberwindlichen, dem Sieger, Erhalter, Beschützer!" — In Dresden wurde am Tage nach seiner Ankunft in allen Kirchen der ambrosianische Lobgesang angestimmt. Im Schauspielhause stellte die Scene einen Sonnentempel mit der Inschrift vor: „Weniger groß und glänzend als Er ist die Sonne!" — Obgleich Napoleon in Deutschland nicht mehr, wie in früherer Zeit, Begeisterung und Hoffnung erregte, sondern derselbe im Geheimen verwünscht, und als die Quelle aller vorhandenen Uebelstände betrachtet wurde, so war doch das Volk auf seinem Wege überall in großen Schaaren zusammengeströmt, und seine Erscheinung hatte den Eindruck eines mit Furcht vermischten Erstaunens gemacht. Der Menge fiel seine im Norden ungewöhnliche Gesichtsbildung, das Feuer seines Blickes, der eigenthümliche Ausdruck seiner Züge auf. Die tiefer Blickenden dachten, indem sie ihn betrachteten, an Alles, was von diesem Manne seit fünfzehn Jahren ausgegangen war, und sannen über die Rolle nach, welche ihm vom Schicksale noch zu spielen bestimmt sein konnte. Seit vielen Jahrhunderten hatte Nie-

mand die Einbildungskraft der Menschen so tief wie Napoleon ergriffen. Gedankenlos konnte nur der Stumpfsinn bei seinem Anblick bleiben.

Es erschienen in Dresden der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich, Stiefmutter der Gemahlin Napoleon's, bekannt durch ihre Abneigung gegen Alles, was aus der französischen Revolution hervorgegangen war oder mit ihr zusammenhing; der Großherzog von Würzburg, Oheim der Kaiserin der Franzosen; die Herzoge von Weimar, Koburg, Mecklenburg, Anhalt-Dessau, und erst auf ausdrücklichen Wunsch Napoleon's, in den letzten Tagen seines Aufenthaltes, der König und der Kronprinz von Preußen. Eine unermeßliche Menge von Fremden und Neugierigen hatte sich nach Dresden begeben. Napoleon ward daselbst, obgleich er dem Kaiser Franz, als seinem Schwiegervater, den Vortritt ließ, als der König der Könige angesehen, und trat auch äußerlich mit einem großen Machtgefühl auf. Von allen Seiten wurden glänzende Feste gegeben, aber es herrschte auf dieser Fürstenversammlung in Dresden nicht die Heiterkeit, wie vier Jahre vorher bei der Zusammenkunft in Erfurt. Damals hatte die Freundschaft zwischen Alexander und Napoleon für eine Bürgschaft der baldigen Wiederherstellung des allgemeinen Friedens gegolten. Jetzt stand zwischen ihnen ein gewaltiger Kampf bevor, dessen Folgen, wer auch von ihnen Sieger blieb, auf Europa erschütternd zurückfallen mußten. Die Welt schien des vorhandenen Zustandes müde zu sein, und die Zukunft lag dunkler und räthselhafter als je da. Napoleon zeigte sich nicht heiter, und nahm an den ihm gewidmeten Huldigungen und Festlichkeiten keinen belebenden Antheil, wie er in Erfurt gethan hatte. Er war mit Geschäften überladen, und täglich trafen aus den ihm zugehörigen oder mit ihm verbündeten Staaten Kuriere bei ihm ein. Er erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Grafen von Narbonne, der von ihm, mit Vorschlägen zu weiteren Unterhandlungen, nach Wilna in das Hauptquartier des russischen Kaisers geschickt worden war. Nächst der Kriegs- und Friedensfrage ward Napoleon während seines Aufenthaltes in Dresden besonders von den polnischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Er ernannte den Abbé de Pradt, früher Bischof von Poitiers, jetzt Erbischof von Mecheln, zu seinem bevollmächtigten Minister in Warschau. Derselbe bekam den Auftrag, die, im Vergleich zu der Zeit vor dem tilsiter Frieden, etwas erloschene Begeisterung der Polen für den Kaiser von Neuem anzufachen, sie zur Vermehrung ihrer Truppen zu veranlassen, ihnen aber keine bestimmten Versprechungen für ihre Zukunft zu geben. Talleyrand war Anfangs zu dieser Stelle ausersehen gewesen. Einige unvorsichtige Aeußerungen über Napoleon's Politik

hatten seine Ernennung verhindert. Es war dies ein Unglück für die französischen Interessen, da de Pradt der Lösung einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war.

Am 28. Mai traf Narbonne von seiner Sendung nach Wilna in Dresden ein. Er brachte die Nachricht mit, daß Alexander auf seinem Ultimatum beharre, und daß derselbe, wenn das französische Heer die Gränze überschreiten sollte, in keine Unterhandlungen, so lange es auf russischem Boden bliebe, einwilligen werde. Alexander hatte Narbonne in Wilna eine Karte von Rußland gezeigt, und dabei geäußert: „Ich weiß, was für ein großer Feldherr der Kaiser Napoleon ist, und gebe mich deshalb über den Anfang des Krieges keinen Täuschungen hin. Aber ich habe die Zeit und die Entfernungen für mich, und will lieber in die entlegensten Theile meines Reiches mich zurückziehen, als ungerechten Forderungen nachgeben!“ — Napoleon erwiederte auf Narbonne's Mittheilung: „Ich sehe die Gelegenheit, welche mir Zwang anthut, als eine Gunst an!“ — Erst am 29. Mai verließ er Dresden, nachdem er daselbst vierzehn Tage zugebracht hatte, die er bei seiner Armee, welche, wegen ihrer ungeheueren Masse und verschiedenartigen Zusammensetzung, seiner ordnenden Gegenwart mehr als sonst bedurfte, zweckmäßiger angewandt haben würde. In Erfurt hatte Napoleon Alexander für sich gewonnen, in Dresden aber eigentlich nichts erreicht. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen, und selbst die kleineren Fürsten waren ihm während dieser Zusammenkunft nicht näher getreten.

Die ganze Napoleon unmittelbar zugehörige oder von ihm abhängige Streitmacht hatte sich unterdessen der russischen Gränze genähert. Es waren zu dieser Heerfahrt, die einer bewaffneten Völkerwanderung glich, über 600,000 Mann, darunter 94,000 Reiter, 40,000 Artilleristen, 20,000 Trainsoldaten und 145,000 Sattel- und Zugpferde aufgeboten worden. Zu derselben Zeit hatte der Eroberer 150,000 Mann in Frankreich, 50,000 in Italien, und 300,000 in Spanien stehen. Er hatte demnach über eine Armee von elfmalhunderttausend Mann zu gebieten. Es bedurfte einer Thätigkeit und eines Blickes ohne Gleichen, um eine so ungeheure Masse auch nur einigermaßen übersehen und leiten zu können.

Die ganze gegen Rußland bestimmte Heermacht war, die Garde, die von den Marschällen Lefebvre, Mortier und Bessieres befehligt wurde, eingerechnet, in zwölf Korps, unter den Marschällen Davoust, Ney, Oudinot, Macdonald, Victor, dem Vicekönig von Italien, dem Fürsten Poniatowsky, dem Fürsten Schwarzenberg, den Generalen Gouvion St.

Cyr, Vandamme, Regnier, eingetheilt. Vier Hauptsprachen wurden in ihr geredet: französisch, deutsch, italienisch, polnisch. Der Nationalität nach befanden sich in dieser Armee: 375,000 Franzosen, 160,000 Deutsche, ohne die Soldaten, welche in den zu Frankreich geschlagenen, ehemals deutschen, Landestheilen geboren waren, zu zählen, 50,000 Polen, 45,000 Italiener, ohne Piemonteser, Genueser, Toskaner und Römer in Anschlag zu bringen. Hierzu kamen noch Spanier und Portugiesen, welche sich, schon vor der Erhebung ihrer Landsleute auf der pyrenäischen Halbinsel, außerhalb ihrer Heimath befunden hatten, und die jetzt an diesem Zuge Theil nehmen mußten, Holländer, Flamänder, Illyrier, Kroaten in der französischen Armee, Magyaren und Wallachen in dem österreichischen Hülfskorps. Es war dies eine Völkervermischung, wie sie seit den Zeiten des Xerxes nicht mehr gesehen worden.

Außer 54,000 Reitern, die den einzelnen Armeekorps zugetheilt waren, hatte Napoleon noch eine Reservekavallerie von 40,000 Mann, unter Murat's Oberbefehl, von Nansouty, Montbrun, Grouchy und Latour-Maubourg kommandirt, vereinigt. Die Zahl der Geschütze wird auf 1372 angegeben. Das Heer führte sechs Brückenequipagen, mehre Munitionsparks, einen großen Belagerungstrain, einen Handwerks- und Materialientrain für die Arbeiten des Ingenieurskorps bei sich. Ganze Bataillone von Arbeitern jeder Art: Maurer, Zimmerleute, Bäcker, selbst Gärtner mit Sämereien und Ackerleute, um gleich die Felder bestellen zu können, folgten der Armee, als wenn dieselbe sich in dem fremden Lande niederlassen sollte. Selbst Mühlen zum Mahlen des Getraides und Feuerspritzen waren nicht vergessen. Es fehlte nicht an zahllosen mit Lazareth-Utensilien bepackten Fuhrwerken, begleitet von ganzen Scharen von Krankenwärtern und Wärterinnen. Von dieser ungeheuren Kriegsmaschine mußte, wenn sie in regelmäßigem Gange erhalten wurde, ein gränzenloser Erfolg, aber auch, wenn sie ins Stocken gerieth oder auseinanderging, eine nie gesehene Niederlage herbeigeführt werden.

Die friedliche Bevölkerung Deutschlands hatte mit Staunen und Besorgniß die endlosen Züge dieser von Westen und Süden nach Osten und Norden sich bewegenden Heersäulen betrachtet. Mehre Wochen lang war auf den Militairstraßen, vom Morgen bis zum Abend, nichts als der Schall der Feldmusik, das Getöse der Rosse, das Rasseln und Dröhnen der Wagen und Kanonen vernommen worden. Alles war wie betäubt und erdrückt. Erst wenn der Durchmarsch vorüber war, konnten die Einwohner die Nachtheile und Lasten berechnen, welche ihnen von diesen Massen zugefügt worden waren. Das preußische Gebiet wurde

am Härtesten mitgenommen. In Berlin hatten vom 28. März bis 1. September (1812) 240,000 Militairpersonen und 130,000 Pferde Quartier und Verpflegung erhalten. Die einzige Provinz Ostpreußen war mehre Wochen lang zur Ernährung von 300,000 Mann Infanterie und 45,000 Reitern genöthigt gewesen. Ungeachtet der Strenge des französischen Kriegskodex, und der Absicht der obersten Heerführer, die Disciplin zu erhalten, hatte Unordnung und Willkühr schon während des Zuges durch die verbündeten Staaten zugenommen. Die Officiere und Militairbeamten nahmen so viel Vorspann, als ihnen beliebte, in Anspruch, schleppten die Knechte und Pferde, so weit sie wollten, mit sich fort. Die Soldaten griffen nach Allem, was ihnen gefiel. Es ging dabei nicht ohne persönliche Reibungen, und ohne Mißhandlung der wehrlosen Einwohner ab. Unter diesen bildete sich im Stillen eine tiefe Erbitterung über die erlittenen Drangsale. Eine solche Armee mußte um jeden Preis siegen, um alle Klagen für immer verstummen zu machen. Denn sie ließ überall in ihrem Rücken eine feindlich gesinnte Bevölkerung zurück. Die verschiedenen nationalen Bestandtheile, aus welchen sie zusammengesetzt war, fühlten sich einander fremd und sogar abgeneigt. Es war die größte Einheit und höchste Kraft in der Leitung dieser Heerfahrt nöthig, damit sich die von der Natur getrennten Elemente derselben nicht gegen einander kehrten.

Napoleon war von Dresden aus über Thorn, Danzig und Königsberg zu seiner Armee abgereist. In Gumbinnen erhielt er die Nachricht, daß Lauriston, den er, so wie schon vorher Narbonne, an den Kaiser Alexander nach Wilna zur Anknüpfung von Unterhandlungen abgeschickt hatte, von diesem nicht zugelassen worden war. Er rief jetzt Lauriston von seiner Botschafterstelle ab, was einer Kriegserklärung gleich kam. Am 23. Junius überschritten zuerst 400,000 Mann, denen 200,000 folgten, unweit Kowno, unter Napoleon's Augen, den Gränzfluß Niemen. Am russischen Ufer standen einige Abtheilungen Kosaken, die sich eiligst zurückzogen. Von den Einwohnern ward Niemand sichtbar. Ueberall herrschte, ausgenommen unter den einherziehenden Truppen, die tiefste Stille und Einsamkeit. Am 24. Junius erließ Napoleon eine Proklamation an das Heer, in der, aller Wahrheit entgegen, behauptet wurde, daß Rußland die französischen Adler entehren wolle, indem es deren Rückzug über den Rhein verlange. „Es wird von seinem Verhängniß hingerissen," hieß es ferner, „möge sein Schicksal sich erfüllen!" — Napoleon nannte, um den Polen Hoffnungen zu geben, den beginnenden großen Kampf: den zweiten polnischen Krieg.

Die von Alexander I. zur Abwehr seines Reiches gegen den furchtbaren Angriff aufgestellten Streitkräfte waren viel geringer an Zahl als die Napoleon's, wurden von weniger talentvollen Generalen befehligt, und bestanden aus nicht so kriegsgeübten Truppen, besaßen aber den Vortheil, größtentheils zu ein und derselben Nation zu gehören, den heimathlichen Boden zu vertheidigen, und ihren Hülfsquellen nahe zu sein. Die russische Heeresmacht, welche im Anfange des Feldzuges zum Widerstand gegen die Franzosen bestimmt war, bestand aus der ersten Westarmee von 127,000 Mann unter dem General Barclay de Tolly, einem gebornen Liefländer von schottischer Herkunft — der zweiten Westarmee unter dem Fürsten Bagration, 63,000 Mann stark — der Reservearmee unter dem General Grafen Tormassof von 48,000 Mann. Der am 28. Mai mit der Pforte in Bucharest abgeschlossene Friede erlaubte, das an der Donau kämpfende russische Heer im Norden zu verwenden. Dasselbe konnte aber, bei der weiten Ferne, aus welcher es herbeizog, erst nach längerer Zeit auf dem Kriegsschauplatz erscheinen. Es wurde, die Moldauarmee genannt und 60,000 Mann stark, nach Kutusof's Abgang, von dem Admiral Tschischagoff befehligt. Außerdem befanden sich an der Düna, der Beresina und dem Dnepr Reserven im Betrage von 55,000 Mann. Das zur aktiven Armee gerufene finnländische Korps zählte 15,000 Mann. Die zum Felddienst brauchbare russische Heeresmacht bestand, als Napoleon über den Niemen zog, aus höchstens 370,000 Mann, von denen aber nur 200,000 Mann den Franzosen entgegengesetzt werden konnten.

Die zur Besiegung Rußlands bestimmten französischen und bundesgenössischen Streitkräfte waren in drei Abtheilungen, das Centrum unter des Kaisers unmittelbarer Leitung, der rechte Flügel, welcher aus Oesterreichern, Franzosen und Sachsen bestand und von Schwarzenberg befehligt wurde, der linke Flügel, an dessen Spitze Macdonald stand und zu dem das preußische Hülfskorps gehörte, über die Gränze gerückt. Das Centrum sollte durch Litthauen in das Innere Rußlands vordringen, der rechte Flügel Volhynien besetzen, der linke Riga belagern. Napoleon hatte aber wiederum das Centrum in zwei ungleiche Hälften getheilt, die eine stärkere sich selbst vorbehalten, die zweite viel schwächere dem Könige von Westphalen untergeben. Diesem fehlte es nicht an Muth, er war aber nicht zum Oberbefehl geeignet. Der Kaiser hatte seinen Bruder nur aus dynastischem Stolz zu einer über dessen Kräfte gehenden Rolle bestimmt.

Napoleon langte am 28. Junius, unter dem Jubel des Volkes, welches ihn als Befreier begrüßte, in Wilna, der Hauptstadt des alten

Litthauens, an. Er empfing daselbst eine polnische Deputation, an deren Spitze Joseph Wibicki, der schon 1806 im Verein mit Dombrowski den Aufruf an die Bewohner des ehemaligen Südpreußens erlassen hatte, stand. Der in Warschau versammelte Reichstag hatte eine Generalkonföderation aller altpolnischen Provinzen und die Wiederherstellung des Königreichs Polen beschlossen. Die nach Wilna gesandten Senatoren und Landboten waren beauftragt, Napoleon um Genehmigung und Unterstützung dieses Planes anzugehen. Vergebens hatten diesem mehre seiner Vertrauten, namentlich der scharfsinnige und erfahrene Graf Louis von Narbonne, die Erneuerung Polens als das wesentliche oder vielmehr einzige Mittel, Rußland zu schwächen und seinen Einfluß von Europa abzuhalten, empfohlen. Bei Napoleon's Gleichgültigkeit gegen die Nationalitäten, mit Ausnahme der französischen, weil sie die Grundlage seiner Macht bildete, und einigermaßen auch der italienischen, ihm wegen seiner eigenen Herkunft werth, und seiner Abneigung gegen jede Regung der Freiheit, war er nicht zur Erfüllung der Wünsche des Reichstages in Warschau geneigt. Er ertheilte der Deputation eine dunkle, vieldeutige Antwort, lobte ihre Vaterlandsliebe, meinte, daß er in ihrer Stelle eben so gehandelt haben würde, schob aber die Anerkennung ihres Beschlusses auf, und nahm Gallizien, weil er dessen Besitz dem Kaiser von Oesterreich garantirt habe, von einer möglichen Restauration Polens ausdrücklich aus. Seine Absicht war, die Polen für seine militairischen Zwecke auszubeuten, sie den Russen als ein Schreckschild vorzuhalten, aber keine bestimmten Verpflichtungen gegen dieselben einzugehen, und ihre Zukunft von seinen anderweitigen Entwürfen abhängen zu lassen.

Verschiedene innere und äußere Gründe machten ihn einer Wiederherstellung Polens überhaupt, besonders aber in jenem Augenblick, abgeneigt. Er hielt die Polen für halbe Republikaner, was sie in der That, wie ihre Geschichte beweist, auch immer gewesen sind; glaubte, daß sie diese Grundsätze, nach wiedererlangter Unabhängigkeit, auf ihren Reichsversammlungen geltend machen, und dafür in Frankreich einen Wiederhall finden könnten. Der Gedanke an das Erwachen des revolutionairen Geistes im französischen Volke stellte sich ihm als ein Gespenst dar, dessen Möglichkeit sein Stolz verwarf, von dem seine Einbildungskraft aber zuweilen beunruhigt wurde. Dann war er in Bezug auf sein Verhältniß zu Rußland von Zweifeln erfüllt. Er hatte den Bruch mit ihm gesucht, herbeigeführt, fühlte sich aber unsicher, als es endlich zum Kriege kam. Es war nicht Scheu vor den russischen Streitkräften, welche er gern vollständig und bald sich gegenüber gesehen hätte, um sie auf ein-

mal niederwerfen zu können, sondern die Entfernung von Frankreich, die Nachrichten aus Spanien, die Stimmung in Deutschland, das unsichere Bündniß mit Oesterreich und Preußen, was ihn bedenklich machte. Er hoffte deshalb noch immer auf einen Vergleich mit dem Kaiser Alexander, unter der Bedingung, daß dieser dem Handel mit den Neutralen entsagte. Eine solche Uebereinkunft wäre aber bei der bestimmt ausgesprochenen Absicht einer Wiederherstellung Polens unmöglich gewesen, weil Alexander freiwillig nicht einem Theile seiner besten Provinzen entsagt haben würde. Denn ein unglücklicher Krieg hätte ihm keine größeren Opfer auferlegt. Napoleon beschloß deshalb, die Wünsche der Polen weder zu erfüllen noch entschieden abzulehnen, um Rußland, je nach den Umständen, gewinnen oder ihm Furcht einflößen zu können. Napoleon irrte sich in dieser, wie in so vielen anderen, ihm von seiner Selbstsucht während dieser letzten Epoche seiner Laufbahn eingegebenen Berechnungen. Die Begeisterung der Polen für ihn ward von seiner zweideutigen Haltung gegen sie niedergeschlagen, und Rußland nicht zum Frieden gestimmt. Selbst die Absicht Napoleon's, den Muth und die Kriegslust der Polen nach einem großen Maßstabe für sich zu benutzen, schlug, da er ihnen ihr Vaterland nicht zurückgeben wollte, fehl. Wenn er damals die Wiederherstellung Polens, wozu er die Mittel besaß, ausgesprochen hätte, so würde er in diesem Lande ein gewaltiges Heer aufgebracht haben. So aber beschränkten sich die Polen darauf, ihm nur das zu gewähren, was sie ihm nicht verweigern konnten.

Napoleon hielt sich, wie in Dresden, so auch in Wilna, zu lange (achtzehn Tage) auf. Er richtete in Litthauen eine neue Verwaltung ein, und hob einige Regimenter aus. Seine Sparsamkeit, ein Zug, der an ihm erst seit dem spanischen Kriege hervortrat, als die von seiner Herrschsucht verursachten Ausgaben seine Einnahmen zu übersteigen anfingen, veranlaßte ihn, den Litthauern die nöthigen Geldmittel zu verweigern, wodurch ihre militairische Organisation in Stocken gerieth. Als er Wilna verließ, ließ er daselbst Maret, Herzog von Bassano, dem er ein Jahr vorher, in Champagny's Stelle, das Ministerium des Auswärtigen übergeben hatte, mit großen Vollmachten zur Besorgung aller politischen und administrativen, den gegenwärtigen Krieg betreffenden, Gegenstände zurück. Napoleon's frühere Minister des Auswärtigen, Talleyrand und Champagny, hatten, ersterer ihm zuweilen widerstanden, und seine Ideen berichtigen wollen, letzterer die ihm verderblich erscheinenden Pläne wenigstens durch sein Stillschweigen gemißbilligt, und sie in der Ausführung zu mäßigen gesucht. Maret war dagegen nur des Kaisers

Echo, und bestärkte ihn in allen seinen Illusionen, indem er sie selbst theilte.

Der Zustand der Armee ließ, als endlich die Zeit der Entscheidung herannahte, viel zu wünschen übrig. Ihre ungeheuere numerische Stärke ward eine der Ursachen ihrer Schwäche. Die langen Märsche, für manche Korps vom Ocean, dem Mittelländischen und dem Adriatischen Meer, für andere vom Rhein, der Donau, der Elbe und Oder aus, hatten die vielen jungen Soldaten schon vor dem Uebergange über den Niemen erschöpft. Ungeachtet der großen angehäuften Vorräthe litten die Truppen, sobald sie in Litthauen die slavisch-orientalische Welt betraten, an manchem Nothwendigen Mangel. Die Armeeverwaltung konnte für eine der eingeübtesten gelten, war aber nicht auf eine solche Menge von Streitern berechnet. Die Magazine lagen zu weit auseinander, und die Austheilung erfolgte langsam und unregelmäßig. Zu schneller Beobachtung der vorgeschriebenen Förmlichkeiten hätte eine viel größere Anzahl von Beamten gehört. Der Soldat gewöhnte sich an Selbsthülfe, Unordnung und Ausstoßung von Klagen. Vermöge der Heerden, welche die Truppen noch eine Zeit lang begleiteten, fehlte es nicht an Fleisch, aber, nachdem die russische Gränze überschritten worden, an Brodt, Branntwein und Salz. Die jungen Soldaten, welche nicht schon an jeden Wechsel der Witterung und Nahrung gewöhnt waren, litten von der großen Hitze während der langen Tage, den ungewürzten Speisen, dem schlechten Wasser. Zugleich machte sich der Eindruck der einförmigen, öden Natur, durch welche sie zogen, auf ihre Stimmung in lähmender Weise geltend. Sie sahen rechts und links von der Straße, auf welcher sie zogen, nichts als das traurige Einerlei endloser Kiefern- und Tannenwälder. Besonders wurde der Nationalfranzose, bei seiner eindrucksfähigen Gemüthsart, von dieser öden Einförmigkeit niedergedrückt, und verlor von seiner Fröhlichkeit, die einen bedeutenden Theil seiner Kraft ausmacht. Die schmutzigen und außerdem noch seltenen Dörfer, die elenden kleinen Städte stießen das fast durchgängig an schönere und reichere Gegenden gewöhnte Kriegsvolk zurück, und ließen dasselbe in der Ferne noch peinlichere Erscheinungen ahnen. Es war nicht selten, daß junge Soldaten, aus Heimweh und Verdruß über Das, was sie umgab, sich selbst entleibten.

Noch schlimmer war die fast von dem Eintritt in Litthauen an entstandene Gewohnheit der willkührlichen Entfernung von dem Korps, des Plünderns der wohlhabenden Wohnsitze, der Schlösser des Adels und selbst der Kirchen und Klöster. In der Armee, welche Napoleon nach

Rußland führte, gab es, abgesehen von den entsittlichteten Charakteren unter den Bundesgenossen, 30 — 40,000 französische Soldaten, welche sich früher Jahre lang der Konskription, indem sie unter falschen Namen von Departement zu Departement umherirrten, oder sich in entlegenen Gegenden verborgen hielten, entzogen hatten. Endlich ergriffen, wurden dieselben eine Zeit lang zu besonderen Strafabtheilungen vereinigt, zuletzt aber, als sie sich weit von ihrer Heimath befanden, unter die Regimenter vertheilt. Von diesen Leuten gingen ursprünglich die meisten Unordnungen aus. Ihr Beispiel wurde aber bald von Anderen nachgeahmt. Eine Menge junger, eben erst ausgehobener Polen gesellte sich den Ausreißern zu, diente ihnen zu Wegweisern und Dolmetschern. Die Nachzügler und Plünderer vereinigten sich zu Schaaren, ließen sich in den Schlössern nieder, und brandschatzten das umherliegende Land. Napoleon befahl, um diesen Unordnungen zu steuern, die Errichtung einer aus Eingeborenen bestehenden berittenen Polizei, die aber von französischen Gensd'armen angeführt wurde. Diese suchte die Ausreißer auf, machte sie, wenn sie widerstanden, auf der Stelle nieder, oder schickten sie, in Ketten gelegt, zu ihren Regimentern zurück, wo dieselben, wenn ihnen besondere Vergehen nachgewiesen werden konnten, erschossen wurden. Dem Uebel ward aber damit nur theilweise Einhalt gethan. Es kam vor, daß Soldaten beim Einzuge in Städte, wie Wilna, unter den Augen ihrer Officiere zu plündern anfingen. Selbst die häufige Anwendung der Todesstrafe war nicht mehr zur Wiederherstellung der Ordnung hinreichend. Die natürlichen Hindernisse, wie übler Einfluß des Klima's, Mangel an Lebensmitteln, Erschöpfung, Krankheiten, fingen die Disciplin in diesem Chaos von Bewaffneten aller Nationen locker zu machen an.

Napoleon's Absicht war, die viel schwächeren und zerstreut stehenden russischen Streitkräfte schnell mit überlegener Macht anzufallen, sie vor ihrer Vereinigung einzeln zu schlagen, die erste und zweite Westarmee zu trennen, die letztere ganz aufzureiben, und dem Feinde gleich Anfangs so bedeutende Schläge beizubringen, daß sein Widerstand gelähmt würde. Zu dem Ende wollte er, nach der Besetzung Wilna's, dem Fürsten Bagration, welcher die zweite Westarmee kommandirte, 40,000 Mann unter dem Marschall Davoust über Minsk in den Rücken senden. Ein Heer von 80,000 Mann, mit dem Könige von Westphalen an der Spitze, sollte fünf Tage später bei Grodno über den Niemen setzen, und die zweite Westarmee in der Front anfallen. Um es Bagration unmöglich zu machen, sich zu Barclay de Tolly durchzuschlagen, waren 60,000 M.,

unter dem Vicekönig von Italien, bestimmt, oberhalb Kowno bei Pilony den Niemen zu überschreiten. Mit seiner Hauptmacht wollte Napoleon die erste Westarmee unter Barclay de Tolly gegen die Düna treiben. Dieser kühne, aber wohl durchdachte Plan, bei der Zahl der dem Kaiser zu Gebot stehenden Truppen vollkommen ausführbar, scheiterte an den von dem Könige von Westphalen, dem sein Bruder zu viel zugemuthet hatte, begangenen Fehlern, zum Theil auch an der durch die schlechten Wege, und die Ermüdung der Soldaten verursachten Langsamkeit der Bewegungen. Nur Davoust zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen. Hieronymus hatte sich mit Vandamme, dem erfahrensten der unter ihm stehenden Generale, entzweit. Der Streit kam vor den Kaiser, welcher befangen genug war, seinem Bruder Recht zu geben, und sich dadurch Vandamme's Dienste, der sich unzufrieden zurückzog, für diesen Feldzug beraubte. Der General Junot, Herzog von Abrantes, welcher in Vandamme's Stelle trat, war von Wunden und Kriegsmühen erschöpft, und nicht im Stande, einen Mann von Vandamme's Kraft und Kühnheit zu ersetzen.

Bald sollte Napoleon des Mißgriffes, seinem Bruder die Ausführung des wichtigsten Theiles seines Planes anvertraut zu haben, gewahr werden. Hieronymus zog am 30. Junius in Grodno ein. Er war angewiesen worden, Bagration nicht zu sehr zu drängen, um Davoust Zeit zu lassen, demselben in den Rücken zu fallen. Der König von Westphalen faßte aber seine Aufgabe ganz irrig auf. Er blieb drei Tage lang, einige Stunden von Grodno, in einem Lager auf dem rechten Ufer des Niemen müßig stehen, und bewegte sich dann langsam in der Richtung nach Minsk (6. Julius). Es wurde ihm von Bagration, dessen Einschließung er bewerkstelligen sollte, bei Mir sogar ein ansehnlicher Verlust beigebracht (10. Julius). Hierauf verlor Hieronymus den Feind aus dem Gesicht. Davoust hatte seinen Marsch nach Minsk, wo er am 8. Julius einrückte, möglichst beeilt. Er traf dort aber nicht auf Bagration, der ihm von Hieronymus entgegengetrieben sein sollte, und blieb von letzterem mehre Tage lang ohne Nachricht. Sobald Napoleon erfuhr, daß Bagration durch die Schuld des Königs von Westphalen entkommen war, zürnte er heftig, und stellte ihn unter Davoust's Oberbefehl. Hieronymus, der dies mit seiner Würde als Souverain nicht vereinbar fand, verließ das Heer, und kehrte in seine Staaten zurück. Davoust gab Bagration's Verfolgung nicht auf, und erreichte ihn bei Mohilew. Aber sein Anfangs ansehnliches Korps war, auf Napoleon's Befehl, durch zahlreiche, zu anderen Zwecken bestimmte Absendungen geschwächt wor=

den. Bei Salaitka, einige Stunden von Mohilew entfernt, ward am 23. Julius von beiden Seiten mit großer Anstrengung gekämpft. Aber Bagration, der jetzt stärker war als Davoust, widerstand den ganzen Tag über, fand einen Uebergangspunkt über den Dnepr, und zog über Mstislaw auf Smolensk hin.

Als Napoleon den Plan faßte, die zweite Westarmee unter Bagration zu umzingeln, was durch den Mangel an Kraft und Raschheit in den Bewegungen des Königs von Westphalen vereitelt wurde, hoffte er, daß es ihm möglich sein würde, von der russischen Hauptmacht unter Barclay de Tolly einzelne Korps abzuschneiden und aufzureiben. Gleich nach dem Uebergange über den Niemen hatte er Oudinot, der noch durch eine Kavalleriedivision verstärkt wurde, nordwestlich gegen den General Wittgenstein, der den rechten Flügel der ersten Westarmee decken sollte, abgeschickt, um ihn an der Vereinigung mit derselben zu hindern. Ney mußte zu Oudinot's Unterstützung in dieser Richtung folgen. Während diese beiden bedeutenden Korps bestimmt waren, sich zwischen Wittgenstein und die Westarmee zu werfen, sollte der Marschall Macdonald, welcher den 25. Junius bei Tilsit über den Niemen gegangen, und am 30. bei Rosienne angekommen war, Wittgenstein in der Front angreifen. Aber die Unternehmung mißglückte, indem Macdonald sieben Tage lang bei Rosienne unthätig stehen blieb. Wittgenstein entging der ihn bedrohenden Gefahr, und langte, nach einem geringen Verlust seiner Nachhut, in Schwenzianty bei der Westarmee an. Dem Korps unter dem General Dochturof, welches den linken Flügel der ersten Westarmee decken sollte, gelang es ebenfalls, sich vor der Verfolgung zu retten, und sich, wie Wittgenstein, bei Schwenzianty mit Barclay de Tolly zu vereinigen. Der Vicekönig von Italien, der dazu mitwirken sollte, die erste und zweite Westarmee auseinander zu halten, konnte seiner Aufgabe, in Folge der von Hieronymus begangenen Fehler, und Davoust's vergeblicher Verfolgung Bagration's, nicht erfüllen.

Napoleon war über dieses Fehlschlagen seiner durchdachtesten Entwürfe betroffen und verstimmt, und maß die Schuld davon ausschließend seinen Marschällen bei. In der That haben die meisten unter ihnen, mit wenigen Ausnahmen, wie Davoust, Ney, Oudinot, in diesem Feldzuge nichts ihrer früheren Thaten Würdiges geleistet, manche sogar entschiedene Mißgriffe begangen. Aber ein Hauptgrund lag in der Unternehmung selbst, für welche eine Macht ausgerüstet war, die unmöglich so vollständig übersehen und so fest wie in früheren Kriegen geleitet werden konnte, in den Terrainverhältnissen, deren Wälder und Moräste den russischen

Generalen vertrauter als den französischen waren; im Klima, dessen Hitze am Tage, selbst den italienischen Soldaten beschwerlich, mit empfindlicher Kälte während der Nacht abwechselte, und in der mangelhaften und unregelmäßigen Verpflegung, welche die Truppen ermattete, und mit Unmuth und Verzweiflung erfüllte. Wenn Napoleon Rußland besiegen wollte, so hätte er es wie Wellington in Spanien und Portugal machen, den Krieg langsam, Schritt vor Schritt, Alles erwägend, nichts dem Zufall überlassend, führen müssen. Dies schien ihm aber, bei der großen Entfernung von Frankreich, und der bedenklichen Stimmung Deutschlands, gefährlich zu sein. Er glaubte, den Kampf durch einzelne vernichtende Schläge rasch beendigen zu können. Daher kam in diese Kriegsführung etwas Improvisirtes und Unvorbereitetes, ganz verschieden von des großen Feldherrn früherer Methode, wo der Kühnheit der Ausführung immer die umsichtigste Untersuchung aller vorhandenen günstigen und ungünstigen Bedingungen vorangegangen war. Das Napoleon mehr von der Politik als von der Strategie gebotene ungestüme Vordringen mußte, in Verbindung mit dem Klima und dem hartnäckigen Widerstande des Feindes, zuletzt für sein Heer von den verderblichsten Folgen werden.

Der Kaiser Alexander hatte in Wilna die Absicht gehabt, selbst den Oberbefehl über sein Heer zu führen. Da dies aber nur dem Namen nach geschehen konnte, indem er zu einer solchen Stellung weder natürliche Anlage noch erworbene Erfahrung besaß, so gingen alle wichtigeren Maßregeln von seinen Umgebungen aus. Diese waren aber unter sich uneinig. Der General von Pfull, ein gelehrter aber unpraktischer Officier, früher in preußischen Diensten, der zu ausschließend von gewissen Theorien und Systemen geleitet wurde, übte anfänglich auf den Kaiser einen großen Einfluß aus. Nach seinem Rath hatten die Russen ein festes Lager bei Drissa an der Düna errichtet, um dort die günstige Gelegenheit zu einer Schlacht zu erwarten. Der Plan Pfull's, mit 50,000 Mann Drissa besetzt zu halten, und mit 70,000 den Franzosen entgegenzugehen, wurde von allen übrigen Generalen bekämpft. Als die gewaltigen Massen des Feindes heranzogen, fühlte sich das russische Heer zur Annahme eines entscheidenden Kampfes zu schwach. Barclay de Tolly verlangte vor Allem die Vereinigung der beiden Westarmeen, was auch beschlossen wurde. Alexander I., auf den von allen Seiten fremder Rath eindrang, und der sich nicht selbstständig zu bestimmen wußte, überließ den Oberbefehl an Barclay de Tolly, und begab sich nach Moskau, um dort Adel und Kaufmannschaft zu patriotischen Opfern aufzufordern. Er erschien daselbst, und regte durch seine Gegenwart in allen Ständen die

größte Begeisterung an. Die Grundbesitzer des Gouvernements Moskau beschlossen, 80,000 Mann auf eigene Kosten bewaffnen und bekleiden zu lassen. Von allen Seiten liefen reiche Beisteuern ein. Der Adel des einzigen Gouvernements Smolensk stellte 20,000 Mann, deren Ausrüstung er ebenfalls übernahm. Diese Bereitwilligkeit konnte aber, so viel sie für die Zukunft versprach, die den Franzosen gegenüberstehende Macht für den Augenblick nicht verstärken. Barclay de Tolly mußte deshalb den Rückzug nach Witepsk antreten. Wittgenstein blieb an der unteren Düna, um die Straße nach St. Petersburg zu decken, zurück.

Am 25. Julius stießen bei Ostrowno, einige Meilen westlich von Witepsk, der russische Nachtrapp und die französische Vorhut auf einander. Von Napoleon's ersten Generalen war anfänglich nur Murat zugegen. Am folgenden Tage kam der Vicekönig von Italien heran. Am 27. Julius wurden von beiden Seiten größere Massen in das Gefecht geführt, und es sah aus, als sollte sich eine regelmäßige Schlacht entwickeln. Aber Napoleon, der gegenwärtig war, vermochte es nicht, die Russen fest zu halten. Barclay de Tolly, davon unterrichtet, daß Bagration seinen Marsch auf Smolensk richte, brach das Gefecht ab, und zog sich zurück. Am 28. Julius rückte Napoleon in Witepsk ein. Sein Heer hatte, nach einem ununterbrochenen Zuge von 100 Stunden, allerdings der Ruhe nöthig, aber er verlängerte dieselbe zu sehr, indem er dort 16 Tage über stehen blieb. Seine Streitkräfte hatten sich, seit dem Uebergange über den Niemen, ohne daß eine Schlacht geliefert worden, ohne die Verluste auf den beiden Flügeln zu rechnen, schon um ein Drittheil vermindert. Die Hauptmacht unter seiner unmittelbaren Führung zählte nur noch 185,000 Mann. Bereits waren 10,000 Pferde aus Mangel an hinreichendem Futter und gesundem Wasser gefallen, und 100 Kanonen zurückgelassen worden.

Während Napoleon in Witepsk rastete, ein Theil seiner Armee aber weiter zog, waren Barclay de Tolly und Bagration, ersterer am 2., letzterer am 4. August, in Smolensk angekommen. Bagration, unternehmender und feuriger als sein Kollege, trieb diesen zu einem Angriff auf den Feind, der von der ganzen Armee laut verlangt wurde. Die Russen zogen den Franzosen bis Rudnia entgegen. Bei Jekowo wurde die französische Avantgarde unter Sebastiani überfallen, und erlitt bedeutenden Verlust (8. August). Napoleon faßte jetzt den Plan, die Entfernung der Russen von Smolensk zu benutzen, auf das linke Ufer des Dnepr überzusetzen, sich dort mit Davoust und dem Vicekönige zu vereinigen, Barclay de Tolly und Bagration, die am rechten Ufer zogen, zuvorzukommen

und sie durch die Besetzung jenes wichtigen Punktes von ihrer Rückzugslinie abzuschneiden. Auch dieser Entwurf, der mit Truppen, wie die seinigen, wohl ausführbar war, und für ihn von den glücklichsten Folgen werden konnte, mißlang, indem der heldenmüthige Widerstand des russischen Generals Newerowsky bei Krasnoi (15. August) die Franzosen unter Murat so lange aufhielt, bis Barclay de Tolly den General Rajewsky zur Besetzung von Smolensk entsenden konnte. Die Franzosen rückten nach dem Gefecht von Jekowo dem Feinde, welcher wieder den Rückzug angetreten hatte, so schnell es nur möglich, nach. Napoleon fing die Nothwendigkeit einer Schlacht, an deren Gewinn er nicht zweifelte, mehr als je zu fühlen an. Ungeachtet der in Witepsk gepflogenen Ruhe nahm, bei dem Mangel an Lebensmitteln, der drückenden Hitze, den schnellen Märschen, der Abgang in seiner Armee durch Kranke und Nachzügler reißend schnell zu. Der Soldat erhielt nur Mehl statt des Brodtes, und Branntwein war selten geworden. Es fehlte an Lazarethen und Medikamenten, und wer erkrankte, konnte schon für todt gelten. Am 16. August langte die französische Hauptmacht im Angesicht von Smolensk an. Die Russen hatten sich am rechten Ufer des Dnepr aufgestellt. Smolensk war von einer aus der Zeit der mongolischen Herrschaft stammenden Mauer umgeben, deren ungeheuere Dicke des Belagerungsgeschützes spottete. Den Franzosen, welche zum Sturm bereit waren, gelang es nicht, Bresche zu schießen, während das Feuer der Russen unter ihnen große Verheerungen anrichtete. Am 17. August wurde den ganzen Tag über auf das Heftigste gekämpft. Der Kaiser hoffte auf eine Schlacht für den anderen Tag und bereitete sich darauf vor. Er konnte seinen Unmuth nicht verbergen, als er am anderen Morgen bemerkte, daß die Russen während der Nacht vom 17. zum 18. in tiefster Stille und größter Eile abgezogen waren. Bei der rings umher herrschenden Einöde und dem Mangel an Kundschaftern vermochte Napoleon nicht einmal sogleich in Erfahrung zu bringen, welche Straße der Feind eingeschlagen hatte. Smolensk, das in Flammen stand, als die Franzosen einrückten, in dessen Mauern sie nur Todte und Verwundete fanden, war für sie eine unfruchtbare Eroberung, die ihnen gleichwohl 12,000 ihrer besten Soldaten von Davoust's, Ney's und Poniatowsky's Korps gekostet hatte. Bei Valutina=Gora hielt die russische Nachhut Stand, und es entspann sich ein Gefecht, in welches von beiden Seiten immer größere Massen hineingezogen wurden, so daß Napoleon auch hier eine Schlacht erwartete. Murat und Ney würden an jenem Tage den Russen große Verluste zugefügt haben, wenn der General Junot, Herzog

von Abrantes, der in der Nähe stand, ihnen zu Hülfe gekommen wäre. Die Franzosen verloren in diesem Gefecht 7000 M., unter ihnen einen ihrer ersten Divisionsgenerale, Gudin, der sich bei allen früheren Gelegenheiten hervorgethan hatte. Wenn schon die von dem französischen Centrum bisher davon getragenen Erfolge Napoleon's Gewohnheit, zu schlagen und zu siegen, und den gemachten Plänen nicht entsprachen, so mußten ihm die Nachrichten, welche von den beiden Flügeln in Smolensk eintrafen, noch bedenklicher erscheinen.

Das österreichische Hülfskorps, welches unter dem Fürsten Schwarzenberg den rechten Flügel der Napoleonischen Streitmacht bildete, war über Lublin und Kobryn nach Pinsk, wo Litthauen und Volhynien an einander gränzen, gezogen. Dort ist das Land, 60 Meilen in die Länge und 6 bis 26 in die Breite, mit Morast und Gebüsch bedeckt. Diese sumpfige, finstere Waldesnacht wird von drei Straßen, von Mohilew nach Mozyr, von Minsk nach Pinsk, von Slonim nach Brzecsc, durchzogen. Der König von Westphalen hatte es versäumt, diese Straßen, die Engpässen gleichen, da weder rechts noch links von ihnen das Land fahrbar ist, zu besetzen, eine Unvorsichtigkeit, die es Tormassof möglich machte, mit der Reservearmee aus Volhynien hervorzubrechen. Derselbe griff die Oesterreicher bei Pinsk an, und zwang das Korps unter Frimont zum Rückzuge. Der General Reynier, welcher mit Schwarzenberg, obgleich von demselben unabhängig, gemeinsam operiren sollte, wies einer sächsischen Brigade unter dem General von Klengel eine so fehlerhafte Stellung an, und gab sie so bloß, daß Klengel, von Tormassof mit überlegener Macht angegriffen, nach tapferer Gegenwehr überwältigt und gefangen wurde (24. Julius). Reynier ward darauf von Napoleon unter Schwarzenberg's Oberbefehl gestellt. Am 12. August wurde Tormassof von dem österreichischen Hülfskorps bei Podobna geschlagen, wich aber in fester Ordnung bis an den Styr zurück, um dort die Ankunft der Moldauarmee unter Tschitschagof zu erwarten. Die Kapitulation der sächsischen Brigade unter Klengel hatte, als sie bekannt wurde, in der Armee einen üblen Eindruck hervorgebracht. Denn es war der erste Fall der Art, welcher in diesem Feldzuge vorkam. Napoleon hatte die russische Reservearmee unter Tormassof für schwächer gehalten als sie war, und sich von dieser Meinung durch keine Vorstellung abbringen lassen. Er beging denselben Irrthum in Bezug auf das russische Korps, welches Bobruisk besetzt hielt, und vertraute dem General Dombrowski, welcher in Minsk stand, um die Verbindung zwischen Wittgenstein und Tormassof zu hindern, zu wenig Mannschaft an.

Das preußische Hülfskorps unter dem General Grawert, welches zum linken Flügel des französischen Heeres gehörte, hatte sich am 19. Julius bei Eckau tapfer geschlagen, und die Russen nach Riga zurückgedrängt, war aber, gegen Napoleon's Erwarten, nicht im Stande, sich dieser Festung zu bemächtigen. Zwischen Oudinot und Wittgenstein fanden, in der Gegend an der Drissa, bei Jakubowo und Kliastitzy, vom 30. Julius bis zum 1. August, blutige Gefechte statt, die keine Entscheidung herbeiführten, in welchen aber die Franzosen größere Verluste als die Russen erlitten. Napoleon schickte Gouvion St. Cyr an Oudinot mit Verstärkung ab. Bald darauf ward Oudinot verwundet, und von Gouvion St. Cyr allein der Oberbefehl geführt. Derselbe schlug die Russen bei Poloczk (18. August), nahm ihnen Kanonen und Gefangene ab, und wurde dafür von Napoleon zum Marschall ernannt.

Ungeachtet dieses Sieges konnte sich der französische Feldherr, dessen Soldaten von Mangel und Krankheit hart mitgenommen wurden, gegen die erneuerten Angriffe Wittgenstein's nur mit größter Anstrengung behaupten. Bei Poloczk ward der bayerische General Deroy, der, fast achtzig Jahre alt, sich durch Thätigkeit und Tapferkeit hervorthat, tödtlich verwundet, und starb sechs Tage nachher. Napoleon hatte die beiden Flügel seiner Armee, besonders den linken, zu sehr außer Acht gelassen, und war mit dem Centrum zu rücksichtslos vorgerückt, was nicht ohne schwere Folgen für den Ausgang des Feldzuges bleiben sollte.

Dem Kaiser hatte sich mehr wie einmal der Gedanke dargestellt, stehen zu bleiben, das Proviant- und Lazarethwesen seines Heeres besser zu ordnen, die einzelnen Korps näher unter einander zu verbinden, die erschöpften Truppentheile durch frischere zu ersetzen, und die Besiegung Rußlands auf mehre Feldzüge zu vertheilen. „Die Expedition gegen Rußland wird ein Krieg von drei Jahren sein," hatte er einige Male geäußert, und erklärt, nicht in den Fehler Karl XII. verfallen zu wollen. In Smolensk trat ihm, nach allen über den Zustand der Truppen eingelaufenen Berichten, die Gefahr eines ununterbrochenen Vordringens mehr als je entgegen. Seine vertrautesten Umgebungen, wie Berthier, sein steter Kriegsgefährte vom ersten italienischen Feldzuge an, sein Stiefsohn Eugen, Duroc und Caulincourt, die er mit besonderer Gunst behandelte, selbst der kühne Murat, riethen ihm dringend an, die Vollendung seines Werkes auf das nächste Jahr zu verschieben. Aber in Smolensk konnte Napoleon nicht stehen bleiben, weil es dort, während des nächsten Winters, an allem einem so großen Heere Nöthigen gefehlt haben würde, und einem Rückzuge nach Litthauen widerstrebte sein Stolz. Er fürchtete

dadurch in den Augen Europa's den zauberischen Ruf der Unaufhaltsamkeit und Unwiderstehlichkeit zu verlieren. Moskau war nur noch dreiundneunzig Stunden weit entfernt. Er hoffte, daß die Russen, um diese alte und in ihrer Meinung geheiligte Hauptstadt ihres Reiches zu vertheidigen, eine große Schlacht wagen würden, und war gewiß, sie zu gewinnen, und dann dem Feinde den Frieden in Moskau vorzuschreiben. Er dachte an Wien und Berlin, deren Besetzung ihn zum Herrn der betreffenden Staaten gemacht hatte, vergaß aber, daß die Einnahme Lissabons und Madrids ihm die pyrenäische Halbinsel keinesweges unterworfen hatte, und daß Rußland noch viel ausgedehnter war, und einem eindringenden Feinde weit weniger Hülfsquellen bot. Es lag nicht in seinem Plan, das russische Reich bedeutend zu verkleinern, wie er es mit Oesterreich und Preußen gemacht hatte. Da er Polen nicht wiederherstellen wollte, so bedurfte es nicht des Abreißens vieler Provinzen von Rußland. Einige Vergrößerungen für das Herzogthum Warschau, Oesterreich und Preußen würden dem Kaiser Alexander keine großen Gebietsverluste verursacht, und die genannten Staaten befriedigt haben. Seine Absicht war, Rußland zu einer Verschärfung der Kontinentalsperre zu zwingen, es dadurch zu demüthigen, und durch dessen Besiegung die Vergeblichkeit jedes Widerstandes gegen ihn von Neuem darzuthun. Er glaubte, daß England dann vereinsamter als je dastehen, und jeder Zweifel an seiner Unfehlbarkeit, jede Regung von Selbstständigkeit in Frankreich, Deutschland und Italien von selbst verschwinden würden. Er beschloß demnach, das Wagestück zu vollbringen, und ohne Aufenthalt auf Moskau loszugehen. Napoleon zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Einnahme dieser Stadt Alexander I. zur Nachgiebigkeit bewegen, und er den in Tilsit und Erfurt auf diesen Monarchen ausgeübten Einfluß, in noch höherer und unbedingterer Weise, wiedererlangen werde. In diesem Falle gährte in seinem Geiste eine neue Welt von Entwürfen, die über Europa hinaus nach Asien (das englische Indien) und Afrika (Egypten) reichten. Dieser hochfliegenden Gedanken an die Zukunft ungeachtet, verlor Napoleon die nächsten Interessen, obgleich er sie zu sehr den Eingebungen seiner Herrschsucht unterordnete, nicht aus den Augen. Um die Verbindung mit den Flanken und die Rückzugslinie sicher zu stellen, befahl er dem Marschall Victor, über Wilna, Minsk, Orsza auf Smolensk zu marschiren, und nach Umständen sich dahin zu wenden, wo seine Gegenwart nöthig sein würde.

Dem furchtbaren Anfalle Napoleon's gegenüber sah sich Alexander I., sowohl um seine Widerstandskraft zu vermehren, als um auf sein

eigenes Volk, dem eine gänzliche Isolirung gefährlich erscheinen konnte, zu wirken, nach auswärtiger Hülfe um. Mit der Pforte war Friede geschlossen, aber die Türken waren deshalb nicht Rußlands Bundesgenossen geworden. Die Alexander früher so eng befreundet gewesenen Kabinette von Berlin und Wien hatten sich, obgleich sie ihm und seiner Sache im Stillen zugethan waren, auf Seite seines Gegners schlagen müssen. Er, der später so eifrige Verfechter des Absolutismus und der Legitimität, näherte sich jetzt den spanischen Kortes, welche er zehn Jahre nachher als die ärgsten Revolutionaire bezeichnete, schloß mit ihrem Bevollmächtigten, Don Francesco de Zea-Bermudez, in Wielki-Luki ein Schutz- und Trutzbündniß ab, und erkannte ihre einige Monate vorher in Kadix dekretirte Konstitution an (20. Julius). Er trug sich auch mit der Erregung von Volksaufständen in Norddeutschland, den illyrischen Provinzen, Tyrol, indem er an der Nordsee und dem Adriatischen Meere Truppen landen lassen wollte, wovon jedoch nichts in Erfüllung ging. Er schloß um diese Zeit auch der Form nach Frieden mit Großbrittanien, obwohl thatsächlich zwischen den beiden Mächten längst kein Krieg mehr bestand. Da der Kaiser von Rußland, bei der zerrütteten Lage seiner Finanzen, fremder Geldhülfe bedurfte, so bot ihm England, für die Dauer des Krieges, eine jährliche Subsidie von 75 Mill. Fr. (3 Mill. Pfd. Sterl.) an, verlangte aber als Pfand die Auslieferung der russischen Flotte. Das brittische Kabinet wollte sich dadurch gegen eine ähnliche Veränderung in Alexander's Gesinnungen, wie in Tilsit geschehen war, sicher stellen. Derselbe ging, von der Noth gedrängt, auf diese etwas demüthigende Bedingung ein. Achtzehn russische Linienschiffe und zwölf Fregatten wurden von englischen Kommissarien in Empfang genommen, um bis zum allgemeinen Frieden in brittischen Kriegshäfen aufbewahrt zu werden.

Von entschiedener Wichtigkeit für die europäischen Angelegenheiten war die Zusammenkunft, welche, am 27. August zu Abo in Finnland, zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Kronprinzen von Schweden statt fand. Wenn letzterer in dem Augenblick, als die Franzosen in das Innere des russischen Reiches eindrangen, mit einer schwedischen Armee Finnland angegriffen hätte, so wäre Rußland in die höchste Gefahr gerathen. Es lag deshalb Alexander außerordentlich viel daran, den ehemaligen Napoleonischen Marschall auf seine Seite zu ziehen. Das Versprechen des russischen Kabinets, Schwedens Absichten auf Norwegen zu begünstigen, war der erste Schritt zur Annäherung gewesen. Aber auch persönlich wollte Alexander sich Bernadotte's versichern. Daher die

Ehrenbezeugungen, mit welchen dieser in Abo empfangen wurde. Die Stadt war erleuchtet und alle Schiffe im Hafen flaggten. Der frühere russische Gesandte in Stockholm, General Suchtelen, überreichte dem schwedischen Kronprinzen die Insignien des Andreas-Alexander-Newsky- und Annen-Ordens. Alexander behandelte Bernadotte nicht nur als Gleichen, sondern mit Entgegenkommen und Hingebung an dessen höhere Erfahrung und reifere Einsicht. Am 30. August wurde zwischen Rußland und Schweden ein Vertrag abgeschlossen, in welchem letzterem der Besitz von Norwegen garantirt, und zu dessen Eroberung eine russische Hülfsarmee versprochen wurde, die, nach vollführter Unternehmung, mit schwedischen Truppen in Norddeutschland landen, und den Franzosen in den Rücken fallen sollte. Napoleon's Vordringen nach Moskau ließ die Bestimmungen dieses Vertrages nicht sogleich zur Ausführung kommen, die aber später ein großes Gewicht in die Wagschale der Ereignisse geworfen haben.

Die russische Hauptmacht unter Barclay de Tolly und Bagration hatte sich, obwohl bei Gelegenheit tapfer kämpfend, seit zwei Monaten unaufhörlich vor dem Feinde zurückgezogen. Es war dies keinesweges nach einem ursprünglichen Plan, wie später so oft behauptet worden, geschehen. Der Kaiser Alexander hatte schon im Anfange des Feldzuges an der Drissa eine Schlacht liefern wollen. Aber die russische Armee, welche Napoleon entgegengestellt werden konnte, war zu schwach gewesen, und hatte erst Verstärkungen an sich ziehen müssen. Die Russen waren von der Eröffnung des Feldzuges überrascht worden, und ein Zurückgehen auf die vorhandenen, aber entfernten Hülfsmittel unvermeidlich gewesen. Da, wo das russische Heer es nicht mit überlegenen Streitkräften zu thun hatte, wie auf den beiden Flügeln, war der Kampf von ihm nicht gescheut, und mehr als ein Vortheil über den Feind davon getragen worden. Aber die erste und zweite Westarmee hatte sich, wenn auch hier und da Stand haltend, aus allen Stellungen verdrängen lassen, und Napoleon bis über Smolensk hinaus kommen lassen. Erst allmälig entwickelte sich, zum Theil durch fremde Eingebung, unter den Russen der höchsten Kreise die Meinung, daß es strategisch nützlich sei, den Eroberer immer tiefer in das Reich hineinzulocken, der in dem Maße schwächer werde, als er sich von der Grundlage seiner Macht entferne, und seine Verluste nicht ersetzen könne. Diese Ansicht fing aber erst von Smolensk an hervorzutreten, denn noch dort waren die russischen Heerführer zur Annahme einer Schlacht geneigt gewesen, und nur durch das Gefühl der Ueberlegenheit Napoleon's und die Hoffnung auf eine günstigere Ge-

legenheit von diesem Plan abgebracht worden. Erst von da an begann die systematische Verwüstung des Landes, und der Gedanke, an dem bevorstehenden Winter einen Bundesgenossen zu finden. Aber ein Theil des Hofes, die große Mehrheit des Adels, die Geistlichkeit, die altrussische Partei überhaupt, sah diesen immerwährenden Rückzug, ohne einen einzigen großen Versuch zum Widerstande, als eine Schmach für das Vaterland an. Die Regierung hatte dem üblen Eindrucke, welchen die Fortschritte des Feindes auf die Nation hervorbringen konnten, dadurch vorzubeugen gesucht, daß sie jedes für die russischen Waffen nicht durchaus unglücklich abgelaufene Gefecht in ihren Bekanntmachungen als einen großen Sieg darstellte, und dafür überall kirchliche und militairische Feierlichkeiten anstellen ließ. Als sich aber die Wahrheit nach dem Aufgeben von Smolensk nicht länger verbergen ließ, und Moskau selbst in Gefahr schwebte, gab sich eine allgemeine Unzufriedenheit mit der Leitung des Kampfes kund. Die Schuld dieses Sinkens des russischen Waffenruhmes ward dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly beigemessen, und derselbe des Kleinmuthes, ja selbst des Verrathes angeklagt. Barclay de Tolly war zwar in Rußland geboren, aber seine ausländische Abstammung, seine protestantische Religion, und mangelhafte Kenntniß der russischen Sprache hatten ihn in den Augen des Volkes immer als einen Fremden erscheinen lassen. Unter den höheren Befehlshabern wußte man sehr wohl, daß er ein eben so treuer Diener seines Kaisers wie seine altrussischen Kollegen war. Aber viele von ihnen stellten sich aus Neid über seine schnelle Erhebung aus dunkeln Verhältnissen, und die große Gunst, in welcher er bei Alexander stand, als glaubten sie an diese gegen ihn entstandenen verläumderischen Gerüchte, und breiteten sie geschäftig aus. Selbst der nächste General nach Barclay de Tolly, Bagration, war ein erklärter Nebenbuhler desselben, und stimmte in die gegen ihn erhobenen Anklagen ein. Zuletzt wurde die Unzufriedenheit mit dem Oberbefehlshaber so laut und allgemein, daß der Kaiser derselben nachgeben zu müssen glaubte, und den kurz vorher in den Fürstenstand erhobenen General der Infanterie Kutusof zum Generalissimus aller gegen Napoleon aufgestellten russischen Streitkräfte ernannte. Barclay de Tolly trat wieder in die Stellung eines Oberbefehlshabers der ersten Westarmee zurück.

Napoleon hatte unterdessen, einmal zum Vorrücken auf Moskau entschlossen, die Verfolgung der Russen mit großem Nachdruck fortgesetzt. Ein von ihm vortrefflich ausgedachter Plan, sich zwischen die beiden russischen Armeen, welche getrennt von einander zogen, einzuschieben, und

Barclay de Tolly die Straße nach Moskau zu verlegen, war durch die von Junot in dem Gefecht bei Valutina an der Brücke über den Stragan bewiesene Unentschlossenheit vereitelt worden. Der Kaiser mußte sich jetzt darauf beschränken, den Russen nachzurücken, um sie angreifen zu können, aber der Hoffnung entsagen, einzelne Korps umgehen oder abschneiden zu können. Solche und ähnliche Beweise von Unfähigkeit oder Schwäche, wie der von Junot gegebene, sonst bei den Generalen, besonders in Napoleon's Nähe, fast unerhört, waren in diesem Feldzuge nicht selten, und zeigten, daß selbst ursprünglich kräftige Naturen sich von der rastlosen Kriegsführung erschöpft fühlten, und der, da es nicht mehr Frankreichs Vertheidigung galt, ziellosen Kämpfe überdrüssig wurden.

Schon Barclay de Tolly hatte gefühlt, daß er Moskau den Franzosen nicht ohne Widerstand überlassen könne, und mehrmals Stellen zu einer Schlacht gewählt, dieselben aber, als zu wenig vortheilhaft, wieder aufgegeben. Zuletzt war er entschlossen gewesen, bei Czarewo Zaimisz (Kaiserdamm), in einer von Natur festen Stellung, den Feind zu erwarten. Als Kutusof bei der Armee, von welcher er mit außerordentlichem Jubel empfangen wurde, eintraf, erklärte er sogleich seine Absicht, schlagen zu wollen, ward jedoch wieder unschlüssig, ließ die von seinem Vorgänger angeordneten Schanzarbeiten unterbrechen, zog sich zurück, und schob die Entscheidung um mehre Tage auf. Da aber auch er Moskau ohne Kampf nicht aufgeben konnte und wollte, so zog er endlich sein Heer bei dem Dorfe Borodino, einen halben Tagesmarsch diesseits der Stadt Moshaisk, hinter dem Flüßchen Kolotsche, auf einer sandigen und hügeligen Ebene zusammen, um Napoleon daselbst zu erwarten. Die von Natur schwachen Punkte dieser Stellung wurden durch starke Verschanzungen gedeckt.

Die französische Armee war, da die von Smolensk nach Moskau führende Straße sehr breit ist, in großen Heersäulen jeden Augenblick zum Gefecht bereit, herangerückt. Am 5. September kamen sich die beiden Heere zu Gesicht. Napoleon befahl, nachdem er von der Höhe von Walunwo aus das Schlachtfeld überschaut hatte, sogleich den Angriff auf eine von den Russen in einiger Entfernung von ihrer Schlachtlinie vorwärts aufgeführten Redoute, Schewardino, nach dem Namen des Hügels, auf welchem sie sich befand, genannt. Zweimal wurde dieselbe von den Franzosen genommen, und eben so oft wieder verloren, bis am Abend die Division Campans im Besitz derselben blieb. Dieser äußerst erbitterte und mörderische Kampf, der den Russen 6000, den Franzosen wenigstens 4000 Mann kostete, war ein Vorspiel zu dem, was sich von

der eigentlichen Schlacht erwarten ließ. Den folgenden Tag über blieben die Russen unthätig stehen, von den Franzosen ward aber die Zeit sorgfältig zur Auskundung des Feindes und Verbesserung ihrer Stellung benutzt. Der Kaiser, welcher sich schon mit dem Morgengrauen erhoben hatte, war den ganzen Tag über zu Pferde, ordnete Alles selbst an, und begab sich erst nach Mitternacht zur Ruhe. Sein langes Verweilen in freier Luft zog ihm, bei der herrschenden Feuchtigkeit, einen heftigen Katharr zu, der ihn zwar nicht lähmte, aber am Schlachttage selbst seine Thätigkeit einigermaßen beschränkte. Der Palastpräfekt Beausset war am Tage vorher von Paris eingetroffen, und hatte das Portrait des Königs von Rom mitgebracht, welches vor dem Zelte des Kaisers den Soldaten zur Schau ausgestellt wurde. Auf diesem Wege hatte Napoleon auch Marmont's Niederlage bei Salamanca erfahren. Der Umstand, daß er an der Spitze eines furchtbaren Heeres vor Moskau stand, während ein anderes für ihn in dem fernen Spanien, wenn auch unglücklich, kämpfte, konnte ihm den Gedanken an seine Macht vergegenwärtigen, hätte ihn aber auch über deren unnatürliche Ausdehnung bedenklich machen sollen. Er schien jedoch von jener üblen Nachricht nicht berührt zu werden, und erließ eine Proklamation an seine Armee, in welcher er sie in der ihm eigenen kurzen und kraftvollen Weise an ihre großen Thaten erinnerte, ihr den Sieg, gute Winterquartiere, und baldige Rückkehr in das Vaterland versprach.

Kutusof erließ am 6. September einen im Styl des alten Testaments verfaßten Aufruf an sein Heer, in welchem von der Bundeslade des Herrn, von mit Blut befleckten Heiligthümern, und von dem durch die Gottheit aus dem Staube gezogenen Wurm (Napoleon), der die Altäre entweihe, die Rede war. Am Abend wurde auf seinen Befehl ein von dem Volke sehr verehrtes Marienbild, das Barclay de Tolly aus der Hauptkirche von Smolensk mitgebracht hatte, bei Kerzenlicht, von Geistlichen umgeben und von dem ganzen Generalstab begleitet, an der Fronte der Truppen vorübergetragen. Dieses Schaugepränge war auf die Bildungsstufe der russischen Soldaten wohl berechnet und verfehlte seine Wirkung nicht. Aber Kutusof hatte sich nicht auf diese geistigen Einflüsse beschränkt, sondern auch reichliche Lebensmittel herbeikommen lassen. Die Russen ließen es sich vor hoch lodernden Lagerfeuern bei vollen Schüsseln und Gläsern wohl sein. Die Franzosen, großentheils schon auf Pferdefleisch gewiesen, bei spärlichem Feuer auf bloßer Erde liegend, bewahrten in dieser unerfreulichen Lage ihren natürlichen Muth, der keiner

materiellen Anregungsmittel bedurfte. Ihre Kriegsgesänge schallten einen Theil der Nacht hindurch weit über die Ebene hin.

Die Stärke der beiden Armeen an diesem blutigen Tage (7. Sept.) hat nie mit vollkommener Genauigkeit ermittelt werden können. Indessen sollen sie einander ziemlich gleich gewesen, jede ungefähr 120—130,000 Streiter gezählt und jede 600 Kanonen mit sich geführt haben. Auf Seite der Russen verdienen unter den Generalen, welche an der Leitung der Schlacht Theil nahmen, genannt zu werden: Barclay de Tolly, Bagration, der Kosakenhetman Graf Platof, Miloradowitsch, Ostermann-Tolstoi, Rajewski, Woronzof, Gortschakof. Auch mehre deutsche Prinzen: Eugen und Alexander von Würtemberg, Karl von Mecklenburg, der Prinz von Hessen-Philippsthal, dienten im russischen Heere. Im französischen Centrum standen: Murat, Ney, Davoust, auf dem rechten Flügel Fürst Joseph Poniatowski, auf dem linken der Vicekönig von Italien. Eine Eigenthümlichkeit dieses Tages bestand darin, daß die beiden Oberanführer Napoleon und Kutusof im Schlachtgewühl nicht selbst erschienen. Der Kaiser, von einem heftigen Katharr befallen, war so heiser, daß er kaum sprechen konnte, und blieb in einer Verschanzung, von der aus er das Schlachtfeld übersehen konnte, und seine Befehle ertheilte. Die Stelle, an der er sich befand, war zwar nicht vor feindlichen Kugeln gesichert, er kam aber, gegen seine Gewohnheit, an diesem Tage nicht in den Bereich des eigentlichen Gefechtes. Der russische Generalissimus hielt sich ganz außer Schußweite, im Rücken seiner Armee, ohne lebhaftes Eingreifen und selbstthätiges Wirken, auf. Um fünf Uhr Morgens ließ Napoleon die Korpskommandeurs bei sich eintreten, und theilte ihnen seine letzten Anordnungen mit. Die Sonne ging glänzend auf, und er rief, zu seinen Generalen gewandt: „Das ist die Sonne von Austerlitz!“ — Um 6 Uhr ward durch einen Kanonenschuß auf dem rechten französischen Flügel das Zeichen zum Angriff gegeben.

Auf dem Raume einer Quadratmeile, denn die Wahlstatt von Borodino ist beschränkter als viele andere Schlachtfelder, wo geringere Massen fochten, gewesen, standen sich 250,000 Mann mit 1200 Kanonen zum Vernichtungskampf gegenüber. Es waren dies auf der einen Seite Soldaten aus Portugal, Spanien, Italien, die Blüthe der Völker Frankreichs, Deutschlands, Polens; auf der anderen Männer des großen östlichen Tieflandes von Europa, zum Theil vom Ural, vom Eismeer, dem Kaukasus, dem Pontus Euxinus hergekommen. An der Spitze der Einen stand der größte Feldherr der neueren, wenn nicht aller Zeiten, welcher bereits in mehr als vierzig Schlachten Sieger gewesen, an der

der Anderen ein General, der sieben Jahre vorher von seinem großen Gegner in einer Hauptschlacht, bei Austerlitz, geschlagen worden, und jetzt vom Alter geschwächt war. Aber die Flamme des Muthes und der Todesverachtung brannte in beiden Heeren gleich hoch. Die Russen waren von religiösem und nationalem Fanatismus erfüllt, und fochten für Haus und Heerd. Die Franzosen wollten von ihrem kriegerischen Ruhme Nichts einbüßen, und glaubten, daß ihnen nur ein glänzender Sieg das Thor zur Rückkehr in die Heimath öffnen könne.

Acht Stunden lang wogte der Kampf unentschieden hin und her. Die Franzosen griffen, wie gewöhnlich, mit außerordentlichem Nachdruck an, aber die Russen bemächtigten sich der ihnen entrissenen Stellungen wieder. Am Heißesten wüthete die Schlacht um die große Redoute her, die Rajewski-Schanze genannt, welche, vor der Front des russischen Centrums, auf einem Hügel, südlich von dem Dorfe Borodino, angelegt war und den Schlüssel der russischen Stellung ausmachte. Sie war mehrmals genommen und verloren worden, bis sie von Franzosen, Italienern und Deutschen unter dem Vicekönige und dem General Caulincourt erstürmt wurde, und ihnen blieb. Ihr Besitz entschied über den Ausgang des Tages. Um vier Uhr Nachmittags fingen die Russen langsam zu weichen an. Alle Regimenter in beiden Armeen, die im Feuer gewesen, hatten sich mit einer Tapferkeit, die selbst in jener kriegerischen Zeit auffiel, geschlagen. Wenn aber einzelne Leistungen besonders hervorgehoben werden sollen, so waren es die der schweren französischen Reiterei unter Murat, welche Alles vor sich niederwarf, und der russischen Infanterie des Korps von Ostermann-Tolstoi, die unter dem furchtbaren Feuer der gesammten Artillerie des französischen Centrums unerschütterlich Stand hielt.

Es war dies seit Erfindung des Schießpulvers der blutigste Kampf. Der Grund lag, außer der gegenseitigen Erbitterung, in der Enge des Schlachtfeldes und der damit zusammenhängenden großen Wirkung des Geschützes, von der aber die Russen bei ihrer tieferen Aufstellung mehr als die Franzosen litten. Zweiundfünfzigtausend russische und dreißigtausend französische und bundesgenössische Todte und Verwundete bedeckten die Wahlstatt. Einige vierzig Generale waren auf beiden Seiten getödtet oder verwundet worden. Der Fürst Bagration starb einige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden. Die Franzosen beklagten unter den Todten die beiden kühnen Reitergenerale Montbrun und Caulincourt (ein Bruder des Oberstallmeisters Herzogs von Vicenza), Romeuf, Chastel u. s. w. Verwundet wurden der Marschall Fürst von Eckmühl,

die Generale Morand, Rapp, Friant, Belliard, Compans, Nansouty, Pajol, Grouchy u. s. w. Zwanzigtausend Pferde lagen auf der Erde oder irrten auf dem Schlachtfelde umher. Die Trümmer von vierhundert von den Kugeln zerschmetterter Artillerie= und Transportwagen bedeckten den Boden.

Napoleon war im Anfange und während der Mitte des Kampfes von Murat und Ney dringend gebeten worden, ihnen seine Reserven zu Hülfe zu schicken, um die Russen früher als geschah zum Weichen zu bringen, und mehr Zeit zu ihrer Verfolgung übrig zu behalten. Er willigte erst in die zweite Aufforderung der Art und auch dann nur unvollständig ein. Gegen das Ende der Schlacht stellte man ihm vor, daß der Angriff seiner Garde, 20,000 Mann, die an diesem Tage keinen Schuß gethan und keinen Verlust erlitten hatte, die Niederlage der Russen vollenden werde. Er verwarf den Antrag mit den Worten: „Ich bin achthundert Stunden von Paris entfernt. Unter solchen Umständen schwächt man nicht seine letzten Stützen!“ — Die, welche Napoleon in diesem Falle tadeln, berufen sich darauf, daß eine Vernichtung oder Auflösung der russischen Hauptarmee unter Kutusof den Kaiser Alexander erschreckt, und zum Frieden bewogen haben würde. Wenn aber Letzteres nicht geschehen, und der russische Monarch seinen Erklärungen treu geblieben, und dem Rathe der entschiedenen Gegner Napoleon's, welche ihn umgaben, gefolgt wäre, so würde eine noch größere Niederlage der Russen bei Borodino, als wirklich stattfand, an dem Gesammtverlaufe der Ereignisse Nichts verändert haben.

Napoleon kehrte, nachdem er das Schlachtfeld einen Augenblick lang durchritten hatte, von den ersten seiner Generale begleitet, in sein Zelt zurück. Weder er noch sie zeigten über diesen Sieg die Freude, welche am Abend nach beendigtem Kampfe bei Austerlitz, Jena und Friedland so lebhaft hervorgebrochen war. Kein Zuruf für den Kaiser ließ sich hören. In ihm selbst und seinen Umgebungen lag stillschweigend die Ueberzeugung, daß der Sieg zu theuer erkauft, daß die Kampfesfähigkeit des Feindes nicht ganz gebrochen, der Feldzug überhaupt nicht mit der Weisheit der früheren vorbereitet, und nicht von demselben Glück begleitet sei. Indessen wird die Schlacht von Borodino, gerade um des verzweifelten und zuletzt doch überwundenen Widerstandes der Russen willen, immer unter die großen militairischen Ehrentage Frankreichs gehören.

Das russische Heer zog sich während der Nacht in der Richtung nach Moshaisk zurück. Der Kosakenhetman Graf Platof führte die Nachhut

an. Kutusof hatte nicht viel über 50,000 Mann zusammen. Wenn Napoleon am anderen Tage die russische Armee mit Nachdruck angegriffen hätte, so würde sie sich wahrscheinlich aufgelöst haben. Er ward aber durch die starke Erkältung, welche er sich zugezogen, verhindert, persönlich bei seiner Vorhut zu erscheinen, und erfuhr die Verwirrung nicht, welche in den russischen Linien während des Nachtmarsches eingerissen war. Am 9. September war das französische Hauptquartier nicht weiter als bis Moshaisk gekommen. Auf diese Art erhielten die Russen Zeit, sich wieder zu sammeln. Um den Eindruck der erlittenen Niederlage zu schwächen, stellte Kutusof in seinen Berichten, selbst an seinen Kaiser, die Schlacht von Borodino mit unerhörter Dreistigkeit als einen von ihm erfochtenen Sieg dar, den er nicht habe weiter verfolgen wollen, um Macht genug übrig zu behalten, dem Feinde vor Moskau eine neue Schlacht zu liefern, und ihn dort zu vernichten. Selbst vor seinen eigenen Generalen, den Augenzeugen der Ereignisse des 7. Septembers, gab er sich das Ansehen, nicht geschlagen worden zu sein, blos weil er nicht vernichtet war. Alexander I. glaubte anfänglich dem Bericht seines Generalissimus, und ließ zur Feier des vermeintlichen Sieges Tedeums singen, Artilleriesalven lösen, und feierliche Umzüge halten. Als er die Wahrheit erfuhr, zürnte er zwar, schwieg aber, indem er den, welcher an der Spitze seiner Heere stand, nicht durch eine Rüge herabsetzen wollte. Er sah sich sogar, aus Rücksicht auf Kutusof's Popularität, genöthigt, denselben durch Ertheilung des St. Georgenordens erster Klasse, welcher nur Generalen, welche eine Schlacht gewonnen haben, zugänglich ist, der Feldmarschallswürde und einer großen Dotation zu belohnen.

---

2. Napoleon's Aufenthalt in Moskau. — Rückzug und Vernichtung der französischen Armee.

Auf dem Rückzuge von Borodino aus hatten die Russen auf mehren Punkten, zuerst in Moshaisk, dann bei Ruza und Krimskoi, einen obwohl vergeblichen Widerstand geleistet. Am 13. September langte Kutusof vor Moskau an. Die in seiner Armee herrschende Stimmung war, einen neuen Kampf zur Rettung der Hauptstadt zu wagen. Obgleich bei sich selbst schon zum Aufgeben derselben entschlossen, wollte Kutusof die Verantwortlichkeit für diesen Entschluß nicht ganz allein auf

sich nehmen. Er berief einen Kriegsrath, in welchem sich die meisten Stimmen für eine zu liefernde Schlacht, einige für einen Straßenkampf, nach Art Saragossa's, aussprachen. Aber Barclay de Tolly wies die Wahrscheinlichkeit einer Niederlage und deren üble Folgen nach, und rieth auf Wladimir, um nicht die Straße nach St. Petersburg zu verlieren, zu ziehen. Der Generalquartiermeister Oberst Toll legte ebenfalls die Vergeblichkeit, Moskau vertheidigen zu wollen, dar, war aber der Meinung, sich nach Kaluga, wegen der Verbindung mit den reichen, südlich von der Hauptstadt gelegenen Gouvernements, zu wenden. Kutusof brach die Berathung, ohne eine Entscheidung anzukündigen, ab, nahm sich aber im Stillen vor, Toll's Ansicht zu folgen. Um sich aber das Ansehen zu geben, nur durch die Umstände zum Verlassen Moskau's gezwungen worden zu sein, sprach der Generalissimus bis zum letzten Augenblick davon, die Hauptstadt durch eine Schlacht zu decken. Erst als Kutusof in der Nacht vom 13. zum 14. September Moskau räumte, hörte die von ihm sorgfältig unterhaltene Täuschung auf. Im Laufe des Tages ward die Stadt von der ganzen Bevölkerung verlassen. Von 250,000 Einwohnern blieben ungefähr 14,000, meist Fremde oder zur niedrigsten Klasse gehörig, zurück.

Der Gouverneur der Stadt, Graf Rostopschin, hatte nach der Schlacht von Borodino, wie fast Jedermann, an die Absicht Kutusof's, zur Rettung der Hauptstadt eine Schlacht zu liefern, geglaubt, und zugleich die Meinung geäußert, daß es nützlicher und würdiger wäre, Moskau aus freien Stücken zu zerstören, als es unversehrt dem Feinde zu überlassen. Dieser Gedanke gedieh in ihm nach Kutusof's Abzuge schnell zur Reife. Er ließ, ohne seine Absicht anzukündigen, in allen öffentlichen Gebäuden, mit Ausnahme des Kreml, brennbare Stoffe aufhäufen, und stellte Leute mit Pechkränzen und Fackeln, um nach dem Einrücken der Franzosen den Brand zu beginnen, auf. Um die Löschung unmöglich zu machen, wurden die Feuerspritzen entfernt und die Brunnen verschüttet. Eine Anzahl von Verbrechern ward von ihm, um bei dem Feuer thätig zu sein, in Freiheit gesetzt. Rostopschin wollte seine eigenen Besitzthümer nicht von dem allgemeinen Verderben ausnehmen. Zwei Palais, die er in Moskau besaß, und ein prachtvoll eingerichtetes Landhaus in der Nähe waren ebenfalls zur Einäscherung bestimmt.

Am 14. September um 1 Uhr Mittags langte Murat mit dem Vortrab auf dem sogenannten Grußberg, auf welchem Moskau sichtbar wird, an. Kutusof hatte um diese Zeit noch nicht alle seine Truppen aus der Stadt gezogen. Der General Miloradowitsch, welcher jetzt in

Platof's Stelle die russische Nachhut befehligte, trug bei dem Könige von Neapel auf einen Waffenstillstand von einigen Stunden zur Räumung der Stadt, der ohne Schwierigkeit bewilligt wurde, an. Um 3 Uhr erschien Napoleon, der das sich zu seinen Füßen ausbreitende Moskau mit dem Stolz und der Freude des Siegers betrachtete, und ausrief: „Da ist sie endlich, die heilige Stadt!“ Diese Empfindung ward von den Kriegern aller Grade und Waffengattungen, welche nach und nach auf der Höhe ankamen, getheilt. Alle fühlten sich im Angesicht von Moskau, ihrem Auge früher so fern liegend, von ihrer Einbildungskraft aber so lange erträumt, wie Pilger am Ziel ihrer Fahrt, begeistert und erhoben. Viele unter ihnen waren nach blutigen Kämpfen in Rom, Venedig, Lissabon, Madrid, Wien und Berlin eingerückt, und sehnten sich danach, diese neue Trophäe mit eigener Hand zu berühren. Tausende von Erschöpften und selbst die leicht Verwundeten hatten sich von Moshaisk aus dem Heere angeschlossen, um den Einzug in Moskau nicht zu versäumen. Auf dem Grußberge erklang bei dem Anblick Napoleon's, wie in der Schlacht selbst, der triumphalische Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ in welchem sich seine Soldaten mit verherrlichten. Ein berauschendes Gefühl von Macht und Ruhm mußte in jenem Augenblick die Brust des Eroberers erfüllen, wenn er sich seine an das Wunderbare gränzende Laufbahn, von der kleinen Insel, aus welcher er hervorgegangen, bis zum Besitze der alten Czarenstadt, vergegenwärtigte. Der Grußberg von Moskau war das Kapitol seiner Größe, in dessen Nähe aber auch, ihm selbst noch verborgen, der tarpejische Felsen seines Sturzes lag.

Der blendende Eindruck, welchen das christlich-orientalische Moskau mit seinen zahllosen vergoldeten Kuppeln und Kreuzen, seiner bunten Pracht, wie ein Wiederschein aus Byzanz und Persien, auf die staunenden Gemüther der Söhne des Abendlandes und ihres großen Führers hervorbrachte, sollte nicht von langer Dauer sein. Als Napoleon bei einer der Vorstädte anlangte, erwartete er vergebens, daß sich, wie sonst in ähnlichen Fällen, Abgeordnete der Verwaltungsbehörden mit Bitten um Schonung und Versprechen der Unterwerfung ihm vorstellen würden. Als er in die Stadt eintrat, fand er dieselbe ganz leer und verödet. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner zeigten sich nicht. Die Stille der Straßen, welche nur durch den Hufschlag der Pferde und den Tritt des Fußvolkes unterbrochen wurde, hatte etwas Unheimliches. Raben und Krähen, in Moskau so häufig wie Tauben in Venedig, flogen, von dem Geräusch des einziehenden Heeres aufgeschreckt, um die Kuppeln und Zinnen einher. Diese schwarzen Vögel nahmen sich wie traurige

Augurien der Zukunft aus. Der Kaiser brachte die erste Nacht in einem Hause der Vorstadt, in der Nähe des Thores von Dorogamilow, zu. Der stolzen und freudigen Stimmung der ersten Stunden folgte die düstere Ahnung unheilsvoller Ereignisse, die nicht lange auf sich warten ließen.

In der Nacht vom 14. zum 15. September brach zuerst im Bazar, dann in der Börse, der Bank und an anderen zum Theil weit auseinander liegenden Orten Feuer aus. Die Franzosen wollten ihm Einhalt thun, fanden aber keine Löschwerkzeuge vor. Der Brand dauerte die ganze Nacht hindurch. Man war aber weit entfernt, den wahren Grund des Entstehens zu ahnen. Am 15. September früh verlegte der Kaiser sein Hauptquartier in den Kreml. In und bei dieser Citadelle wurde seine Garde untergebracht. Napoleon bestieg den hohen Iwansthurm, und übersah von dort aus noch einmal seine Eroberung. Kaum war er daselbst angelangt, als das Feuer von allen Seiten ausbrach. Es konnte nicht länger für ein Werk des Zufalls gelten. Eingefangene Brandstifter sagten aus, daß sie auf Befehl des Gouverneurs Rostopschin handelten. Napoleon befahl, sie zu erschießen, und ihre Leichname zum abschreckenden Beispiel an die Giebel der Häuser zu hängen. Diese Strenge war vergeblich. Den meisten unter diesen Verbrechern gelang ihr Beginnen. Das Feuer nahm, vom Winde getrieben, so rasch überhand, daß weder an ein Löschen desselben, noch an ein Ergreifen seiner Urheber mehr zu denken war. Schon fielen einzelne Feuerflocken auf den Kreml, in dessen Höfen 400 französische Munitionswagen untergebracht waren, und in dessen Arsenal die Russen 100,000 Pfd. Pulver zurückgelassen hatten. Napoleon stand, als der Brand um sich griff, und der Stadt das Ansehen eines Feuermeeres gab, an einem hochgelegenen Fenster des Czarenpalastes, und sah mit sprachlosem Erstaunen dem furchtbaren Schauspiele zu. Nur einzelne Ausrufe entstiegen seiner gepreßten Brust. Die Hoffnung, seiner Armee Nahrung und Obdach zu verschaffen, drohte zu verschwinden. Alles schien den gierigen Flammen, die sich zuletzt auch gegen den Kreml hinwälzten, Preis gegeben zu sein. Die sich nähernde Möglichkeit einer Explosion der Pulvervorräthe bewog mehre Generale, dem Kaiser dringend zur Entfernung zu rathen. Er schien anfänglich, wie dies seine Gewohnheit war, an die Gefahr nicht zu glauben, gab aber endlich nach, und bezog das kaiserliche Lustschloß Petrowskoi, an der Straße nach St. Petersburg gelegen. Ehe er in das Freie gelangte, konnte er die Gewalt des Feuers in nächster Nähe beobachten. Der zunehmende Wind trug die Flammen von Kuppel zu Kuppel, von Dach zu

Dach. Zuweilen schlich sich das Feuer wie eine Schlange am Boden hin und zwang den Kaiser und sein Gefolge zu Umwegen. Funken, Rauch und Asche stiegen in wirbelnder Bewegung empor, senkten sich dann, und fielen wie Feuerregen nieder. Die einstürzenden Paläste und Kirchen brachten ein donnerartiges Getöse hervor. Die Gluth, der Rauch, das Krachen, Knistern und Zischen betäubten alle Sinne. Die meisten Truppen mußten die Stadt, in welche sie eben erst eingezogen waren, wieder verlassen. Die Garde allein hielt aus, und rettete den Kreml. Sieben Tage lang wüthete das Feuer ununterbrochen fort. Einen Brand wie diesen hatte die Welt seit Karthago's und Jerusalems Zerstörung nicht mehr erlebt. Wie so Vieles bei Napoleon, ist auch diese Episode seines Daseins in der neueren Geschichte ohne Gleichen gewesen. Am 21. September machte ein heftiger Regenguß der Feuersbrunst ein Ende. Neun Zehntheile der Stadt lagen in Asche. Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner hatten, als der Brand anfing, das Freie gesucht. Zehntausend russische Kranke und Verwundete kamen in den brennenden Lazarethen um. Die französischen Soldaten wollten, als sie die Unmöglichkeit, die Stadt zu erhalten, erkannt hatten, dem Feuer seine Beute entreißen, und begannen zu plündern. Die Einen drangen in die Häuser und Keller, und nahmen die vorhandenen Vorräthe fort; Andere erbrachen die Thüren und Fenster der Kirchen und Paläste, und bemächtigten sich der dort in großer Menge aufgehäuften Kostbarkeiten. Manchem Soldaten fielen auf diese Art die reichsten Shawls und Teppiche Indiens und Persiens, goldene und silberne Gefäße und Pretiosen aller Art zu, aber nur wenige brachten etwas von diesen Schätzen nach der Heimath mit.

Am 20. September schlug Napoleon wieder sein Hauptquartier im Kreml auf. Ungeachtet des ungeheueren Schadens, welcher den Franzosen daraus erwachsen mußte, daß der größte Theil der Stadt, in welcher sie Ruhe und Verpflegung gehofft hatten, in einen Aschenhaufen verwandelt worden, so waren dennoch in der vom Feuer verschont gebliebenen Gegend und überhaupt in den unterirdischen Behältnissen große Massen von Lebensmitteln und Material aller Art, Mehl, Branntwein, Tuch, Leder, übrig geblieben. Im Kreml hatten die Franzosen 150 Kanonen, 60,000 Gewehre, und in einiger Entfernung von der Stadt 400,000 Pfd. Pulver gefunden. Auch in die schreckliche Verwirrung der ersten Tage wurde einige Ordnung gebracht. Man theilte die Stadt in zwanzig Quartiere, und richtete Lazarethe und Magazine ein. Die Soldaten wurden zum Theil neu gekleidet, die schadhaft gewordenen Waffen ausgebessert, und die Vorräthe für die Artillerie ergänzt. Zehntausend

von Krankheiten oder Wunden Geheilte traten wieder in Reih und Glied. Eine große Katastrophe wäre noch zu vermeiden gewesen, wenn der Rückzug um den 1. Oktober, wo die Armee sich wieder erholt haben konnte, angetreten wurde. Die Ueberreste des Heeres hätten dann die Gränze Litthauens, wo sich die Magazine und Depots befanden, vor dem Eintritt des Winters erreichen können.

Aber Napoleon wurde von dem ihm unheilbringenden Wahne bethört, den Frieden mit Rußland in Moskau zu schließen, erst daselbst Anträge von Seiten des russischen Kabinets zu erwarten, und, als sie nicht eintrafen, solche selbst zu stellen. Dieser Gedanke hatte ihn während seiner Heerfahrt begleitet, und er konnte desselben, selbst unter ganz veränderten Umständen, nicht mehr los werden. Die Erinnerung an die von Alexander gegen ihn in Tilsit und Erfurt bewiesene Willfährigkeit war ihm nicht nur geblieben, sondern hatte sich in seiner Einbildungskraft noch vergrößert. Dazu rechnete er auf den Eindruck, welchen jetzt der Sieg von Borodino und die Einnahme Moskau's auf den biegsamen Charakter Alexander's hervorbringen würde. Er übersah dabei vollkommen die bestimmten Erklärungen, welche der russische Monarch in Wilna, als derselbe sich von einer noch unversehrten Armee von 500,000 Mann bedroht sah, gegen Narbonne abgegeben hatte, auf keine Vergleichsvorschläge, so lange der Feind auf russischem Boden stehen würde, hören zu wollen. Napoleon bedachte auch nicht die Erbitterung, welche ein aus so willkührlichen Gründen hergeleiteter Angriff in der zwar milden, aber nicht schlaffen Seele Alexander's erzeugen mußte. Er vergaß ferner, daß es, bei dem im russischen Volke, wegen des plötzlichen und ungerechten Einfalles in sein Land, gegen die Franzosen aufgeloderten Hasse, dem Kaiser Alexander, ohne Gefahr für seinen Ruf, vielleicht selbst für seine Sicherheit, gar nicht möglich sein würde, zu einer Aussöhnung die Hand zu bieten.

Die erste Nachricht von der Niederlage des russischen Heeres bei Borodino und die Besetzung Moskau's durch die Franzosen hatten am russischen Hofe großen Schrecken verursacht. Man fürchtete einen Augenblick lang, daß Napoleon sich unmittelbar gegen St. Petersburg in Bewegung setzen werde. Das Reichsarchiv, die Juwelen der Krone, alles kostbare Eigenthum wurde eingepackt, um, sobald die Gefahr näher heranzöge, sogleich fortgebracht werden zu können. Die Kaiserin-Mutter, sonst eine große Gegnerin Napoleon's, der Großfürst Konstantin, der alte Reichskanzler Romanzof, der übrigens immer auf französischer Seite gewesen, riethen zum Frieden. Napoleon schien ihnen unwiderstehlich

und der Mann des Schicksals zu sein. Derselben Meinung war überhaupt der eigentliche Hof. Aber die politische und militairische Partei, zum Theil vom Auslande angeregt und aufrecht gehalten, hegte andere Ueberzeugungen. Der englische Botschafter, Lord Cathcart, welcher die Expedition gegen Kopenhagen kommandirt hatte, rieth zu einer eifrigen Fortsetzung des Krieges. Er war mit Lord Wellington und anderen Mitgliedern der brittischen Aristokratie der Meinung, daß die Erschöpfung Frankreichs, die Gleichgültigkeit Italiens, der Haß Deutschlands, in Verbindung mit den beiden an den Endpunkten Europa's, in Spanien und Rußland, geführten Kriegen, Napoleon zu Grunde richten müsse, daß er schon an dem Rande des Abgrundes stehe, und daß es nur der Ausdauer bedürfe, um ihn in denselben zu stürzen. Der frühere preußische Minister von Stein, welcher, um für Deutschland zu wirken, in russische Dienste getreten war, gehörte zu Napoleon's kühnsten und entflammtesten Gegnern, und wurde nicht müde, seine Ansicht von der Nothwendigkeit, dem Uebergewicht Frankreichs ein Ende zu machen, mit allen Waffen der Vernunft und der Begeisterung zu verfechten. Stein berief sich dabei noch mehr auf moralische als politische Grundsätze, was seinen Worten ein besonderes Gewicht verlieh, da sein Standpunkt der seltenere und nicht weniger richtige war. Er haßte Napoleon als den Unterdrücker der Nationalitäten, als den, der, durch seine Willkühr, seine Gleichgültigkeit gegen Recht und Gesetz, die Menschheit herabwürdigte. Stein war, ungeachtet mancher Widersprüche in seinem Wesen, von einer aufrichtigen Liebe für die Freiheit beseelt, und rechnete dem Eroberer die gegen die Völker verübten Gewaltthätigkeiten zu einem noch größeren Verbrechen als die Vertreibung einzelner Fürstenhäuser an. Es ward von ihm tiefer als von irgend einem seiner Zeitgenossen das Unsittliche und Unheilige in Napoleon's Walten gefühlt. Die national-russische Partei war, wie die Spanier, von Leidenschaft gegen den erfüllt, welcher aus Herrschsucht und Hochmuth das seit so langer Zeit von keinem Feinde heimgesuchte Rußland mit Krieg überzogen hatte, und wollte sich lieber dem Untergange aussetzen, als durch freiwillige Unterwerfung ihre eigene Erniedrigung unterzeichnen. — Man war außerdem in St. Petersburg von der verminderten Stärke des französischen Heeres in Moskau, von den großen Verlusten, welche dasselbe durch die übermäßige Raschheit seiner Bewegungen, durch Hunger, Hitze, und zuletzt durch die Schlacht von Borodino erlitten hatte, unterrichtet. Wenn Napoleon die russische Armee noch einmal aufsuchen wollte, so war für dieselbe Raum genug zum Ausweichen da. Man konnte ihn in Fernen locken, wohin

er nicht zu folgen vermochte. So weit er auch vordrang, er mußte zuletzt doch umkehren, und dann war man gewiß, am Winter einen Bundesgenossen zu finden. Auf St. Petersburg zu ziehen, war Napoleon nicht mehr stark genug. — Alexander I. pflichtete diesen Ansichten bei, und war zu einer nachdrücklichen Fortsetzung des Kampfes entschlossen. Es stieg auch in ihm schon damals, obgleich mit weniger Bestimmtheit als in leidenschaftlicheren Naturen, der Gedanke auf, daß Napoleon in Rußland nicht nur eine Schranke für seine Eroberungslust, sondern überhaupt das Ende seiner Macht finden könne.

Napoleon war über diese Stimmung in St. Petersburg, über die Hoffnungen und Pläne der Russen in vollkommener Verblendung begriffen. Er glaubte, daß es nur eines Entgegenkommens von seiner Seite bedürfe, um Alexander zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Kutusof, der, obgleich kein großer Feldherr, ein Mann von scharfem Verstande war, und die wahre Sachlage durchschaute, that Alles, um den französischen Kaiser in dem Wahn einer gefahrlosen Stellung für ihn zu bestärken. Er wollte ihn so lange als möglich in Moskau festhalten, überzeugt, daß dann die Kälte die französischen Streitkräfte auch ohne eine große Entscheidung durch die Waffen von selbst aufreiben werde. Der russische Generalissimus richtete nach diesem Gedanken sein ganzes militairisches und diplomatisches Verhalten ein.

Napoleon sandte am 4. Oktober den General Lauriston, seinen früheren Botschafter in St. Petersburg, an Kutusof zur Uebergabe eines Schreibens an Alexander, zu Besprechung von Friedensunterhandlungen, und mit dem Antrage zu einem Waffenstillstande, ab. Der russische Generalissimus erklärte, mit den Absichten seines Hofes in Betreff eines Vergleiches unbekannt, und zu einem Waffenstillstande nicht ermächtigt zu sein, versprach aber, Napoleon's Schreiben sogleich nach St. Petersburg abgehen zu lassen. Er nahm übrigens Lauriston freundlich und zuvorkommend auf, ging, ohne Abschließung einer förmlichen Waffenruhe, gern darauf ein, daß die Feindseligkeiten auf der Vorpostenkette aufhörten, und gab seinen persönlichen Wunsch nach einer Beilegung des Krieges zu erkennen. Lauriston kehrte nicht ohne Hoffnung auf den Erfolg seiner Sendung zu Napoleon zurück. Einige Zeit nachher sandte Kutusof einen Bericht an seinen Kaiser, in welchem von dem schlechten Zustande des russischen Heeres, und der Dringlichkeit des Friedens verhandelt wurde. Diese Mittheilung war bestimmt, durch eine geschickte Veranstaltung, in französische Hände zu fallen, und trug zur Bestärkung Napoleon's in seinen Selbsttäuschungen bei. Am 13. Oktober ward

Lauriston zum zweiten Mal in das russische Hauptquartier, um zu vernehmen, welche Antwort aus St. Petersburg eingelaufen sei, geschickt. Kutusof entnahm daraus noch mehr als aus anderen Anzeichen, in welcher Verlegenheit sich der Feind befinden müsse, und wollte aus derselben Vortheil ziehen. Am 18. Oktober griffen die Russen plötzlich bei Winkowo die französische Vorhut unter Murat, der im Vertrauen auf die scheinbare Waffenruhe die militairischen Sicherheitsmaßregeln vernachlässigt hatte, an, und brachten ihr einen empfindlichen Verlust an Reiterei und Geschütz bei. Jetzt begriff Napoleon endlich, aber zu spät, die List Kutusof's, und die Vergeblichkeit seiner eigenen Friedensvorschläge.

Napoleon's langes Verweilen in Moskau, das Hegen von Hoffnungen, welche eine klare Auffassung der Verhältnisse nicht verstattet haben würde, seine gänzliche Thatenlosigkeit während dieser Zeit, sind eine seines großen Charakters und Geistes unwürdige Schwäche und Kurzsichtigkeit gewesen. Er war aber, vom Glück verwöhnt, zuletzt dahin gekommen, immer Das für möglich zu halten, was er gerade wünschte. Alle von ihm in dieser Epoche angestellten Berechnungen schlugen fehl. Er zählte, gegen alle Wahrscheinlichkeit, auf eine Nachgiebigkeit von Seiten Alexander's, und ließ sich, selbst durch das Ausbleiben einer Antwort auf zwei von ihm gemachte Eröffnungen, über seinen Irrthum nicht aufklären. Erst Kutusof's unerwarteter Angriff schloß ihm die Augen auf. Sein langer Aufenthalt in Moskau hatte aber nicht blos diesen Grund, sondern er zögerte auch mit dem Rückzuge, weil er den Eindruck desselben auf Frankreich und Europa fürchtete. Es war dies ein bei einem Manne von sonst so durchdringendem Verstande unerklärbarer Fehlschluß. Im Kriege, wie bei allen anderen Unternehmungen, ist derjenige der erste, welcher zuletzt, wie auch vorher die Würfel gefallen sein mögen, die Oberhand behält. Cäsar galt für den größten Feldherrn seiner Zeit, obgleich er bei Dyrrachium von Pompejus geschlagen worden war. Wenn Napoleon nach der nöthigen Rast in Moskau auf Litthauen zurückging, dort sein Heer verstärkte, und im nächsten Frühjahr den Krieg mit frischen Kräften von Neuem begann, so würde er aus diesem Kampfe, wie bisher aus jedem anderen, als Sieger hervorgegangen, und weder an seinem Ruhm noch an seiner Macht Etwas eingebüßt haben. Europa hätte dann auf seine Befreiung wahrscheinlich bis zum Tode des Eroberers warten müssen. Indem er aber sein von allem Nöthigen entblößtes Heer auf dem Rückzuge von einem russischen Winter überraschen ließ, bereitete er selbst seinen Untergang vor.

Graf Daru, unter welchem das gesammte Verpflegungswesen der

Armee stand, und der, obgleich kein Militair, sich durch eine seltene Unerschrockenheit auszeichnete, schlug dem Kaiser, als es zu spät geworden war, nach Litthauen vor Einbruch des Winters zu gelangen, vor, in Moskau zu bleiben, den vorhandenen Proviant, der noch auf mehre Monate ausreichte, durch das Schlachten und Einsalzen aller untauglich gewordenen Pferde zu vermehren, im nächsten Frühjahr Verstärkungen an sich ziehen, und dann auf St. Petersburg los zu gehen. Napoleon nannte dies einen löwenmäßigen Rath, setzte aber hinzu: „Man kann sich von seiner Heimath weit entfernen, darf aber nicht zu lange von ihr abwesend bleiben. Paris zieht mich noch stärker zurück, als mich St. Petersburg anlockt!" — Wenn Napoleon Frankreichs so wenig gewiß war, um seine Entfernung während eines einzigen Winters für gefährlich zu halten, so hätte er einen so weiten Feldzug gar nicht unternehmen sollen. Er hegte außerdem vor der daselbst herrschenden Stimmung eine übertriebene Besorgniß. Es gab unter den gebildeten Klassen der französischen Nation schon seit Jahren viele Mißvergnügte, aber es war daraus bisher keine Revolution entstanden, und würde auch jetzt nicht ausgebrochen sein. Die Masse hing, ungeachtet vieler einzelner Klagen und Beschwerden, noch immer an dem Kaiser, und es würde ihm Niemand, so lange man ihn an der Spitze eines großen Heeres wußte, den Gehorsam aufgekündigt haben. Die Russen waren so geschwächt, daß sie während des Winters gegen ihn nichts Bedeutendes zu unternehmen vermocht hätten.

Am 18. Oktober verließ Napoleon Moskau, das er zu seinem Heil entweder nie hätte betreten oder früher aufgeben sollen. Sein Heer bestand aus 104,000 Mann, mit einer noch zahlreichen, aber wenig brauchbaren Reiterei, weil die Pferde, 17,000 an der Zahl, von dem Mangel an Futter und dem unaufhörlichen Vorpostendienst sehr mitgenommen worden, und einem ungeheueren Artilleriepark, wie ihn nie eine gleich starke Armee mit sich geführt hat, 605 Kanonen mit 2455 Munitionswagen. Ein endloser Troß von Fuhrwerk, den Generalen, Stabsofficieren, Militairbeamten angehörig, begleitete das Heer. Denn Jeder hatte aus Moskau mitgenommen, was er für gut fand. Der Marschall Mortier, Herzog von Treviso, blieb mit 10,000 Mann in Moskau zurück, damit es, wenigstens einige Tage lang, das Ansehen hätte, als werde die Armee bald wieder zurückkehren. Er sprengte, ehe er sich entfernte (23. Oktober), den Kreml in die Luft. Das vergoldete Kreuz der Iwanskirche wurde von den Franzosen als Trophäe mitgenommen.

Kutusof hatte den Rath seines Generalquartiermeisters Toll befolgt und eine Flankenstellung erst bei Riäsan und dann bei Kaluga genommen,

wodurch ihm die reichen, von Moskau südlich liegenden Landschaften offen geblieben, den Franzosen dagegen verschlossen wurden, und wodurch er der französischen Rückzugslinie näher kam. Napoleon wollte, als er Moskau verließ, die längere, aber durch fruchtbare Gegenden führende Straße über Kaluga nach Smolensk, statt der kürzeren über Moshaisk einschlagen, auf welcher letzteren schon Alles aufgezehrt war. Aus demselben Grunde mußte aber Kutusof sich einem solchen Marsche um jeden Preis widersetzen. Napoleon umging den linken Flügel der russischen Armee bei Tarutino, und griff Kutusof bei Malo-Jaroslawetz (24. Oktober) an, wo sich besonders die italienischen Divisionen unter dem Vicekönig durch Tapferkeit hervorthaten, die Russen sich aber nicht mit derselben Ausdauer wie bei Borodino schlugen. Kutusof mußte sich auf der Straße nach Kaluga zurückziehen. Napoleon hätte jetzt die von ihm begonnene Bewegung ausführen können. Aber der ansehnliche Verlust, welchen er bei Malo-Jaroslawetz, ungeachtet des Sieges, erlitten (5000 Mann), die Gewißheit, zur Fortsetzung seines Zuges auf dieser Straße eine neue Schlacht liefern zu müssen, die Schwierigkeit, die zunehmende Zahl der Verwundeten mit sich zu führen, die Eile, welche ihm jetzt eine Bedingung der Rettung wie früher des Sieges geworden, bewogen ihn, den auf dem Hinzuge betretenen Weg nach Smolensk wieder zu gewinnen. Es war dies ein folgenschwerer Entschluß, dem zum Theil die gänzliche Vernichtung seines Heeres zuzuschreiben ist, und den er erst auf den dringenden Rath seiner Umgebungen, und, wie es scheint, gegen seine eigene bessere Ueberzeugung faßte.

Das französische Heer zog, wegen des ungeheuren Trosses und Gepäckes, in einer Ausdehnung von vierzehn Stunden einher. Kutusof, der, vermöge der von ihm südlich genommenen Flankenstellung, Smolensk vor den Franzosen hätte erreichen können, dessen Armee überhaupt zahlreicher, besonders an Reiterei überlegen war, beschränkte sich darauf, den Feind zu begleiten, zu necken, hier und da anzufallen, Nachzügler und Gepäck abzufassen, ohne einen nachdrücklichen und allgemeinen Angriff zu unternehmen. Für den Kaiser und sein Heer stritt bis zum letzten Augenblick dieses Rückzuges der früher erworbene Ruhm, und die Furchtbarkeit ihres Namens, selbst als derselbe nur noch ein Schatten war.

Am 27. Oktober langte die Armee bei Borodino, zweiundfünfzig Tage nach der dort gelieferten Schlacht, an. Noch immer war der Boden mit Menschen- und Pferdeleichen, wie nach der ersten Beendigung der Blutarbeit, bedeckt, und die Gegend eben so menschenleer. Die in dem großen Kloster Kolotskoi untergebrachten französischen Verwundeten

streckten nach ihren ankommenden Landsleuten flehend die Arme aus, und baten, sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Der Kaiser ließ sie in den zahlreichen Bagagewagen mit fortnehmen, aber der größte Theil von ihnen erlag sehr bald den Drangsalen des Rückzuges. Bei Wiasma fand ein heftiges Gefecht statt (3. November), in welchem die Franzosen zwar die angreifenden Russen zurückschlugen, aber 4000 Mann an Todten und Verwundeten einbüßten, und einige tausend Nachzügler in die Hände der Kosaken fielen. Jetzt fing der Winter an. Vom 4. bis 9. November schneite es unaufhörlich, und als das Wetter sich aufklärte, trat eine Kälte von 15 bis 18 Grad ein. Da fast alle Wohnungen verschwunden waren, mußten die Truppen die Nächte bei spärlichem Feuer, unter steter Gefahr des Ueberfalles, zubringen. Noch peinlicher wurde der Mangel an Lebensmitteln, welcher von Wiasma an begann. Mit der eingetretenen Kälte waren die Pferde zu Tausenden gefallen. Der Boden blieb überall, wo die Armee gelagert hatte, von menschlichen und thierischen Leichnamen bedeckt. Die Korps waren schon auf die Hälfte, manche auf ein Dritttheil zusammengeschmolzen.

In Mikalewka (7. November) kam dem Kaiser von Paris aus eine Nachricht zu, die ihn im höchsten Grade überraschte, und, in Verbindung mit den Schwierigkeiten des Rückzuges, auf ihn einen besonders trüben Eindruck hervorbringen mußte. Es war dies der Versuch des ehemaligen Generals Malet, der, aus einem Gefängnisse, wo er wegen republikanischer Anschläge saß, entkommen, durch falsche Papiere und Vorspiegelungen, durch Verbreitung der Nachricht vom Tode des Kaisers und einer vermeintlichen Berathung des Senats, im Begriff gestanden hatte, eine provisorische Regierung einzusetzen, das Napoleonische Regiment abzuschaffen und die Republik an dessen Stelle zu setzen. Er hatte schon den Polizeiminister und den Polizeipräfekten verhaftet und nach der Conciergerie abführen lassen, den Kommandanten von Paris, General Hullin, durch einen Pistolenschuß niedergestreckt (23. Oktober), als er überwältigt, und einige Tage nachher mit seinen Helfershelfern, aber auch einigen von ihm Getäuschten und Bethörten, verurtheilt und erschossen wurde. Was den Kaiser bei diesem abentheuerlichen Unternehmen am Tiefsten verletzte, war die Bemerkung, daß während der wenigen Stunden, wo die Nachricht von seinem Tode geglaubt, und von Malet eine Veränderung in der Regierung und Verfassung beabsichtigt wurde, Niemand an den König von Rom gedacht hatte. Er begriff, daß, wie groß auch sein eigenes persönliches Ansehen war, seine Dynastie, ungeachtet der Geburt eines Erben, keine tiefen Wurzeln besaß. Höchst wahrscheinlich würde sich die-

selbe Erscheinung, auch wenn er auf dem Throne gestorben wäre, wiederholt, und nach seinem Tode innere Unruhen und Parteikämpfe ausgebrochen sein.

Napoleon hatte bei dem ersten Eintreten der Kälte gehofft, daß es ihm möglich sein würde, Smolensk zu behaupten, und Kantonnirungen hinter dem Dnieper und der Düna zu beziehen. Dieser Aussicht mußte er, da von seinen beiden Flügeln aus eine üble Botschaft nach der anderen bei ihm einlief, bald entsagen. Am 6. November erfuhr er, daß Oudinot von Wittgenstein über die Düna zurückgedrängt, und dann im Verein mit dem ihm zu Hülfe geeilten Victor bei Czasniki geschlagen worden, worauf letzterer sich bis auf Senno zurückgezogen hatte. Zugleich traf die Nachricht ein, daß Tschitschagof auf Minsk marschirte, und sich mit Wittgenstein vereinigen könne. Der Rückzug mußte demnach ohne Aufenthalt fortgesetzt werden.

Vom 9. bis 13. November rückten die einzelnen französischen Korps in Smolensk ein. Die kampffähige Macht, welche Napoleon noch zu Gebot stand, betrug nicht über 42,000 Mann mit 5000 Reitern, hatte sich demnach seit dem Auszuge aus Moskau um 60,000 Mann vermindert. Ueber 300 Stück Geschütz waren zurückgelassen worden. Napoleon blieb in Smolensk fünf Tage, während welcher er eifrig bemüht war, die nicht nur an Zahl verminderten, sondern auch in die äußerste Verwirrung gerathenen Ueberreste seines Heeres neu zu ordnen. Die in Smolensk vorhandenen Vorräthe reichten nur auf acht Tage aus. Unersetzlich war unter den vorhandenen Umständen der Verlust mehrer großen Ochsenheerden, welche, für die Armee bestimmt, von den Kosaken unterweges aufgefangen wurden. Die Franzosen sprengten vor ihrem Abzuge die Festungswerke von Smolensk in die Luft. Napoleon marschirte in der Mitte seiner alten Garde. Ney führte die Nachhut an. Das 40,000 Mann starke Heer nahm bei der Menge von Kranken und Verwundeten, die man nicht aufgeben wollte, bei dem noch immer sehr großen Artilleriepark und dem ungeheueren Troß von Fuhrwerk, Bagage, Nachzüglern, einen Weg von zehn Stunden ein.

Kutusof rückte mit dem russischen Hauptheer, welches jetzt an 90,000 Mann stark war, nur sehr langsam vorwärts, und vermied eher den Kampf, als daß er ihn suchte, obgleich er bei seiner überlegenen Macht und zahlreichen Reiterei die Franzosen schon am Dnieper ganz aufzureiben vermocht hätte. Wenn es einzig nach ihm gegangen wäre, so würde er die Zerstörung des französischen Heeres dem Winter ganz allein überlassen haben. Indessen sah er sich, aus Rücksicht auf die Forderungen

seines Kaisers und das Urtheil seiner Nation, zu Angriffen auf den Feind veranlaßt, die aber immer ohne den möglichen und nöthigen Nachdruck unternommen wurden. Es war nicht selten, daß Kutusof den unter ihm kommandirenden Generalen plötzlich die Weisung zukommen ließ, ein begonnenes Gefecht abzubrechen, und dem Feinde einen Durchgang offen zu lassen. Bei Merlino griff Miloradowitsch mit 20,000 Mann den nur 5000 Mann starken Vicekönig an, welchen er ganz erdrücken konnte, als er von dem Generalissimus den Befehl erhielt, mit dem Vorrücken einzuhalten. Bei Krasnoi (15. November), wo Napoleon persönlich Kutusof gegenüberstand, wagte letzterer, ungeachtet einer fünffachen Ueberlegenheit, keinen entscheidenden Kampf, sondern begnügte sich mit einzelnen Angriffen, die sämmtlich abgeschlagen wurden. Es fielen zwar viele französische Gefangene und Kanonen in seine Hände, erstere waren aber meist unbewaffnete Nachzügler, und das von den Russen genommene Geschütz hatte, aus Mangel an Bespannung, stehen gelassen werden müssen. Der Marschall Ney war mit der Nachhut von Napoleon getrennt worden, und rückte erst am 15. November in Smolensk ein. Er hätte mit Davoust abmarschiren können, beschloß aber, seinen Auftrag pünktlich auszuführen, und sich zum Heil des Hauptheeres im Nothfalle aufzuopfern. Ney blieb zwei Tage in Smolensk, und ließ sein kleines Korps von 6000 Mann Fußvolk, 300 Reitern und 12 Geschützen ausruhen, um es für die nachfolgenden Kämpfe zu stärken. Ney wurde von 40,000 Russen angegriffen, hielt sie einen ganzen Tag über auf, täuschte dieselben über seine Bewegungen, setzte über den Dnieper, und stieß, allerdings nur noch mit dem zehnten Theile seiner Mannschaft, zu dem Vicekönig. Während des Gefechtes waren von dem überlegenen russischen Artilleriefeuer ganze Reihen seines Korps niedergestreckt, er selbst wiederholt zur Ergebung aufgefordert worden, aber unerschütterlich geblieben.

In Orsza, in dessen Besetzung Kutusof den Franzosen, wenn er gewollt, zuvorkommen konnte, suchte Napoleon unter seine wankenden und sinkenden Schaaren wieder einige Haltung zu bringen. Er sonderte die noch brauchbaren Bestandtheile von den Kranken und Todtmüden ab, und theilte das übrig gebliebene Geschütz unter die noch kampfesfähigen Divisionen aus. Was auch innerlich in ihm bei dem Anblick des Zusammenschmelzens seines noch wenige Wochen vorher so gewaltigen Heeres vorgehen mochte, er gab keine Schwäche oder Niedergeschlagenheit zu erkennen, und ließ es sich angelegen sein, besonders in seiner Garde, den moralischen Muth nicht sinken zu lassen. Diese Bemühungen hatten aber

nur einen vorübergehenden Erfolg, und waren außer Stande, die zunehmende Auflösung des größten Theiles der Armee aufzuhalten. Napoleon's einzige Hoffnung beruhte jetzt auf den beiden, seinen rechten und linken Flügel bildenden Korps, die noch nicht von dem Verderben des Hauptheeres, wenigstens nicht in demselben Maße, ergriffen worden. Aber auch von dort her kamen ihm entmuthigende Nachrichten zu.

Der Fürst Schwarzenberg hatte, zwischen der Besorgniß schwankend, dem russischen Korps unter General Sacken die Straße nach Warschau frei, und Tschitschagof nach der oberen Beresina vorrücken zu lassen, mehre Tage unthätig verstreichen lassen. Während dieser Zeit hatte ihm Tschitschagof einen Vorsprung abgewonnen, und war über Slonim auf Minsk gezogen. Diese Stadt, in welcher sich große Vorräthe, geeignet, die ganze Armee einen Monat lang reichlich zu ernähren, befanden, war nur schwach besetzt. Dem daselbst kommandirenden polnischen General Bronikowski standen nur ein Bataillon Franzosen, eine Abtheilung französischer Kavallerie, und einige neu errichtete litthauische Regimenter zur Verfügung. Dombrowski befand sich in der Nähe, hatte aber sein Korps, um mehre Positionen zugleich decken zu können, vertheilen müssen. Da ihm außerdem von Oudinot der Befehl zugekommen war, immer bereit zu sein, seine Streitkräfte in Mohilew zusammenzuziehen, so glaubte er, Bronikowski nicht zu Hülfe kommen zu dürfen. Als dieser letztere den Russen entgegenging, schlugen sich die litthauischen Milizen ohne Eifer, und ein Regiment derselben legte sogar, im Angesicht des Feindes, die Waffen nieder. In Folge dessen ward Minks von Tschitschagof besetzt (16. November). Dombrowski und Bronikowski vereinigten sich jetzt, marschirten auf Borisow, und nahmen die dort über die Beresina führende Brücke in Besitz. Da beide polnische Generale aber nur 5000 Mann unter sich hatten, so fiel dieser wichtige Punkt am 21. November in die Gewalt der angreifenden Russen.

Auf dem linken Flügel, an der Düna, war zwar das Vorrücken des Feindes nicht mit derselben Gefahr für Napoleon, wie auf dem rechten, an der Beresina, verbunden, da hier dem französischen Heere der Rückzug abgeschnitten werden konnte, aber Wittgenstein befand sich in entschiedenem Vortheil, und der Plan der Russen, die französische Armee von zwei Seiten her zu überflügeln, schien in Erfüllung gehen zu wollen. Wittgenstein, anfänglich nur dazu bestimmt, St. Petersburg, während Napoleon in das Innere Rußlands vordrang, zu decken, war allmälig durch das finnländische Korps unter General Steinheil, Landwehr und andere Ersatzmannschaften, sehr verstärkt worden. In der zweiten Hälfte

Oktobers, während Napoleon seinen Rückzug aus Moskau begann, waren die Franzosen auf demselben Boden, wo sie im August bedeutende Vortheile davon getragen hatten, bei Uszacz, Poloczk u. s. w., in einer Reihe von Gefechten geschlagen und zurückgedrängt worden. Der fähigste unter den französischen Generalen, welche auf diesem Punkte des Kriegsschauplatzes wirkten, der Marschall Gouvion St. Cyr, mußte wegen Verwundung das Kommando niederlegen. Das bayerische Hülfskorps unter dem tapferen Wrede hatte, da es von den französischen Marschällen bei jeder Gelegenheit vorangestellt wurde, besonders viel gelitten. Es schmolz so zusammen, daß seine Ueberreste (2000 Mann) sich auf Wilna zurückziehen mußten. Bei Smoliany behaupteten (14. November) sich jedoch die Franzosen gegen die Russen, wodurch es Victor und Oudinot möglich wurde, Napoleon, den ihnen zugekommenen Befehlen gemäß, in der Richtung nach Borisow zu Hülfe zu eilen. Aber Wittgenstein zog ihnen nach, Tschitschagof kam vom Süden heran, und an den dunkeln Ufern der vorher nur den Geographen bekannten Beresina ging eines der merkwürdigsten Ereignisse der Geschichte vor.

Wenn Napoleon schon über die Besetzung von Minsk durch die Russen, und den Verlust der dortigen Magazine betroffen gewesen, so war dies in noch viel höherem Grade der Fall, als er erfuhr, daß die Brücke über die Beresina in die Hände des Feindes gefallen, und dann abgebrochen worden war. Er hielt einen Augenblick lang sich und sein Heer für verloren, verbrannte seine geheimen Papiere, und ließ die aus Moskau mitgenommenen Trophäen in das Wasser werfen. Unter seinen Umgebungen war von der Möglichkeit seiner Gefangennehmung die Rede, und was dann aus den Ueberresten der Armee und Frankreich werden würde. Die Hoffnung der Rettung beruhte auf 20,000 noch kampffähigen Truppen, die aus Moskau ausgezogen waren, und auf den sehr zusammengeschmolzenen Korps unter Oudinot und Victor. Vor den Franzosen lag die von hohen Thalrändern und sumpfigen Ufern eingefaßte Beresina, rechts standen ihnen 30,000 Mann unter Wittgenstein, links 28,000 unter Tschitschagof entgegen, im Rücken konnten sie von 70,000 Mann unter Kutusof gefaßt werden. Die Russen waren ungefähr viermal so stark als die Franzosen. Napoleon war von den ungeheueren Schlägen des Schicksals, welche ihn seit mehren Wochen in immer steigendem Maße getroffen hatten, wie betäubt, düster und in sich gekehrt. Er starrte vor sich hin, schien zuweilen weder zu hören noch zu sehen, und wie geistig abwesend zu sein. Aber dieser Zustand dauerte bei ihm nicht lange. Je schwieriger seine Lage wurde, um so mehr trat wieder

die ursprüngliche Kraft seines Charakters, und das ihm angeborene militairische Genie hervor.

Napoleon bezeichnete dem Marschall Oudinot einen Punkt, fünf Stunden oberhalb Borisow, bei dem Dorfe Weselewo, wo er über die Beresina zu setzen dachte, befahl ihm, die Stelle zu untersuchen, wenn er in der Nähe eine bessere finden sollte, dieselbe vorzuziehen, und daselbst eine Brücke schlagen zu lassen. Oudinot entdeckte bei Studienka, vier Stunden von Borisow entfernt, eine Fuhrt, wo das Wasser nur zwei und einen halben Fuß tief war. Außer daß der Bau einer Brücke wegen Mangels an Material und Werkzeugen schwierig war, mußte auch noch die Aufmerksamkeit des Feindes von Studienka abgezogen werden. Zu dem Ende wurden scheinbare Anstalten zum Uebersetzen unterhalb Borisow gemacht, und Juden herbeigebracht, die man über die Beschaffenheit dieser Stelle befragte, ihnen das strengste Stillschweigen anempfahl, und that, als ob dort der Uebergang statt finden sollte. Diese Juden hatten, nachdem sie frei gelassen worden, nichts Eiligeres zu thun, als Tschitschagof und Wittgenstein von der vermeintlichen Absicht der Franzosen in Kenntniß zu setzen.

Den 24. November traf die aus Polen bestehende Besatzung von Mohilew, 12,000 Mann, in Bobr bei der Armee ein. Napoleon vereinigte damit die Ueberreste des aus Moskau gezogenen polnischen Korps, welche nur noch 500 Mann stark waren, aber die Hälfte ihres Geschützes gerettet hatten. Dieses neue gebildete polnische Korps wurde dem Marschall Ney übergeben. Obgleich die Reiterei bis auf einige hundert Mann zusammengeschmolzen war, so gab es doch noch eine große Menge von berittenen Officieren, die bisher einzeln einhergezogen waren. Aus diesen wurden jetzt zwei Schwadronen gebildet, über welche zwei berühmte Kavalleriegenerale, Grouchy und Sebastiani, das Kommando erhielten. Napoleon, vom Anblick der äußersten Gefahr wie belebt und gestärkt, und rastlos mit der Herstellung von Angriffs- und Vertheidigungsmitteln beschäftigt, befahl, alle überflüssigen Wagen zu verbrennen, und die Pferde an die Artillerie der Garde abzuliefern. Auf diese Art wurde eine beträchtliche Anzahl Geschütze brauchbar gemacht. Es waren jetzt 30,000 Mann kampffähige Truppen, und eine eben so große Anzahl Nachzügler an der Beresina versammelt. Um 10 Uhr Abends langte Oudinot bei Studienka an. Der von ihm begonnene Brückenbau war verfehlt, und mußte von Neuem angefangen werden. Die Beresina war, wegen eingetretenen Regen- und Thauwetters, tiefer als 24 Stunden vorher geworden. Auf den Hügeln des jenseitigen Ufers lagerte die

Division Czaplitz von Tschitschagof's Heer, deren Feuer die Nacht über weit hin leuchteten. Der schon bejahrte, aber unermüdlich thätige und unerschrockene General Eblé, der sich schon früher und neuerdings in Portugal und Spanien ausgezeichnet hatte, war mit den Vorbereitungen zum Bau der Brücken beschäftigt. Unschätzbar waren die Aexte, Klammern, Nägel, Feldschmieden und Kohlenwagen, welche Eblé's Vorsicht aus Smolensk mitgenommen hatte. Das nöthige Holz lieferten die Wände und Balken der Häuser von Studienka. Aber man fürchtete, daß die gegenüberliegenden Russen bei Tagesanbruch ein heftiges Kanonenfeuer beginnen, und die Fortsetzung des Brückenbaues verhindern würden. Die muthigsten Naturen, wie Murat und Ney, wurden bedenklich und hielten sich für verloren. Napoleon allein war gefaßt, und suchte seine Umgebungen aufrecht zu erhalten. Murat schlug dem Kaiser vor, sich während der Nacht von einigen treuen Polen in einem kleinen Nachen nach dem jenseitigen Ufer bringen zu lassen, und sich durch die Wälder zu retten, was von ihm verworfen wurde. Mit der gespanntesten Erwartung ward dem Morgen entgegengesehen. Mit unaussprechlicher Freude und nicht geringerem Erstaunen bemerkte man aber, daß die Russen in der Richtung nach Borisow abgezogen waren. Tschitschagof hatte, hierin wie Kutusof gesinnt, mit Napoleon nicht persönlich anbinden, den gereizten Löwen nicht zu einem Verzweiflungskampfe herausfordern wollen, und Czaplitz von Studienka abgerufen. Langeron war auf seinen Befehl bei Borisow stehen geblieben, er selbst aber über Berezino hinaus zurückgegangen. Napoleon war gerettet.

Als es Tag geworden, setzten zuerst 40 kühne Reiter, jeder einen Voltigeur hinter sich, über den Fluß. Ihnen folgten auf schwachen Flößen 400 Mann Fußvolk. Ihr Feuer reichte hin, um einige am Ufer schwärmende Abtheilungen Kosaken zu verscheuchen. Eine stehen gebliebene russische Batterie feuerte einige Schüsse ab, ward aber von der französischen Artillerie bald zum Schweigen gebracht. Unterdessen ward an das Schlagen der Brücken gegangen. Die Pontoniere und Sappeure arbeiteten mit bewundernswürdiger Anstrengung, indem sie, oft bis zur Brust in dem eiskalten Wasser stehend, sich, in Folge dieser Temperatur, einem fast unvermeidlichen Tode aussetzten. Um 1 Uhr Nachmittags (26. November) war die erste der Brücken fertig, von welcher das Korps unter Oudinot und die Ueberreste der Dombrowski'schen Division sogleich Gebrauch machten. Auch einige Geschütze und Patronenwagen wurden, obwohl mit großer Mühe, hinübergebracht. Oudinot rückte der Division Czaplitz in der Richtung auf Borisow nach. Die Truppen brachten, von

dem Gelingen des großen Wagestücks begeistert, dem Kaiser ein Lebehoch aus, was seit lange nicht mehr geschehen war. Die zweite, vornehmlich für das Geschütz und das Fuhrwerk bestimmte Brücke wurde erst um 4 Uhr, in der Abenddämmerung, fertig. Die Artillerie der Garde, des Oudinot'schen Korps und die Polen unter Ney setzten auf ihr über. Sie brach zweimal, so daß die Pontoniere und Sappeure von Neuem bis um 2 Uhr in der Nacht arbeiten mußten. Ney zog Oudinot nach. Napoleon war überall gegenwärtig, sprach Muth und Hoffnung ein.

Am 27. November ging die Division Claparde, welche Ney zugetheilt worden, die Garde und Napoleon selbst, der sein Hauptquartier in dem Dorfe Koszuki, nahe der Straße nach Zembin, aufschlug, über die Brücken. In der Nacht darauf folgten der Vicekönig, Davoust und Latour-Maubourg mit den Trümmern ihrer Korps. Zum Schutze der Nachzügler, der Kranken, Verwundeten und des noch immer zahlreichen Gepäckes, welche auf dem linken Ufer der Beresina zurückgeblieben, zog der Marschall Victor von Studienka heran. Um die Aufmerksamkeit des Feindes auf Borisow zu lenken, wurde die Division Partonneaux zu der Besetzung dieses Ortes abgeschickt, wo sie, von Wittgenstein mit großer Uebermacht angegriffen, sich nach tapferer Gegenwehr ergeben mußte. Bei dieser Gelegenheit fielen an 10,000 Franzosen und Bundesgenossen, Krieger aller Grade, Militairbeamte, Troßleute mit vieler Beute in russische Gefangenschaft. Wittgenstein, der in der Nacht vom 26. zum 27. November zwei Stunden von Studienka eintraf, hätte Napoleon's Uebergang noch sehr bedeutend beunruhigen und erschweren können. Aber auch er hatte keine Lust, seinen an der Düna erworbenen Ruhm auf das Spiel zu setzen, und sich dem gefürchteten Gegner entgegenzuwerfen.

Tschitschagof hatte unterdessen so viele Meldungen von Dem, was bei Studienka vorging, erfahren, daß er sich einer großen Verantwortlichkeit ausgesetzt haben würde, wenn er unthätig stehen geblieben wäre. Er war aber schon so weit rechts gegangen, daß er zwei Tage brauchte, bevor er seine Streitmacht auf seinem linken Flügel vereinigt hatte. Am 28. November erfocht das so geschwächte französische Heer bei dem Dorfe Stachow noch einen glänzenden Sieg über einen an Zahl, Ausrüstung und Wohlbefinden der Mannschaft weit überlegenen Feind. Den ganzen Tag über dauerte, unter heftigem Schneegestöber und ansehnlicher Kälte, der Kampf, in welchem die Franzosen eine unvergleichliche Tapferkeit und Ausdauer bewiesen. Ueber die Hälfte der französischen Generale wurde getödtet oder verwundet. Der Marschall Oudinot empfing an diesem Tage seine zwanzigste Wunde. Der Ueberrest der Kuirassier=

division Doumerc, nur noch 500 Pferde stark, warf nicht nur die russische Infanterie, sondern nahm ihr auch 1500 Gefangene ab. Die Russen büßten bei Stachow 10,000 Mann ein und verloren die Lust, weiter vorzudringen. — Während dies auf dem rechten Ufer der Beresina vorging, griff Wittgenstein auf dem linken mit großer Uebermacht den Marschall Victor, der meist Deutsche und Polen unter sich hatte, an, konnte ihm aber nicht einen Fuß breit Bodens abgewinnen. Die Russen haben während dieses ganzen Feldzuges nur bei Borodino mit wirklichem Heldenmuth gefochten, von da an aber sich ziemlich matt und unentschlossen gezeigt. Kutusof's Beispiel mochte hierzu mitwirken, der Napoleon nur 20,000 Mann von seinem Hauptheer nachsandte, die sich so langsam vorwärts bewegten, daß nur einzelne Kosakenabtheilungen an den Feind herankamen.

Während dieser Gefechte an den beiden Ufern der Beresina hatte sich Alles, was von Nachzüglern, Marketendern, Troßknechten, Weibern und Kindern noch übrig geblieben war, bei den Brücken eingefunden. Jeder Kanonenschuß hallte in dem erschreckten Gemüth dieser meist unbewaffneten Menge wieder, welche der Instinkt der Selbsterhaltung unwiderstehlich vorwärts trieb, und wild durcheinander warf. Als der Eingang zu den Brücken, was bei der Menge von Pferdeleichen und den aufgehäuften Trümmern zurückgelassenen Feldgeräthes schwer hielt, erreicht war, geriethen die Wagen an einander, und viele warfen um. Die Menschen wurden zerquetscht, zertreten und in die Beresina gedrängt, wo sie den Tod fanden. Es war ein wüstes Durcheinander, ein Drängen und Stoßen, mit Ausbrüchen der Wuth und des Schreckens verbunden, wie sonst selten gesehen worden ist. Um 1 Uhr in der Nacht hatte das Victor'sche Korps seinen Uebergang beendigt.

Noch waren Tausende von Flüchtigen auf dem linken Ufer, und zu ihrem Schutz eine Abtheilung Fußvolk zurückgeblieben. Diese hätten sich sehr wohl retten können, wenn sie Pferde und Wagen und ihr Gepäck, von deren Erhaltung aber ihr Weiterkommen abhing, Preis geben wollten. Denn unter ihnen befanden sich viele Verwundete, Kranke, Frauen und Kinder, welche den weiten Weg unmöglich zu Fuß zurücklegen konnten. Eine nicht unbeträchtliche Menge war von dem Uebermaß ihrer Leiden wie empfindungs- und regungslos geworden, und rührte sich nicht von der Stelle.

Um halb 7 Uhr Morgens zog der Marschall Victor seine Nachhut auf das rechte Ufer zurück. Jetzt stürzten noch viele Nachzügler den Brücken zu, und ihr Uebergang bot dasselbe Bild der Verwirrung und

des Schreckens wie der ihrer Vorgänger dar. Um 9 Uhr wurden endlich die Brücken angezündet. Bei diesem Anblick stieß die Menge, welche die Gelegenheit zur Rettung nicht benutzt hatte und auf dem linken Ufer zurückgeblieben war, ungefähr 5000 Köpfe stark, unter ihnen viele Frauen und Kinder, einen Ruf der Verzweiflung und des Entsetzens aus, der weit hin schallte, und von den abziehenden Soldaten nicht ohne innere Bewegung vernommen wurde. Die Kosaken erschienen, und plünderten die Unglücklichen, die fast alle vor Hunger und Krankheit umkamen.

Von der Beresina an ließ die eigentliche Verfolgung der Russen nach. Es waren nur Kosakenschwärme, welche aus Beutelust den Franzosen folgten. Indessen schien in jenem Augenblick noch nicht Alles verloren zu sein. Napoleon hatte 12,000 Mann Fußvolk unter dem Gewehr, etwa 2000 Reiter und wenigstens 200 Kanonen. Einige Tausend Officiere zogen, ohne einem bestimmten Korps anzugehören, zu Pferde oder zu Wagen mit. An 20,000 Kranke und Verwundete folgten der Armee, von welchen ein bedeutender Theil bald genesen und wieder dienstfähig sein konnte. Die Heranziehung des Macdonald'schen Korps, und die in Litthauen stehenden Ersatzmannschaften hätten die Armee in den Stand setzen können, den Russen, welche selbst sehr viel gelitten hatten, wieder die Spitze zu bieten. Dies wäre möglich gewesen, wenn das Heer irgend einen festen Ruhe= und Anhaltspunkt zu gewinnen im Stande gewesen wäre. Aber die zunehmende Kälte, welche während des Rückzuges bis auf 30 Grade (Réaumur) stieg, raffte auch die letzten geordneten Reste der Armee hin, und führte eine gänzliche Auflösung herbei. Einem solchen Frost konnte ein von Eilmärschen, von dem Mangel an Lebensmitteln und geeigneter Kleidung entkräftetes, meist aus Südländern bestehendes Heer nicht widerstehen. Von Molodeschno erließ Napoleon am 3. December das 29. Bulletin, ein in der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker einziges Denkmal, in welchem er der Welt die Vernichtung seines Heeres eingestand. Die Größe der ihn betroffenen Unfälle war von dem Stempel des Außerordentlichen, wie bisher sein Glück, bezeichnet, so daß es schien, daß ihm nichts Gewöhnliches begegnen könne, und er unter allen Umständen immer als unvergleichlich dastehen müsse. Er fühlte dies, und sagte es auch in vertraulicher Unterhaltung. In Smorgony in Litthauen berief er Murat, den Vicekönig, Berthier, Davoust, Ney, Lefebvre, Mortier und Bessieres zu sich, erklärte ihnen, daß seine Gegenwart in Paris, um Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges zu treffen, und seine geheimen Gegner zu über=

wachen, unumgänglich nothwendig sei, und eilte am 5. December, von Duroc, Caulincourt und Lobau begleitet, über Wilna, Warschau und Dresden nach seiner Hauptstadt ab, woselbst er in der Nacht vom 18. zum 19. December eintraf. Murat, dem er den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres anvertraut hatte, legte denselben schon am 16. Januar (1813) nieder, und kehrte nach Neapel zurück. Der Vicekönig, welcher in Murat's Stelle trat, mußte, aus Mangel an Widerstandsmitteln und aus Besorgniß vor der sich in Preußen ankündigenden Gährung, den Rückzug bis über die Elbe fortsetzen.

Die beiden Flügel der gegen Rußland aufgebotenen Heermacht, die Korps unter dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent, und unter dem General der Kavallerie Fürsten Karl zu Schwarzenberg, hatten zwar lange nicht so viel wie das Centrum gelitten, aber sie vermochten nicht, da dieses zerstört war, und Napoleon selbst sich entfernt hatte, es demnach an einem allgemeinen Plan fehlte, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Maret, Herzog von Bassano, hatte den beiden Feldherren den Befehl Napoleon's zum Rückzuge mitgetheilt, sie aber zugleich durch die Nachricht, daß derselbe an der Beresina über die Russen einen entscheidenden Sieg davon getragen habe, getäuscht. Sonst würden Beide, Macdonald aus Patriotismus und Schwarzenberg aus Politik, den Ueberresten des französischen Heeres zu Hülfe gekommen sein.

Macdonald trat am 19. December den Rückzug an, und erreichte am 28. Tilsit. Seine Nachhut bestand einzig aus Preußen unter dem Oberbefehl des Generals von York, Grawert's Nachfolger. Der preußische General war schon früher von Wittgenstein's Hauptquartier aus zur Trennung von Napoleon's Sache aufgefordert worden. Jetzt erneuerten Diebitsch und Clausewitz, zwei in Alexander I. Dienst getretene Preußen, dies Anliegen, im Namen der Befreiung Europa's von dem französischen Joch. York begriff die Bedeutung des Augenblickes und die Macht eines unter diesen Umständen von ihm gegebenen Beispiels. Am 30. December wurde zwischen ihm und Diebitsch in der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen eine Konvention abgeschlossen, nach welcher das preußische Hülfskorps der französischen Waffengenossenschaft entsagte York's kühner Schritt fand bei dem preußischen Volke einen solchen Beifall, daß auch das preußische Kabinet, welches, wenn es auch sich später nicht anders entschieden, aber jedenfalls länger gezögert haben würde, der allgemeinen Stimmung bald nachzugeben genöthigt war. Macdonald, der durch die Entfernung des preußischen Korps äußerst geschwächt war, langte mit 7000 Mann

und 20 Kanonen am 4. Januar in Königsberg an, von wo er über Posen seinen Rückzug vollendete.

Schwarzenberg, der, in Verbindung mit Reynier, die Verfolgung des russischen Generals Sacken bis zu den Morästen von Brzsc und Pins fortgesetzt hatte, wurde zuerst durch eine Weisung des Herzogs von Bassano bestimmt, die Richtung auf Slonim gegen Tschitschagof einzuschlagen. Durch Berthier von dem Schicksal der großen Armee benachrichtigt, entschloß er sich zur Deckung des Herzogthums Warschau, und wandte sich von Slonim über Bialystock nach Pultusk, wo er eine feste Stellung einnahm, welche zugleich die polnische Hauptstadt deckte. Reynier lagerte in der Nähe von Warschau, in welches der Fürst Joseph Poniatowski mit den geringen Ueberresten seines früher so zahlreichen und schönen Korps einzog. Am 22. Januar (1813) erhielt Schwarzenberg von seinem Hofe den Befehl, sich nach Gallizien zu wenden. Obgleich zwischen den Russen und Oesterreichern schon seit der Mitte Decembers thatsächlich Waffenruhe bestand, so ward jetzt auch eine Konvention der Art abgeschlossen. Das österreichische Korps bezog an der gallizischen Gränze, aber innerhalb des Herzogthums Warschau, ein Lager, in dessen Nähe sich die Polen unter Poniatowski aufstellten. Am 13. Februar lieferten die Sachsen den Russen bei Kalisch das letzte Gefecht in diesem Feldzuge, in welchem erstere mit großer Tapferkeit fochten, aber harte Einbuße erlitten.

Unter allen Völkern, welche auf Napoleon's Glücksstern gehofft hatten, und seinen Fahnen gefolgt waren, wurden die Polen durch den Ausgang dieses Krieges am Grausamsten getäuscht. Sie hatten, obgleich durch sein zweideutiges Verhalten gegen ihn mißtrauisch geworden, noch immer erwartet, daß die Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil ihn zuletzt zur Erfüllung ihrer Wünsche geneigt machen werde. Vergebens rief die Generalkonföderation die Nation zu einer allgemeinen Erhebung gegen die Russen auf. Nach Schwarzenberg's und Reynier's Abzug hörten die Vertheidigungsanstalten von selbst auf. Der begeistertste und kräftigste Theil der Bevölkerung war mit Joseph Poniatowski davon gezogen. Polen fiel regungslos in den Abgrund zurück. Am 8. Februar (1813) zogen Miloradowitsch und Sacken in Warschau ein. Es sollten siebenzehn Jahre vergehen, ehe in Polen wiederum eine nationale Bewegung stattfand.

Der größte, von einem civilisirten Staate ausgegangene und in einem einzigen Kopfe entsprungene Eroberungszug war vollkommen gescheitert. Von den 610,000 Franzosen und Bundesgenossen, welche im Sommer 1812 in das russische Reich eindrangen, kamen,

Alles zu Allem gerechnet, ungefähr 58,000 Mann zurück. Es sind demnach 552,000 Mann in Rußland todt oder gefangen zurückgeblieben. Unter diesen befanden sich wenigstens 100,000 Deutsche, und wohl an 80,000 Männer von deutscher Herkunft und Zunge, wenn auch vom deutschen Volksverbande abgerissen. Ein unermeßliches Material an Geschütz (1200 Kanonen), Pferden (162,000), Munition, Gepäck, zu denen Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Italien, die illyrischen Provinzen beigetragen hatten, war entweder zu Grunde gegangen oder den Russen in die Hände gefallen. Eine große allgemeine Rückwirkung gegen den zum ersten Mal unglücklich gewesenen Eroberer war unvermeidlich geworden. Von allen seinen Bundesgenossen ward nach und nach das Band, welches sie an ihn geknüpft hatte, zerrissen. Die Einen fielen blos von ihm ab, die Anderen traten ihm mit Begeisterung und Erbitterung entgegen. Es gehörten aber noch unerhörte Anstrengungen dazu, um sich von ihm zu befreien. Sein überlegenes militairisches Genie und die Tapferkeit seiner Truppen wußten den endlichen Sieg der Nationalität und Unabhängigkeit über Universalmonarchie und Willkühr mehr wie einmal zweifelhaft zu machen.

---

8. Ereignisse von Napoleon's Rückkehr nach Paris bis zum Waffenstillstande von Poischwitz.

(18. December 1812 — 4. Junius 1813.)

Das 29. Bulletin, welches eine Uebersicht über die von der großen Armee in Rußland erlittenen Unfälle enthielt, war nur zwei Tage vor Napoleon in Paris angelangt. Er hatte dadurch seine unerwartete Rückkehr begründen, zugleich aber das Heilmittel gegen die tiefe Wunde, welche seine Macht empfangen, angeben wollen. Er glaubte, nur von seiner Hauptstadt aus Frankreich in Bewegung setzen zu können. Sein Stolz, und die Gewohnheit, unbedingten Gehorsam und Glauben zu finden, war so groß, daß er, der seit Jahren nicht nur die Blüthe der französischen Jugend vom Tajo bis zur Weichsel für Frankreich ganz fremde Interessen und Pläne aufgeopfert, sondern jetzt, fast einzig durch seine Schuld, sein ganzes Heer verloren und viele tausend Familien in Trauer versetzt hatte, anstatt besorgt und auf Entschuldigungen bedacht zu sein, als Ankläger und Richter auftrat, und gegen Alles, was sich ihm nahte,

einen strengeren und gebieterischeren Ton, als selbst zur Zeit seines höchsten Glücksstandes, annahm. Er wollte auf diese Art einem entgegengesetzten Urtheil von Hause aus vorbeugen. Nachdem er, ohne Rücksicht auf die klimatischen und räumlichen Bedingungen, in das Innere des russischen Reiches eingedrungen war, glaubte er in Frankreich die Meinung über das Geschehene durch eine hochfahrende und einschüchternde Haltung beseitigen und ersticken zu müssen. Es gelang ihm dies bis auf einen gewissen Grad, da Frankreich seit so langer Zeit an Abhängigkeit von ihm gewöhnt war. Aber er konnte, ungeachtet der von ihm angewandten Künste, dem natürlichen Laufe der Dinge nicht gebieten, und der traurige Eindruck der großen Niederlage in Rußland breitete sich, anfänglich nur die höheren Schichten der französischen Gesellschaft berührend, allmälig auch im Volke aus, und trug zu der Entmuthigung bei, welche, nach abermals erfahrenen Unfällen, zuletzt die Widerstandslosigkeit der Nation, bei der Invasion ihres Territoriums, verursachte.

Napoleon beschloß, die öffentliche Aufmerksamkeit von der Katastrophe in Rußland für den Augenblick durch eine Untersuchung über die Malet'sche Verschwörung abzulenken. Bei dem Empfange seiner Minister und anderer Würdenträger war fast nur von den Einzelheiten dieses Ereignisses die Rede. Er warf ihnen die bei dieser Gelegenheit bewiesene Schwäche, besonders die Leichtgläubigkeit vor, mit welcher sie sich durch das Gerücht von seinem Tode hatten täuschen lassen, als ob dies bei einem solchen Schlachtenlieferer, wie er, in das Gebiet der Unmöglichkeiten gehört hätte. Um den Kriegszug gegen Rußland und dessen Ergebniß handelte es sich nur beiläufig, und Alles wurde dabei auf Rechnung des Winters gesetzt. Es war von Napoleon unklug, das Malet'sche Abentheuer so genau und öffentlich zu beleuchten, indem er dadurch mittelbar auf die geringe Festigkeit seiner Dynastie aufmerksam machte. Er trug dem Staatsrathe eine Untersuchung über das Verhalten des Seinepräfekten Frochet auf, der sich bei diesem Vorfalle allerdings sehr kleinmüthig gezeigt hatte. Es war von ihm, als er die Nachricht vom vermeintlichen Hinscheiden des Kaisers erhielt, Malet's Befehl, den großen Saal im Hotel de Ville zur Aufnahme einer provisorischen Regierung einrichten zu lassen, ohne Widerrede nachgekommen worden. Frochet wurde unter Aufsehen erregenden Förmlichkeiten, die Napoleon aus Rücksicht auf sich selbst hätte vermeiden sollen, seines Amtes entsetzt.

Der Senatspräsident Graf Lacépède, ein berühmter Naturforscher, erging sich bei der Aufwartung dieser Körperschaft in pomphaften Ausdrücken über den Abscheu, welchen ganz Frankreich gegen das Malet'sche

Attentat empfunden, über die von der Gunst der Vorsehung zu erwartende unvergängliche Dauer der Napoleonischen Dynastie und über die Liebe und das Vertrauen des französischen Volkes für dieselbe. Der Katastrophe in Rußland ward nur insofern Erwähnung gethan, als sie Napoleon Veranlassung gegeben habe, von Neuem seine Seelengröße zu zeigen. Alles bezog sich in Lacépède's Rede auf die Erhaltung des kaiserlichen Thrones, als der einzigen Gewährleistung der inneren Ruhe und äußeren Größe der Nation, obgleich es gerade dieses Kaiserthum war, welches Frankreich in unaufhörliche Kriegsstürme verwickelt hatte, und jetzt, durch einen von ihm herbeigeführten unerhörten Unfall, die nationale Unabhängigkeit in Gefahr setzte.

In seiner Antwort an den Staatsrath auf die ihm, wegen seiner Rückkehr, dargebrachten Glückwünsche zog Napoleon, wie schon mehrmals früher, aber diesmal mit mehr Ausführlichkeit und Gewichtlegung, gegen Das los, was er Ideologie nannte, gegen die Untersuchungen über die Natur und den Ursprung des socialen und politischen Zustandes, denen er alles von Frankreich erfahrene Unglück zuschrieb. Er hatte längst die Gewohnheit angenommen, gegen die Revolution, und zwar nicht blos gegen ihre dunkle und blutige Seite, sondern überhaupt gegen ihre Ideen, zu deklamiren, obgleich er sich von ihnen in der Praxis nie ganz zu entfernen vermochte. Er that durch den Zwang, welchen er über die Litteratur und Presse ausübte, alles Mögliche, um jene große Begebenheit in Vergessenheit zu bringen, obgleich es ihm unmöglich gelingen konnte. Napoleon sprach bei dieser Gelegenheit zu dem Staatsrathe von Frankreichs früherer Geschichte, brauchte mehrmals den Ausdruck: „unsere Väter" — und wiederholte in Bezug auf das Erbrecht seines Sohnes das alte Sprichwort: „Der König ist todt, es lebe der König!" welches er für den Inbegriff aller politischen Weisheit erklärte. — Auch dies war ein Mißgriff. Denn er rief dadurch bei allen etwas nachdenklichen und unterrichteten Personen die Erinnerung an den Frankreich fremden Ursprung der Familie Bonaparte, und an die Revolution hervor, welche so außerordentliche Veränderungen herbeigeführt, und in deren Lotterie zuletzt Napoleon das große Loos gezogen hatte. Seine Absicht, sich und sein Haus als das letzte Ergebniß Dessen, was seit 1789 geschehen war, als die allein mögliche Stütze für die Zukunft hinzustellen, war eine Vermessenheit, einzig aus der ungeheueren Selbstsucht Dessen, der sie hegte, erklärbar, und geeigneter, einen nochmaligen Wechsel in dem Geschick Frankreichs für möglich erkennen zu lassen, als diesen Gedanken für immer aus den Gemüthern zu verbannen.

Napoleon begriff jedoch, obgleich er damals noch nicht ahnen konnte, daß die von ihm gegründeten Reichskörper sich einmal gegen ihn erklären würden, daß deren geräuschvolle Versicherungen von Treue und Anhänglichkeit leere Worte waren, mit welchen sich die drohenden Gefahren nicht beschwichtigen ließen. Sein ganzes Streben war deshalb auf die Erneuerung seiner Kriegsmacht gegründet. Die Konskription für das Jahr 1813, 120,000 Mann, befand sich schon seit dem Oktober 1812 in den Depots. Er zog jetzt Alle, welche seit 1809 der Aushebung entgangen waren, 100,000 Mann, zum Dienst heran. Er ließ sich vom Senat 150,000 Rekruten für das Jahr 1814 im Voraus bewilligen, und reihte 100,000 Mann Nationalgarden in die Linie ein. Er nahm 3000 Officiere und Unterofficiere aus der Gensd'armerie, lauter alte Soldaten, und verwandte sie zur Ausbildung der Neuausgehobenen, zog einen Theil seiner Truppen mit dem Marschall Soult aus Spanien heraus, und forderte die Rheinbundsfürsten zu schleuniger Instandsetzung ihrer Kontingente auf. Vierzigtausend Marinesoldaten und Kanoniere wurden von der Flotte zu dem Landheer versetzt, die sich später bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet haben. Zuletzt befahl er die Errichtung von 10,000 Mann Ehrengarden, in vier Regimenter getheilt, den wohlhabenden Klassen angehörig, welche Pferd, Waffen und Kleidung aus eigenen Mitteln anschaffen mußten, dagegen nach einjährigem Dienst den Officiersrang zugesichert erhielten. Er wollte in dieser reichen Jugend zugleich Geißeln für die Treue ihrer Familie haben. Die alte und junge Garde wurden aus den besten Soldaten der Linie wiederhergestellt. Diese Vorbereitungen zum Kampf wären mehr als hinreichend gewesen, um sich der Russen zu erwehren, und selbst wieder angreifend zu verfahren, wenn sich nicht zu Napoleon's bisherigen Feinden im Laufe der nächsten Monate neue hinzugesellt hätten.

Nächst seinen militairischen Angelegenheiten war Napoleon, bevor er sich in einen neuen Kampf stürzte, besonders an der Feststellung seines Verhältnisses zum Pabst gelegen. Er hatte die Streitigkeiten mit Pius VII. oft scheinbar geringschätzig behandelt, in seinem Innern aber deren Wichtigkeit in Bezug auf die innere Ruhe nie verkannt. Der Pabst war von Savona nach Fontainebleau übergesiedelt, wo er in dem kaiserlichen Schlosse eine ehrenvolle Aufnahme fand. Napoleon besuchte ihn daselbst, und am 25. Januar (1813) kam ein Konkordat zu Stande, nach welchem der Pabst, nicht ausdrücklich, aber stillschweigend, seiner weltlichen Macht entsagte, und eine Residenz in Avignon mit 2 Millionen Franken jährlicher Einkünfte annahm. Die vornehmsten kirchlichen

Institute, wie die Dataria, die Propaganda u. s. w., sollten von Rom dahin verlegt werden. Der Pabst konnte von den katholischen Höfen Gesandte empfangen, und selbst solche bei ihnen beglaubigen. Es blieb ihm das Recht der kanonischen Bestätigung der vom Kaiser ernannten Erzbischöfe und Bischöfe. Wenn diese aber über sechs Monate auf sich warten ließ, so war der Metropolit der geistlichen Provinz ermächtigt, den neu ernannten Prälaten ohne Weiteres in seine Würde einzusetzen. Alle vom Kaiser verbannten Kardinäle sollten sich ungehindert zum Pabst begeben dürfen. Pius VII. war zu diesen Zugeständnissen vornehmlich durch die Rücksicht auf die traurige Lage der Kirche in mehren Theilen Europa's, zu deren Abstellung er auf Napoleon's Beistand rechnete, bewogen worden. Pius VII. hatte dieses Konkordat zu Napoleon's großer Freude unterzeichnet, jedoch verlangt, daß dasselbe bis zur Ankunft einer Anzahl von Kardinälen geheim gehalten werden sollte. Mehre dieser zurückgekehrten Kirchenfürsten wußten jedoch den Pabst einige Zeit nachher so umzustimmen, daß er keine der in dem Konkordat von ihm angenommenen Bedingungen erfüllte, namentlich den vom Kaiser ernannten Prälaten nicht die kanonische Bestätigung ertheilte, und keine Anstalten traf, seine Residenz nach Avignon zu verlegen. Napoleon, hierdurch gereizt, kehrte sich auch von seiner Seite an das gethanene Versprechen nicht, machte das Konkordat als Staatsgesetz bekannt, und schärfte allen Erzbischöfen und Bischöfen dessen Befolgung ein.

Napoleon hatte im Jahr 1812, von der ungeheueren Macht, welche er gegen Rußland in Bewegung setzte, berauscht, die Einberufung des gesetzgebenden Körpers für überflüssig gehalten. Nach den großen Unfällen, welche er während des Rückzuges erlitten, mochte er eine, wenn auch noch so wesenlose, Annäherung zu der Volksvertretung der Form nach für nothwendig halten. Er eröffnete den gesetzgebenden Körper mit einer Rede (14. Februar), welche unter den Franzosen keinen gewinnenden und im übrigen Europa einen für Napoleon nachtheiligen Eindruck hervorbrachte. Es war darin fast nur von ihm und seinem Reiche, zu welchem so viele fremde Völker gehörten, und wenig oder gar nicht von der französischen Nation die Rede. Er erklärte, daß sein Bruder Joseph auf dem spanischen Throne bleiben müsse, daß er die Integrität seines Reiches nicht antasten lassen, und keinen seiner Bundesgenossen aufgeben werde. Es wurden somit keine Zugeständnisse und Abtretungen von seiner Seite in Aussicht gestellt, ohne welche jedoch die Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens, nach welchem sich Alles sehnte, unter den vorhandenen Umständen unmöglich geworden war.

Der bei der Malet'schen Verschwörung angewandte Kunstgriff, die Nachricht vom Tode des Kaisers auszusprengen, und die augenblickliche Wirkung desselben, hatte auf Napoleon einen tiefen Eindruck gemacht. Er war entschlossen, in dem bevorstehenden Feldzuge eine noch größere Thätigkeit als gewöhnlich zu entwickeln, und hatte ausdrücklich erklärt, daß er sich in demselben mehr als General denn als Kaiser zeigen werde. Sein Tod auf dem Schlachtfelde war demnach wohl möglich, und er fürchtete ihn ebenso wenig als früher. Er wollte aber, daß es nach ihm eine mit bestimmten Vollmachten versehene Gewalt gäbe, von der Alles ausgehen, und an die sich Alles wenden könne. Er war nicht geneigt, einem seiner Brüder eine solche Stellung anzuweisen, weil er ihre gegenseitige Eifersucht kannte, und ernannte deshalb seine Gemahlin zur Regentin während seiner Abwesenheit, und, im Falle seines Hinscheidens, bis zur Volljährigkeit des Königs von Rom. Der Regentin wurde ein Regentschaftsrath, aber nur mit berathender, nicht mit entscheidender Stimme, aus den ersten Großwürdenträgern bestehend, beigegeben. Dem Reichserzkanzler Fürsten Cambacérès ward der Vorsitz in demselben übertragen, und Champagny, Herzog von Cadore, zum Sekretair ernannt. Am 30. März (1813) wurde Marie Luise im Thronsaal in den Tuileries von ihrem Gemahl feierlich empfangen, und legte den Eid in dessen Hände ab, sich ihres Amtes als Mutter, Gattin und Kaiserin würdig zu zeigen. Napoleon zog sie hierauf, so lange er noch in Paris blieb, zu allen Ministersitzungen zu.

Das österreichische Kabinet, welches, seit 1809 mit der Wiederherstellung seiner militairischen und finanziellen Mittel beschäftigt, an der allgemeinen Politik einen nur beobachtenden Antheil genommen hatte, fühlte sich jetzt zur Uebernahme einer großen Rolle bestimmt. Der Graf von Metternich, welcher nach dem wiener Frieden der dirigirende Minister geworden, bewies damals, zwischen der Katastrophe in Rußland und Oesterreichs Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, eine Vorsicht und Mäßigung des Charakters, eine Schärfe und Sicherheit des Urtheils, und, als es nicht anders sein konnte, einen Nachdruck im Handeln, welche diese Epoche zu der bedeutendsten in seinem Leben machen. Im Rückblick auf diese Zeit wird es immer bedauert werden müssen, daß Metternich später, nach Napoleon's Sturz, sein großes Talent fast einzig zur Hemmung jedes moralischen und politischen Fortschrittes angewandt hat. Anstatt die neuen Ideen, welche die Welt bewegen, in ihrer Anwendung zu mäßigen, suchte er sie, so viel an ihm war, zu unterdrücken, und legte ihnen dadurch, da ihm dies nicht ganz gelingen konnte, eine schiefe Rich-

tung auf. Durch die Uebertreibungen, in welche er bei Anwendung seines Systems verfiel, rief er in Deutschland bis dahin unbekannt gewesene Gegensätze hervor, und streute den Samen zu Stürmen aus, an welchen die Gegenwart schon gelitten hat, und die Zukunft noch mehr zu leiden haben wird.

Metternich begriff, daß nach einer Niederlage der französischen Armee, wie die in Rußland, ein Monarch, wie Napoleon, der vornehmlich durch das Glück seiner Waffen groß geworden war, unmöglich in derselben Lage, wie früher, bleiben konnte. Frankreich hatte die öffentliche Meinung gegen sich, seine Feinde vermehrten sich, und seine Hülfsmittel waren, durch die lange und zuletzt unglückliche Kriegsführung, vermindert worden. Es mußte deshalb von der herrschenden Stellung, welche es seit Austerlitz in immer steigenden Verhältnissen bis zum Kampfe gegen Rußland eingenommen hatte, nothwendiger Weise etwas herabsteigen. Aber Metternich dachte damals noch nicht daran, Napoleon alle seine Eroberungen zu entreißen, geschweige denn an seinen Sturz, der erst durch die Verblendung und Hartnäckigkeit desselben möglich wurde. Metternich strebte danach, den Rheinbund aufzulösen, die Hansestädte von Frankreich frei zu machen, für Oesterreich die illyrischen Provinzen und die Verbindung mit der See wieder zu gewinnen, das Herzogthum Warschau dem französischen Einflusse zu entziehen, und zur Entschädigung für die angränzenden Staaten anzuwenden. Dies war der ursprünglich sehr gemäßigte Plan des österreichischen Kabinets, bei dem es allerdings noch der Zustimmung Rußlands und Englands bedurfte, den aber Metternich zur Wiederherstellung des Friedens für genügend hielt. Der österreichische Staatsmann zog Napoleon's militairisches Genie, welches so oft Wunder gethan und noch verrichten konnte, bei den Bedingungen, die er ihm zu einer Aussöhnung mit Europa vorzulegen dachte, in Betracht, und wollte ihn nicht durch zu schwere Anforderungen in den Fall setzen, nur seinem Stolz und seiner Verzweiflung Gehör zu geben. Auch scheute er, mit der Politik eines Staates betraut, dem, bei der Verschiedenartigkeit seiner nationalen Bestandtheile, jede allgemeine Bewegung gefährlicher als anderen werden kann, die ungeheuere Erschütterung, welche bei einem plötzlichen Zusammensturze des Napoleonischen Kolosses eintreten konnte. Aber Eines stand bei Metternich fest. Deutschland mußte Napoleon's Herrschaft entzogen werden. Ohne Erfüllung dieser Bedingung glaubte er, daß Oesterreich sich dem Kampfe gegen Frankreich, ungeachtet der Verwandtschaft der beiden Kaiser, anschließen müsse. Dies war der Inhalt vielfacher Verhandlungen mit dem fran=

zösischen Botschafter in Wien, Grafen Otto, bei welchen Metternich, ungeachtet aller von den Umständen gebotenen Vorsicht, mit seiner wahren Gesinnung nicht zurückhielt. Durch Otto war Napoleon von den Absichten des österreichischen Kabinets unterrichtet, und er hat Unrecht gehabt, sich später über dessen vermeintliche Treulosigkeit zu beklagen. Denn er hatte es sich selbst beizumessen, wenn er Das nicht sah, was außer ihm keinem Eingeweihten entging. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Frankreichs Uebergewicht einzuschränken, und daß nach der Katastrophe in Rußland der Augenblick dazu gekommen, leuchtete aus allen Schritten des österreichischen Kabinets hervor, und hätte von einem geradsinnigen Urtheil nicht verkannt werden können. Die feinen und schonenden Formen, die diplomatischen Verhüllungen, änderten an dem Kern der Sache nichts. Indessen war Metternich, der nach dem letzten Kriege zum Anschluß an Frankreich und zu der Verbindung einer Erzherzogin mit dem französischen Kaiser gerathen hatte, geneigt, lieber auf dem Wege der Unterhandlungen als der Waffen zu seinem Ziel zu gelangen. Er mochte, bei seiner Kenntniß des Charakters Napoleon's, und den Beobachtungen, welche er nach dessen zweiter Vermählung persönlich angestellt hatte, zuweilen an dem Erfolge seiner Bemühungen zweifeln, that aber alles Mögliche, um den Eroberer zur Annahme der ihm vorgelegten gemäßigten Bedingungen zu bewegen und den Ausbruch eines neuen Kampfes abzuwenden.

Am Ende Decembers ward der General Bubna, Napoleon von 1809 her wohlbekannt und bei ihm beliebt, nach Paris geschickt, um die Versicherung der freundschaftlichen Gesinnung des österreichischen Hofes zu überbringen, und dessen Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten anzubieten. Napoleon ging dem Anscheine nach auf Oesterreichs Absicht ein. In seinem Inneren neigte er sich aber einer Entscheidung durch die Waffen zu. Nicht, daß er nicht das Bedürfniß des Friedens gefühlt, und zu demselben führende Unterhandlungen gewünscht hätte. Er wollte aber zu gleicher Zeit Siege erfechten, und hoffte, daß dieser Weg zu einer für ihn vortheilhafteren Uebereinkunft führen werde, als wenn er von vornherein dafür eine besondere Bereitwilligkeit gezeigt hätte. Napoleon übersah nur, daß der Kampf, einmal wieder entbrannt, bei der in Europa gegen ihn herrschenden Stimmung, nicht so leicht wieder beigelegt werden würde. Er wollte die Scharte, welche sein bisher unwiderstehliches Schwerdt in Rußland empfangen hatte, um jeden Preis auswetzen. Er hatte sich von den Schlägen des Schicksals bald erholt, fühlte seine Kraft neu erwacht, und hoffte,

seine frühere Ueberlegenheit in den Augen der Welt wiederherstellen zu können. Er fürchtete, sonst zu tief hinabsteigen zu müssen. Er war bei sich schon entschlossen, selbst Spanien aufzugeben, aber als letztes Mittel, um den Frieden mit England zu erlangen. Deshalb ließ er sich vorläufig darüber nichts merken. Das Herzogthum Warschau war er zu verlassen bereit, nur wollte er Rußland keine Gebietsvergrößerung zuerkennen. Ueber die Auflösung des Rheinbundes schwankte er damals noch, und dachte eine Entscheidung darüber vom Kriegsglück abhängen zu lassen. Er wälzte in seinem Geist die verschiedenartigsten Pläne umher, und war nur darüber mit sich einig, sobald als möglich wieder zum Schlagen zu kommen. Er hatte Alles durch den Krieg gewonnen, und glaubte, nur durch ihn das Verlorene wieder erlangen zu können. Wenn er an Unterhandlungen dachte, und dieselben ihm von einigen seiner treuesten und einsichtsvollsten Diener, wie Caulincourt und Duroc, an das Herz gelegt wurden, so war er einen Augenblick geneigt, dem Kaiser Alexander unmittelbar selbst Friedensanträge vorzulegen, und das österreichische Kabinet, dessen angebotene Vermittelung ihm wie ein halber Verrath erschien, dabei zu umgehen. Dann schmeichelte er sich wieder mit der Aussicht, Oesterreich ganz auf seine Seite ziehen zu können, indem er ihm, außer einem Antheil an dem Herzogthum Warschau und der Zurückerstattung der illyrischen Provinzen, Schlesien anbot, und ihm rieth, dasselbe sogleich in Besitz zu nehmen. Als das österreichische Kabinet dieses Anerbieten ablehnte, hoffte er seines Beistandes entbehren, ihm nöthigenfalls sogar die Spitze bieten zu können. Der Fürst Schwarzenberg, welcher vom österreichischen Hofe im April nach Paris geschickt wurde, um Napoleon Oesterreichs Vorschläge mitzutheilen, fand ihn in so entflammter und kriegerischer Stimmung, daß er mit seinen Aufträgen nicht hervorzutreten wagte, und unverrichteter Sache wieder abreiste.

Napoleon war in eine, bei einem Manne von seinem Charakter und seiner Erfahrung, seltsame Selbsttäuschung gefallen, indem er seiner Verwandtschaft mit dem österreichischen Kaiserhause eine zu große staatliche Bedeutung beilegte. Er hätte doch aus der ihm sonst so wohl bekannten Geschichte wissen sollen, wie wenig Einfluß solche Verbindungen auf die Entschließungen der Mächte in entscheidenden Augenblicken ausüben. Er rechnete aber, mit einer Art von gesuchter Verblendung, zuerst auf ein Eingehen Oesterreichs in seine Pläne, und dann auf dessen Neutralität, bis er zu spät seinen Irrthum erkannte.

Der Anstoß zu Deutschlands Erhebung sollte aber nicht von Oesterreich, sondern von Preußen ausgehen. Es lag dies in der Natur der

Dinge. Oesterreich konnte, als eine mehr europäische denn deutsche Macht, durch seinen Anschluß an England, Preußen und Rußland, tief in das Schicksal Europa's eingreifen, aber der erste rein deutsche Aufschwung mußte von Preußen aus unternommen werden. Der preußische Staat verdiente, durch die Pflege der geistigen Interessen, und die moralische Freiheit, welche mit dem in ihm herrschenden Protestantismus zusammenhängt, durch die Regierung Friedrich des Großen, den im siebenjährigen Kriege erworbenen Kriegsruhm, und die neuerdings unter Stein und Hardenberg eingeführten Reformen, an der Spitze Deutschlands zu stehen, und von demselben als ein Vorbild angesehen zu werden. Die Schuld an dem unglücklichen Kriege von 1806 trug die Regierung, aber nicht das Volk, dessen Kraft von diesem äußeren Mißgeschick nicht gebrochen war. Es lag in dem Wesen dieses jugendlichen, aus lauter emporstrebenden Elementen bestehenden Staates, sich, sobald das Gewicht des feindlichen Druckes auf ihn nachließ, was mit der Katastrophe in Rußland geschah, wie ein vom Sturm gebeugter Baum wieder aufzurichten, und nach seiner und Deutschlands Befreiung zu ringen.

Aber die Umstände waren für Preußen schwierig, und mußten die verschiedenartigsten Erwägungen veranlassen. Für den König Friedrich Wilhelm III. trat, wenn er sich gegen den französischen Kaiser erklärte, ein Kampf auf Leben und Tod ein. Noch gebot Napoleon über Frankreich, Italien, den größten Theil Deutschlands, und es ließen sich von seiner Seite, da auch ihm ein Entscheidungskampf bevorstand, die größten Anstrengungen des militairischen Genies und der physischen Hülfsquellen erwarten. Sein Siegeswagen würde aber diesmal nicht, wie in Tilsit, auf halbem Wege stehen geblieben, sondern über Preußens Leichnam fortgerollt sein. Kutusof's Heer war, als es die russische Gränze überschritt, äußerst geschwächt, ließ zahlreiche Besatzungen in Polen zurück, und stand, als Preußen sich für oder gegen Frankreich zu entscheiden hatte, noch fern. Oesterreich war zweifelhaft, und sein System der Zögerung bekannt. Auf einen Abfall der Rheinbundsfürsten konnte erst nach über Napoleon davon getragenen Siegen gerechnet werden. Bis dahin waren sie, aus Gewohnheit und Vortheil, seine Macht zu verstärken geneigt. Der Marschall Augereau hielt Berlin und die Marken besetzt, und eine neue französische Division, unter dem General Grenier, war zu Augereau's Verstärkung im Anzuge begriffen. Dagegen befand sich die Hälfte der preußischen Kriegsmacht unter York so gut wie in russischen Händen, und die übrigen preußischen Truppen lagen weit zerstreut auseinander. Eine voreilige Erklärung gegen Frankreich hätte die

persönliche Freiheit des Königs von Preußen gefährdet. Die Franzosen würden ohne Zweifel darauf gefallen sein, ihn nöthigenfalls mit Gewalt in dem Bündniß vom 24. Februar 1812 festzuhalten.

Unter solchen Umständen mußte das preußische Kabinet seine wahren Absichten eine Zeit lang verbergen, das Verhalten des Generals York verwerfen, den Fürsten von Hatzfeld nach Paris, mit der Versicherung der fortdauernden Geneigtheit Preußens für Frankreich, absenden, und im Uebrigen den Gang der Ereignisse abwarten. So wie die Beziehungen der Staaten zu einander einmal beschaffen sind, wäre eine vorschnelle Enthüllung des Dranges Preußens nach Befreiung eine Thorheit gewesen, durch welche das Dasein des Staates auf das Spiel gesetzt werden konnte. Die größtmöglichste Vorsicht war eine Bedingung des Daseins geworden. Auch schien es rathsam, erst abzuwarten, welche Gesinnungen sich im Volke, bei so plötzlichem Wechsel der Verhältnisse, aussprechen würden. An dem Haß seiner Unterthanen, wie überhaupt der Mehrheit der Deutschen gegen Napoleon, durfte Friedrich Wilhelm III. nicht zweifeln. Von da an aber bis zu einer wirklichen Erhebung gegen das französische Joch war noch ein großer Schritt, der gethan werden mußte, ehe eine bestimmte und diesmal nicht mehr zurückzunehmende Entschließung gefaßt werden konnte.

Ostpreußen gebührt das Verdienst, das erste unverkennbare Zeichen über die Stimmung des preußischen Volkes von sich gegeben zu haben. Der Minister von Stein, welcher in russische Dienste getreten war, und auf den Kaiser Alexander einen großen Einfluß ausübte, hatte von diesem den Auftrag bekommen, sich nach Königsberg zu begeben, in der Provinz eine allgemeine Bewaffnung gegen die Franzosen zu Stande zu bringen, und zu dem Ende daselbst den Generallandtag*) einzuberufen, und den Vorsitz in ihm zu übernehmen. Obgleich an Stein's vaterländischer Gesinnung nicht gezweifelt werden konnte, so schien es den Behörden doch höchst bedenklich, eine Handlung von dieser Wichtigkeit von dem Bevollmächtigten eines fremden Monarchen vornehmen zu lassen. Es sah dies wie ein Abfall von dem rechtmäßigen Könige aus. Man fand, nach vielen Streitigkeiten, endlich den Ausweg, daß Stein seine Aufforderung zu der Einberufung eines allgemeinen Landtages an den Direktor des ständischen Ausschusses, von Brandt, übersandte, und sich sodann von Königsberg entfernte. Er hatte demnach das Werk eingeleitet,

*) Ost-, Westpreußen und Litthauen besaßen dieses Institut, welches den übrigen Provinzen fehlte, schon seit 1788, und es war 1809 in Königsberg während der Anwesenheit des Hofes ein allgemeiner Landtag abgehalten worden.

dessen Vollführung aber den Dienern des Königs überlassen, und dadurch den Anstoß einer fremden Einmischung gehoben. In dieser aus zweiundsechszig Mitgliedern bestehenden Versammlung wurde die Errichtung einer auf Kosten der Provinz auszurüstenden Landwehr entschieden, und der betreffende Beschluß sogleich in das Werk gesetzt. Diese Landwehr sollte für Ost-, Westpreußen und Preußisch-Litthauen aus 20,000 Mann und 10,000 Reserven bestehen. Das Wesentliche war aber, daß ihr die Belagerung der drei mit französischen Garnisonen versehenen Festungen: Danzig, Thorn und Pillau, übertragen wurde. Dadurch ward mit einer wirklichen Volkserhebung gegen die Franzosen der Anfang gemacht. Die Hochherzigkeit der Männer, welche in Königsberg in diesem Sinne wirkten, Graf Dohna, von Schön, von Auerswald, Dr. Heidemann u. s. w., ist von großer Wirkung auf das übrige Land gewesen. Yorck wurde, obgleich der König ihn, wegen der Konvention von Tauroggen, zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen befohlen hatte, von dem Generallandtage mit dem Oberbefehl über die Landwehr beauftragt, und trat das militairische Kommando*) der Provinz wieder an.

Unterdessen hatte sich Friedrich Wilhelm III. mit dem Kronprinzen, um vor einem Ueberfalle der Franzosen sicher zu sein, und Herr seiner Entschließungen zu bleiben, von Potsdam nach Breslau begeben, woselbst er am 23. Januar angekommen war. Obgleich über die Absicht des Königs, sich mit Rußland zu verbinden, unter den Eingeweihten kein Zweifel obwalten konnte, so gab es doch in seiner Umgebung eine nicht unbedeutende Partei, welche sich für das Festhalten an dem Verhältniß zu Frankreich aussprach. Alexander I. hatte sich, ungeachtet seiner am Grabe Friedrich des Großen Preußen angelobten Freundschaft, in Tilsit eng mit Napoleon verbündet, und von demselben sogar das vorher zum preußischen Staate gehörige Gebiet von Bialystock angenommen. Eine Sucht nach Vergrößerung und eine ziemliche Gleichgültigkeit über die Wahl der Mittel ließ sich bei diesem Fürsten, wie die mitten im tiefsten Frieden mit Schweden vollbrachte Wegnahme Finnlands beweist, nicht in Zweifel ziehen. Seine jetzige Gesinnung gegen Preußen konnte zweifelhaft erscheinen. Unter seinen über die preußische Gränze gerückten Generalen war die Ansicht vorherrschend, das Kriegsglück zu benutzen, mit Preußen keinen Vergleich einzugehen, und dessen Gebiet bis zur Weichsel mit dem russischen Reiche zu vereinigen. Gegen solche Plane

*) Der General von Yorck hatte diese Stellung schon im Jahre 1809, mit außerordentlichen geheimen Vollmachten versehen, eingenommen.

hätte das Beharren in dem Bunde mit Frankreich zu schützen vermocht. Denn für Napoleon lag keine Veranlassung vor, Rußland sich auf Kosten Preußens vergrößern zu lassen.

Während hierüber noch hin und her verhandelt wurde, traf der Minister Stein in Breslau ein, stellte dem Könige die Vortheile eines Anschlusses an Rußland, und die Gefahren eines Verbleibens in dem Verhältniß zu Frankreich mit so überzeugenden Gründen dar, daß von dem Augenblick an, in dem Rathe Friedrich Wilhelm III., über diese Frage kein Schwanken mehr stattfand. Auch war es Stein gewesen, der den Kaiser Alexander von den Eroberungsgelüsten in Betreff Preußens abgebracht, und ihm ein Bündniß mit Friedrich Wilhelm III., zu gemeinsamer Bekämpfung Napoleon's, als ein edleres Ziel seines Ehrgeizes vorgehalten hatte.

Friedrich Wilhelm III., durch die Kunde von der in Ostpreußen begonnenen Volksbewaffnung, und die ihn in Schlesien umtönende kriegerische Begeisterung gehoben, und Alexander's freundschaftlicher Absichten versichert, war jetzt darauf bedacht, die Rüstungen zum Kampf mit Macht in die Hand zu nehmen, und sobald diese zu einem gewissen Punkt gediehen sein würden, auch der Form nach das demüthigende Bündniß mit Frankreich, welches er in seiner Seele längst verworfen hatte, zu lösen. Der General Scharnhorst, welcher sich, auf Napoleon's Veranlassung, von der Person des Königs hatte entfernen müssen, ward bald nach dessen Ankunft in Breslau zurückgerufen, zum Generalquartiermeister ernannt, und mit der Aufstellung und Einrichtung der Streitkräfte beauftragt. Sein seltenes Organisationstalent machte sich jetzt, wo er freie Hand besaß, in noch höherem Grade als nach dem tilsiter Frieden geltend. Am 3. und 9. Februar wurde die bisher vom Dienst befreit gewesene Jugend Preußens unter die Waffen gerufen, die Errichtung einer Abtheilung Freiwilliger bei jedem Infanterie- und Kavallerieregiment angeordnet, und am 13. März durch die Gründung der Landwehr und des Landsturmes, die in Ostpreußen von dem Generallandtage ausgegangene Volksbewaffnung, in noch vollständigerer Weise über den ganzen Staat ausgedehnt. Am 10. März ward ein neues militairisches Ehrenzeichen, in Bezug auf die drangvolle Zeit, welche man durchzukämpfen hatte, in bezeichnender Weise „das eiserne Kreuz" genannt, gestiftet.

Es war inzwischen am 24. Februar von dem Staatskanzler von Hardenberg und dem Fürsten Kutusof zwischen Preußen und Rußland ein Bundesvertrag abgeschlossen worden, in welchem die Wiederherstellung des preußischen Staates zu der vor dem tilsiter Frieden bestandenen

Ausdehnung und Volkszahl bestimmt wurde. Leider waren dabei die einzelnen Gebiete nicht mit Namen aufgeführt worden, so daß es später auf dem wiener Kongreß möglich wurde, Preußen einen so wenig abgerundeten und von natürlichen Gränzen entblößten Länderbesitz zuzutheilen. Es war zugleich ausgemacht worden, daß Rußland zu dem Kriege gegen Napoleon 150,000 Mann und Preußen 80,000 stellen sollte, eine Zahl, die später weit überschritten worden ist. Dieses Bündniß wurde erst am 20. März bekannt gemacht. Einige Tage vorher (17. März) war ein Aufruf des Königs an das Volk und ein anderer an das Heer erlassen worden, die, besonders der erstere, für Meisterwerke einer wahren, einfachen und ergreifenden Beredtsamkeit gelten können. Um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung Preußens an Frankreich, welche am 27. März von dem preußischen Gesandten in Paris, General Krusemark, übergeben wurde. Der Würfel war gefallen, und eine der merkwürdigsten Epochen der Kriegs- und Völkergeschichte eingeleitet. Von jetzt an sollte der Strom der Ereignisse, vom Sturm nationaler und militairischer Begeisterung erfaßt, in immer höheren Wogen anschwellen, und zuletzt das gewaltigste Dasein, welches seit einem Jahrtausend in der Geschichte erschienen war, verschlingen.

Wenn der Drang, Alles für die Befreiung des Vaterlandes zu wagen und zu opfern, schon vor der Kriegserklärung, vor dem Aufruf: „An mein Volk" — unter den Kräftigen und Entschiedenen groß gewesen, so riß jetzt, als endlich der Schleier gefallen, und das Ziel der ganzen Bewegung klar da stand, der Eifer auch die Schwankenden und Unentschlossenen fort, und das ganze Land ward in ein großes Feldlager verwandelt. Was die damalige Volkserhebung in Preußen vor mehren anderen großen Beispielen der Art, vor Dem, was in Frankreich 1792, in Spanien 1808 geschehen, voraus hatte, war der sittliche Geist, welcher, ungeachtet des leidenschaftlichen Aufschwunges, das Ganze durchdrang, und nie die Gränzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit überschreiten ließ. Es gab im preußischen Volke keine Parteiungen, welche, wie in Frankreich im Anfange der Revolution, gegen den äußeren Feind vereint, sich im Innern gegenseitig anfielen und zerrissen. So sehr auch die Franzosen gehaßt waren, es kamen unter den Preußen, bei den bald nachher ausbrechenden Kämpfen, keine Züge von Grausamkeit gegen Gefangene, Verwundete und Kranke, welche den Befreiungskrieg der Spanier befleckt haben, vor. Die Flamme dieser Begeisterung war eine der reinsten, welche sich je in einem Volk entzündet hat, und man müßte bis zu den edelsten Zügen in den Thaten der Helden von Marathon und Platäa,

der Sieger von Sempach und Morgarten, der Belagerten von Antwerpen und Leyden zurückkehren, um etwas Aehnliches zu finden.

Schon vor der Kriegserklärung eilte die waffenfähige Jugend auf allen Straßen nach den bezeichneten Sammelplätzen, um an dem bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen. Die Meisten wandten sich nach Schlesien, wo der König weilte, Andere nach Ost- und Westpreußen, Pommern, wo York, Bülow, Borstell standen. Als endlich das Ziel der ganzen Bewegung nicht mehr zweifelhaft war, loderten die Flammen noch höher auf. Die Universitäten, die höheren Klassen der Gymnasien wurden leer. Knaben von sechzehn und Männer über fünfzig Jahre stellten sich in die Reihen des Heeres. Auf allen Wegen zogen gerüstete Schaaren einher, überall erklang die Musik, welche die Ausziehenden als Scheidegruß begleitete.

Vielleicht noch außerordentlicher als die Hingebung der Personen war die Aufopferung der Güter, weil die Menschen oft an den Mitteln zum Dasein mehr als an diesem selbst hängen. Preußen, dessen größter Theil ein von Natur wenig fruchtbares Gebiet bildete, wo der Kunstfleiß noch in der Kindheit lag, und der Seehandel durch die Kontinentalsperre so gut wie vernichtet gewesen, hatte außerdem mehr als irgend ein anderes Land durch das lange Verweilen der französischen Truppen, die Lieferungen, Erpressungen und Lasten aller Art gelitten. Dieses so ausgesogene Land trug zunächst willig die Naturalverpflegung aller Truppen, es stellte ohne Bezahlung die vielen tausend Pferde für die Reiterei, die Artillerie, das Gepäck; es rüstete 52 Reservebataillone aus, errichtete 3 neue Reiterregimenter, und bildete endlich die Landwehr ganz auf eigene Kosten.

Die Anstrengungen der Kommunen, Kreise und Provinzen reichten aber für die Bedürfnisse des Augenblickes nicht aus. Es mußte deshalb zu patriotischen Beiträgen von Einzelnen aufgefordert werden. Die Leistungen übertrafen auch in dieser Beziehung alle Erwartung. Nicht nur, daß Alles, was von den Begüterten entbehrt werden konnte, dem Staate dargebracht wurde, sondern viele Unbemittelte legten Das, was ihnen in ihrem geringen Besitz das Theuerste war, von den Eltern ererbte Schmucksachen, alte Schaustücke, Sparpfennige, auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Frauen blieben in dieser großartigen Aufopferung nicht hinter den Männern zurück. Die Prinzessin Wilhelm von Preußen stellte sich mit den übrigen Prinzessinnen des königlichen Hauses an die Spitze eines Frauenvereines in Berlin, der bald im ganzen Lande Anklang und Nachahmung fand, und besonders für die Verwundeten in den

Lazarethen wirkte. Tausende von Frauen brachten ihre Trauringe dar, und erhielten von der mit Einsammlung dieser Gaben beauftragten Behörde deren von Eisen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen" — zurück. Selbst in den ärmsten Klassen, die nichts Werthvolles darzubringen hatten, ward von Vielen für den großen Zweck die Zeit geopfert und unentgeldlich gearbeitet. Millionen sind, abgesehen von Dem, was die Gemeinden und Kreise freiwillig leisteten, von den Einzelnen zusammengebracht worden. Diese aufopfernde Gesinnung ließ eine eben so kräftige Führung des Kampfes erwarten. In der That hat der Aufschwung in Preußen, Alles zu Allem gehalten, zu dem Sturze des Eroberers nicht nur mehr als die regelmäßigen Heere Rußlands, Englands und Oesterreichs, sondern auch mehr als die Volkserhebung Spaniens beigetragen. Die entscheidendsten Schläge sind dem Titanen von dem Lande aus beigebracht worden, das er am Meisten verkleinert und gemißhandelt, und in der Reihe der Nationen am Geringsten geachtet hatte. Daß es so kam, war eine für die Unterdrückten trostreiche Fügung der Vorsehung, und gerechte Vergeltung für den bewiesenen Uebermuth.

Es war ein Kriegsgericht über den General York niedergesetzt worden, das ihn in ehrenvollen Ausdrücken für schuldlos erklärte, welcher Spruch am 11. März vom Könige bestätigt wurde. Der kühne Feldherr wurde mit seinem Korps in Berlin mit Begeisterung empfangen. Am 15. März zog der Kaiser Alexander an der Seite Friedrich Wilhelm III. unter dem Jubel des Volkes in Breslau ein. Den 25. März erließ Kutusof von Kalisch aus, wo er zurückgeblieben war, einen Aufruf an die Deutschen, in welchem Hoffnungen und Versprechungen niedergelegt waren, von denen später gerade die wichtigsten nicht in Erfüllung gingen. Der russische Feldherr erklärte darin im Namen seines Kaisers, daß die Russen zur Wiederherstellung des ehrwürdigen deutschen Reiches, an dessen innerer Gestaltung nur deutsche Fürsten und Völker Theil haben sollten, und zur Einheit Deutschlands mitwirken würden. Er bedrohte die deutschen Souveraine, welche sich nicht auf Seite Deutschlands schlagen würden, mit Vernichtung, in Kraft der öffentlichen Meinung und mit Macht gerechter Waffen. Der Minister von Stein hat zu dieser merkwürdigen Kundmachung, die man ihres volksthümlichen und freisinnigen Inhalts wegen, später lieber ganz abgeläugnet hätte, am Meisten beigetragen. Obgleich die Preußen in diesem Feldzuge weit mehr als die Russen geleistet haben, so wurde doch diesen, aus Rücksicht auf Alexander I., die erste Stelle in der Leitung der gemeinsamen Operationen eingeräumt. York, Bülow und Borstell wurden mit ihren 40,000 Preußen

unter Wittgenstein gestellt, der nur über 12,000 Russen gebot. Derselbe sollte von Berlin aus nach Dresden ziehen, während Kutusof, dem Blücher untergeben wurde, dahin aus Schlesien vordrang. Da aber der greise russische Feldherr in Bunzlau zurückblieb und daselbst am 28. April starb, so erhielt Wittgenstein den Oberbefehl über die gesammte verbündete Kriegsmacht.

Was die auswärtigen Verhältnisse betrifft, so schien Dänemark damals noch unentschieden zu sein, und hatte die Südgränze Holsteins besetzt, um eine bewaffnete Neutralität zu beobachten. Mit Rußland stand Schweden schon im Bunde. Aber am 3. März kam zwischen letzterem und Großbrittanien, am 22. April zwischen demselben und Preußen ein Vertrag zu Stande, in welchem Schweden der Besitz Norwegens gewährleistet wurde, wogegen 30,000 Schweden in Deutschland am Kampfe gegen Napoleon Theil nehmen sollten. Preußen versprach, 27,000 Mann zu der Armee unter dem schwedischen Kronprinzen Karl Johann (Bernadotte) stoßen zu lassen.

Von nachtheiligem Einfluß auf die anfängliche Führung des Krieges war die Langsamkeit, mit welcher das preußische Kabinet seine Absicht, mit Frankreich zu brechen, in das Werk setzte. Die Umstände waren allerdings schwierig. Aber Das, was einmal geschehen sollte, hätte eben so gut früher geschehen können, und würde dann reichere Früchte getragen haben. Der König von Preußen war nicht verhindert, sich einen Monat eher, als geschah, nach Breslau zu begeben, wo er vor den Franzosen sicher, und in seinen Entschließungen frei war. Wenn er den Krieg an Frankreich einige Wochen früher erklärt hätte, so würde auch der allgemeine Aufschwung des Volkes zeitiger eingetreten, und die Rüstungen zum Kampfe rascher vollendet gewesen sein. Aber auch ohne dies wäre es mit Dem, was an preußischen und russischen Streitkräften in der Mitte Februars bereit stand, bei mehr Entschiedenheit möglich gewesen, die zerstreuten und schwach organisirten Heerhaufen der Franzosen aus Sachsen zu vertreiben, und dessen König zum Anschluß an die deutsche Sache zu zwingen. Oesterreich würde sich dann wahrscheinlich ebenfalls mit seiner Erklärung gegen Frankreich beeilt haben. Statt dessen trat die befremdende Erscheinung ein, daß Napoleon, der den größten Theil seiner Kriegsmacht aus der Ferne herbeiziehen mußte, auf dem Kampfplatze eher als die Verbündeten, welche die ihrige in der Nähe hatten, ankam.

Wie erfolgreich eine frühere Erhebung Preußens gegen Frankreich gewesen wäre, kann aus Dem, was auf mehren Punkten Norddeutschlands

vorfiel, entnommen werden. In Hamburg, dessen Bürger über die Einverleibung ihres alten und berühmten Freistaates in das französische Reich erbittert, und von der Kontinentalsperre zur Verzweiflung gebracht waren, entstanden am Ende Februars Unruhen, die von dem daselbst kommandirenden französischen Brigadegeneral Carra St. Cyr mit blutiger Strenge unterdrückt wurden. Da Carra St. Cyr sich aber zu schwach fühlte, verließ er die Stadt, in welcher die alte Verfassung wiederhergestellt wurde. Am 18. März hielt der russische General Tettenborn, welcher ein fliegendes Korps befehligte, seinen Einzug in Hamburg, wo er von der Bevölkerung mit endlosem Jubel aufgenommen wurde. Am 21. März sagte sich Lübeck von der französischen Herrschaft los. Aus Lüneburg wurden die Franzosen ebenfalls vertrieben. Auch im Oldenburgischen brach eine franzosenfeindliche Bewegung aus (25. März).

Bei Lüneburg kam es am 2. April zwischen den Franzosen unter dem Divisionsgeneral Morand und einem preußisch=russischen Korps unter Dörnberg und Tschernitschef, bei welchem sich Freiwillige aus Hamburg, Lübeck, Hannover und Oldenburg befanden, zu einem Gefecht, in welchem die Franzosen fast aufgerieben wurden, und Morand fiel. Die in jenen Gegenden davon getragenen Vortheile blieben aber, da die russischen und preußischen Streifpartien nicht unterstützt wurden, ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Die Franzosen drangen unter Davoust und Vandamme mit Macht vor, nahmen die verlorenen Stellungen wieder ein, und rächten sich für die gegen sie stattgefundenen Erhebungen durch Hinrichtung der Führer*), Einkerkerung vieler Anderen, und Eintreibung großer Kriegssteuern. Die Verzögerung der Unternehmungen an der Mittelelbe, dem eigentlichen Kriegstheater, ließ auch das Land an der Niederelbe wieder unter das französische Joch zurückfallen.

Napoleon, der von der größten Zuversicht auf Erfolg erfüllt war, hatte am 15. April St. Cloud verlassen, war am 16. in Mainz angelangt, und daselbst von den Großherzogen von Baden und Frankfurt, dem Herzoge von Nassau und mehren Prinzen von Hessen=Darmstadt empfangen worden. Er musterte die in dichten Schaaren durchziehenden Truppen, welche aber, mit Ausnahme der Garde, meist aus Neuausgehobenen bestanden. Die jungen Soldaten waren, aus Mangel an Zeit,

*) Am 10. April wurden in Bremen, gemäß einem Spruch des französischen Kriegsgerichts, die beiden Führer des oldenburgischen Befreiungsversuches, von Berger und Fink, mit 22 Gesinnungsgenossen erschossen, und viele andere zu den Galeeren verurtheilt.

so unerfahren in ihrem Handwerk, daß sie während des Marsches eingeübt werden mußten. Die große militairische Anstelligkeit des Franzosen machte diese Art der Ausbildung, welche wahrscheinlich bei keinem anderen Volke anwendbar gewesen wäre, möglich. Es mußten aber solche Truppen immer sehr viel zu wünschen übrig lassen. Es bedurfte der belebenden Gegenwart Napoleon's und der kräftigen Leitung der höheren Befehlshaber, um mit einer solchen Armee überhaupt etwas ausrichten zu können. Denn auch unter den Subalternofficieren gab es sehr viele Neulinge. Napoleon würde sich in einer entschiedenen Ueberlegenheit über die Verbündeten befunden haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die 220,000 altgedienten Soldaten, welche er in Spanien stehen hatte, die seit Jahren an beständige Gefechte, Märsche und Entbehrungen gewöhnt waren, nach Deutschland zu rufen. Er würde aber in diesem Falle Engländer, Spanier und Portugiesen bald an der südfranzösischen Gränze zu bekämpfen gehabt haben. Das Heer der Verbündeten war aus viel kriegsgeübteren Elementen als das des französischen Kaisers zusammengesetzt. Die Russen hatten die Erfahrung einer so furchtbaren Schlacht, wie die von Borodino, und zahlloser Gefechte für sich. Die Preußen unter York waren ebenfalls an die Gefahren des Krieges gewöhnt, und auch die übrigen Korps bestanden, mit Ausnahme von etwa 2000 Freiwilligen, fast alle aus älteren und geübteren Leuten als sich unter den Franzosen befanden.

Das französische Heer, welches wieder die „große Armee" genannt wurde, war, die alte und junge Garde, die von Soult und Mortier befehligt wurde, abgerechnet, in vier Armeekorps unter Ney, Marmont, Oudinot und Bertrand getheilt. Es zählte 120,000 Streiter, unter denen sich aber nur 5000 Reiter befanden, und war mit 250 Kanonen versehen. Die Macht der Verbündeten betrug 95,000 Mann, aber es gab darunter 20,000 Reiter, und 524 Geschütze. An der Spitze der russisch-preußischen Armee stand Wittgenstein. Unter ihm befehligten: Blücher, York, Tormassof und Winzingerode. Napoleon kannte die Ueberlegenheit der Preußen und Russen an Kavallerie und Artillerie, hoffte aber diesen Mangel durch die Aufstellung seines Fußvolkes in Vierecke begegnen, und die Ueberlegenheit des Feindes an Geschütz durch die geschickte Anwendung des seinigen, das von zwei der ersten Generale dieser Waffe, Sorbier und Drouet, geleitet wurde, ausgleichen zu können. Er hatte in der letzten Zeit mehrmals die Aeußerung gethan: „Wir werden Schlachten wie in Egypten liefern. Die französische Infanterie muß sich, von Geschütz unterstützt, auch ohne Kavallerie genügen können!"

Am 30. April drangen die Franzosen, ungeachtet des Widerstandes der russischen Reiterei, in Weißenfels ein. Am 1. Mai erzwang Ney den Durchgang durch das Thal von Rippach, wo Winzingerode stand. Napoleon war Anfangs etwas besorgt gewesen, wie sich seine Konskribirten, denn bei der Infanterie des Ney'schen Korps gab es fast keine alten Soldaten, im ersten Feuer verhalten würden. Als er vernahm, daß sie nicht nur mit Unerschrockenheit, sondern selbst mit Fröhlichkeit dem Feinde entgegen gegangen waren, gab er seine Zufriedenheit lebhaft zu erkennen. Er wurde jedoch an diesem Tage von einem schmerzlichen Verlust getroffen. Der Marschall Bessieres, Herzog von Istrien, welcher, wie immer, die Gardekavallerie befehligte, kam den feindlichen Vorposten zu nahe und fiel. Bessieres war, von der Schlacht von Montenotte an, fast immer in Napoleon's Nähe gewesen. Als sein Leichnam, um die Soldaten nicht zu entmuthigen, in einem Mantel gehüllt, hinter die Linie gebracht wurde, sagte Napoleon bei diesem Anblick: „Der Tod zieht heute näher an uns heran!" —

Napoleon hatte eine Schlacht erst jenseits Leipzig erwartet, und eilte am 2. Mai zum Besitz dieser Stadt herbei. Von Scharnhorst war ein trefflicher Plan entworfen und angenommen worden, den Wittgenstein nur Anfangs befolgte, dann aber zum großen Nachtheil der Verbündeten ganz bei Seite setzte. Napoleon's Macht lag am Morgen des 2. Mai weit auseinander, und hätte, wenn Scharnhorst's Ideen ausgeführt wurden, überrascht und einzeln aufgerieben werden können. Als der französische Kaiser, in der Absicht, den linken Flügel der Verbündeten zu umgehen, in der Nähe von Leipzig angelangt war, vernahm er plötzlich zu seiner Rechten, fast im Rücken der vorgeschobenen Abtheilungen seines Heeres, eine heftige Kanonade. Er durchschaute sogleich die Absicht des Feindes, welcher ihm zuvorkommen, und ihn selbst umgehen wollte. Die Preußen hatten sich auf das Ney'sche Korps, welches die Dörfer Kaya, Rahna, Groß- und Klein-Görschen besetzt hielt, geworfen, und mit solchem Ungestüm angegriffen, daß die Franzosen nicht Stand halten konnten, zum Theil in Unordnung zurückwichen. Auf diesem Punkt dauerte der Kampf mehre Stunden lang mit abwechselndem Erfolge und gränzenloser Erbitterung fort. Die Preußen blieben zuletzt entschieden im Vortheil, und das Ney'sche Korps wäre zersprengt, und der Sieg errungen worden, wenn Wittgenstein seine zahlreiche Reiterei Blücher zu Hülfe geschickt hätte. Er that es aber nicht nur nicht, sondern verfuhr in dieser Schlacht überhaupt planlos, und irrte sich, wo er einer Berechnung zu folgen schien, gänzlich in seinen Voraussetzungen. Bis um

6 Uhr Abends befanden sich die Franzosen im Nachtheil. Aber Wittgenstein's Unthätigkeit hatte es Napoleon möglich gemacht, die einzelnen Korps, die bis an vier Stunden aus einander gelegen hatten, heranzuziehen, und sich mit seiner ganzen Macht auf Blücher zu werfen, der mehrmals, von Scharnhorst begleitet, den Degen in der Hand, sich an die Spitze der Angriffskolonnen stellte. Napoleon, der, sobald er seines Irrthums über die Absicht und Stellung des Feindes gewahr geworden, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt hatte, führte um 7 Uhr Abends den entscheidenden Schlag aus. Er ließ durch eine Division der jungen Garde, unter Lobau, Kaya mit Sturm nehmen, und eine Batterie von 60 Kanonen zwischen diesem Dorfe und Starsiedel auffahren, von der das Blücher'sche Korps unaufhörlich mit einem Hagel von Kugeln überschüttet wurde. Hinter diesem Wall von Geschützen zog er alle noch kampfesfähigen Truppen zusammen. Er selbst setzte sich auf das Aeußerste aus, flog im stärksten Kanonenfeuer von einem Punkt zum anderen, und trieb seine Linie unaufhörlich zum Vorwärtsschreiten an. So mußten die Preußen die mit so vielem Blut errungenen Vortheile, als es dunkel wurde, wieder aufgeben. Als das russische Garde- und Grenadierkorps, welches, früher in das Gefecht gebracht, die Stellung der Preußen befestigt, und den Sieg entschieden haben würde, endlich anlangte, geschah es nur, um den Rückzug des verbündeten Heeres zu decken.

In dieser Schlacht, von den Preußen Groß-Görschen, von Napoleon, wegen der Erinnerung an Gustav Adolph, Lützen genannt, haben die Franzosen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten, die Verbündeten 10,000, die Preußen weit mehr als die Russen, eingebüßt. Der preußische General Prinz Leopold von Hessen-Homburg blieb, Scharnhorst*) wurde schwer, Blücher leicht verwundet. Auf französischer Seite fielen die Divisionsgenerale Gouvé und Gruner. Die Divisionsgenerale Girard und Brennier, die Brigadegenerale Chemenaux und Guillot und zwei Adjutanten Napoleon's wurden verwundet.

Die beiden Heere, das preußische und das französische, konnten auf diesen blutigen Tag mit gleichem Stolze zurückblicken. Für die Preußen hatte diese Schlacht um so mehr Bedeutung, da sie, seit der Zeit des Unglücks, die erste Prüfung war, welche die von Scharnhorst neugebildete und von Blücher, Yorck, Kleist u. s. w. trefflich geführte Armee, ruhmvoll bestand. Alle preußischen Regimenter, die im Feuer gewesen, hatten sich musterhaft tapfer geschlagen, und die Officiere sich so hervorgethan, daß

---

*) Starb am 28. Junius in Prag in Folge seiner Wunde.

eine unverhältnißmäßig große Anzahl derselben getödtet wurde. Napoleon aber hatte, indem er mit einem Heer von Rekruten gegen alte Soldaten, in einer weiten Ebene gegen eine vierfach überlegene Reiterei zu siegen verstand, seine Meisterschaft in der Schlachtenführung von Neuem bewährt. Der König von Preußen war mehrmals dem heftigsten Feuer ausgesetzt gewesen, und hatte das Dorf Kaya, nachdem es von seinen Truppen genommen worden, nicht eher verlassen, als bis die französischen Sturmkolonnen anrückten. Von Napoleon's Heer hatten 40,000 Mann, von den Verbündeten 28,000 Mann, meist Russen, die Garde und das Grenadierkorps und das Korps von Miloradowitsch (12,000 Mann), an dem Gefecht keinen Theil genommen. Miloradowitsch, der bei Zeitz, nur zwei Meilen von dem Schlachtfelde entfernt, stand, hatte den Kanonendonner gehört, war aber, wie man glaubt, aus Eifersucht auf Wittgenstein, nicht erschienen.

Die Schlacht von Groß-Görschen war für Napoleon kein vollständiger Sieg, wie er deren früher so viele erfochten hatte. Es war ihm diesmal nicht gelungen, das feindliche Heer in Unordnung zu bringen. Sein Blick konnte sich nicht an Trophäen weiden. Die Franzosen hatten keine Gefangenen gemacht, weder Fahnen noch Kanonen erobert. Er vermochte aus dieser gewonnenen Schlacht keine unmittelbaren militairischen Vortheile zu ziehen, da ihm eine lebhafte Verfolgung des Feindes durch den Mangel an Reiterei unmöglich wurde. Aber in moralischer und politischer Beziehung hatte dieser Sieg seine Bedeutung. Seine Armee fühlte sich dadurch begeistert, und die öffentliche Meinung in Frankreich, welche seit dem Rückzuge aus Rußland an ihm irre geworden, ward wieder in dem Glauben an ihn befestigt. Oesterreich scheute sich, obgleich sich im Stillen auf Seite der Verbündeten neigend, vor einem plötzlichen Bruche mit Napoleon's wieder aufgegangenem Glücksstern. Wenn er die Schlacht von Groß-Görschen verloren hätte, so würde es sich alsbald gegen ihn erklärt oder die unmittelbare Annahme der ihm vorgelegten Bedingungen verlangt haben. Auch wurde der König von Sachsen, welcher, eine Zeit lang geschwankt, sich nach Regensburg und dann nach Prag zurückgezogen, und mit Oesterreich Unterhandlungen angefangen hatte, durch die Niederlage der Verbündeten in die Vasallenschaft gegen Frankreich zurückgeführt. Auf einen gebieterischen Wink Napoleon's eilte er in seine Staaten zurück, öffnete seine Festung Torgau den Franzosen, und ließ seine Truppen, bald ansehnlich vermehrt, zu ihnen stoßen.

Am 8. Mai zog Napoleon in Dresden ein. Die Verfolgung der Verbündeten war, ungeachtet seiner persönlichen Gegenwart und Thätig-

keit, nur sehr langsam vor sich gegangen. Bei jeder günstigen Gelegenheit hatte sich der Nachtrapp der Russen und Preußen gegen die französische Vorhut gewandt, und dieselbe mehrmals nachdrücklich zurückgewiesen. Während seines Aufenthaltes in Dresden kam Napoleon bestimmtere Kunde als früher von Oesterreichs großen Rüstungen zu. Er schickte darauf sogleich seinen Stiefsohn, den Vicekönig, nach Mailand zur Deckung Italiens ab. Es sollte dies aber nur eine militairische Vorsichtsmaßregel sein. In seinem Innern glaubte er, wegen der Verwandtschaft, nicht an die Möglichkeit eines feindseligen Auftretens Oesterreichs gegen ihn. Am 16. Mai erschien der General Bubna bei ihm in Dresden, und brachte die Zusicherung freundschaftlicher Gesinnungen von Seiten des Kaisers Franz mit. Zu derselben Zeit ward aber auch Graf Stadion, Napoleon's Gegner, in das Hauptquartier der Verbündeten gesandt. Das österreichische Kabinet sah, bei Metternich's Kenntniß von Napoleon's Charakter und Politik, die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit ihm voraus. Es wollte aber vorher noch das letzte Mittel, ihn zu Zugeständnissen, welche eine Aussöhnung zwischen ihm und Europa herbeiführen konnten, versuchen, indem es einen Kongreß vorschlug, worauf Napoleon einging, und Bubna zur Einholung von Vollmachten bei den zu erwartenden Unterhandlungen nach Wien zurücksandte. Napoleon hoffte, auf einem Kongreß seine Vorschläge von Oesterreich unterstützt zu sehen, und einen Frieden nach seinem Sinne zu erlangen, wenn nicht, wenigstens Zeit zur Vermehrung seiner Streitkräfte zu gewinnen. Zu der Darbringung von Opfern, welche ein Gleichgewicht zwischen den Mächten wieder hergestellt hätten, war er in keiner Weise geneigt. Lieber wollte er es auf das Aeußerste ankommen lassen.

Die Verbündeten glaubten, um einer, wenn der Rückzug ununterbrochen fortgesetzt wurde, möglichen Entmuthigung ihrer Truppen vorzubeugen, dem Feinde einen neuen Kampf anbieten zu müssen. Sie setzten sich bei Bautzen fest, wo es zu einer zweitägigen Schlacht kam (20. und 21. Mai), in welcher Napoleon in ähnlicher Weise, wie bei Groß-Görschen, aber unter noch größeren Verlusten auf seiner Seite (20,000 Mann), den Sieg errang, und die Verbündeten zur Räumung des Schlachtfeldes zwang. Am Heftigsten war der Kampf um das Dorf Preitiz gewesen, wo sich besonders die Preußen unter Kleist hervorthaten. Wittgenstein hatte auch in dieser Schlacht keine hinreichende Befähigung für das Oberkommando an den Tag gelegt, und seine Anordnungen waren außerdem noch durch Befehle des Kaisers Alexander, welcher kein Feldherr war, durchkreuzt worden. Napoleon bewies dagegen auch in

dieser Schlacht, daß die furchtbare Katastrophe in Rußland sein militairisches Genie unverletzt gelassen hatte. Er vereinigte mit der blitzschnellen Behendigkeit und dem Ungestüm seiner Jugend die lange Erfahrung und tiefe Ruhe reiferer Jahre. Die Feinde, welche er jetzt bekämpfte, waren viel schwerer zu besiegen, als die, auf welche er im Anfange seiner Laufbahn stieß, und er hatte ihnen seit Moskau weniger kriegsgeübte Soldaten als früher entgegenzusetzen. Es ist an dem großen Condé, als ein Beweis von Seelenstärke, der tiefe Schlaf gerühmt worden, dessen er vor einer seiner Schlachten genoß. Napoleon that bei Bautzen Dasselbe, aber mitten im Kampfe, unter dem Kanonendonner, in einer Vertiefung des Bodens, am Fuße einer französischen Batterie, und traf, als er erwachte, sogleich die entscheidenden Anordnungen, welche ihm den Sieg verschafften. Er scheint, als General, bis zum letzten Augenblick seines aktiven Lebens, obgleich vom Glück nicht mehr so wie früher begünstigt, derselbe geblieben zu sein. Sein Charakter bietet dagegen die auffallende Ausnahme von den gewöhnlichen Regeln dar, daß er in seiner Jugend bei den Unterhandlungen besonnener und gemäßigter, das Mögliche und Erreichbare mehr als später im Auge behaltend, gewesen ist, was nur aus der Verblendung, welche aus ununterbrochenen Erfolgen entsteht, begriffen werden kann. Um ihn hierüber aufzuklären, kam die in Rußland gemachte Erfahrung zu spät. Er war in seiner Selbstsucht schon zu verhärtet. Auch ist die Kriegsführung festeren Regeln als die Politik unterworfen, und Napoleon blieb für die in der Stimmung und Lage Europa's seit dem Anfange des spanischen Krieges begonnene Veränderung verschlossen.

Die Verbündeten zogen sich nach Bautzen, wie nach Groß-Görschen, festen Schrittes, dem Feinde bei jeder Gelegenheit die Spitze bietend, zurück. Napoleon war mit der langsamen Verfolgung des Feindes, welche bei dem Mangel an Reiterei nicht anders sein konnte, im höchsten Grade unzufrieden, und stellte sich selbst an die Spitze seiner Avantgarde. Er verlangte und erhielt jetzt von seinen Generalen und Soldaten das Aeußerste. Die feindlichen Kugeln sausten über ihn, schlugen vor und hinter seinem Gefolge nieder, bedeckten dasselbe mit Staub, und rissen ganze Rotten von Soldaten wenige Schritte vor ihm nieder, er aber achtete, unermüdlich sein Ziel verfolgend, keiner Gefahr. Er schien wie verjüngt zu sein, und zeigte bei den einzelnen Angriffen ein Feuer und einen Drang, als hätte er im Anfange seiner Laufbahn gestanden, und noch Alles zu erreichen gehabt. Duroc und Caulincourt, die ihn überall begleiteten, bemerkten diesen Ungestüm, und jener sagte zu diesem: „Haben

Sie den Kaiser beobachtet? Nach großen Unfällen hat er zwei glänzende Siege erfochten. Es wäre jetzt Zeit, an den Frieden zu denken. Aber sehen Sie wohl, er hat sich nicht verändert, und ist unersättlich in Kämpfen." — Kaum hatte Duroc diese Worte gesprochen, als eine Kanonenkugel den Ingenieurgeneral Kirchner todt niederstreckte, und den Großmarschall selbst verwundete*). Napoleon, der, von Kirchner und Duroc nur durch ein Gebüsch getrennt, sich ganz in der Nähe befand, sagte, als ihm der Tod des ersteren gemeldet wurde: „Das Glück rächt sich heute für die Gunst, welche es uns gestern**) erwies!" — Als er von Duroc's Verwundung, mit der Bemerkung, daß sie tödtlich sei, benachrichtigt wurde, rief er lebhaft aus: „Es ist unmöglich! Ich habe ihn ja eben erst gesprochen!" — Als er herbeieilte, und seinen Großmarschall schon unter den Händen der Wundärzte fand, welche seinen Zustand für verzweifelt erklärten, bemächtigte sich seiner eine tiefe Bewegung, und Thränen traten in seine Augen. Er fand Duroc bei voller Besinnung, obgleich derselbe an unerträglichen Schmerzen litt. „Mein ganzes Leben," sagte der Großmarschall zum Kaiser, „war Ihrem Dienst gewidmet, und ich bedauere dessen Verlust nur, weil es Ihnen noch hätte nützlich sein können." — „Duroc!" antwortete Napoleon, „es gibt ein anderes Leben, dorthin gehen Sie jetzt, um mich zu erwarten. Wir werden uns einst wiedersehen!" — Duroc empfahl dem Kaiser seine Tochter, und schloß mit den Worten: „Ich habe mir nichts vorzuwerfen, habe als ehrlicher Mann gelebt und sterbe als Soldat!" — Napoleon hielt die beiden Hände seines Großmarschalls in der seinigen, bedeckte sich mit der anderen die Augen, und blieb eine Viertelstunde lang in dieser Stellung, bis Duroc selbst ihn sich zu entfernen bat, weil er von dem Auftritt zu sehr angegriffen wurde. Napoleon rief: „Leben Sie wohl, Duroc! Wir werden uns wiedersehen, vielleicht bald!" — und entfernte sich, auf Soult und Caulincourt gestützt, mit wankendem Schritt. Der Kaiser ließ sich hierauf auf einen Feldstuhl vor seinem Zelt nieder, wo man ihn, mit gesenktem Haupt und herunterhängenden Armen, ohne etwas zu thun oder zu sagen, lange Zeit über sitzen sah. Der Großmarschall verschied am folgenden Tage.

Wittgenstein's Ansehen war durch den Verlust der Schlachten von Groß=Görschen und Bautzen sehr gesunken. Er legte das Kommando

---

*) Bei dem Dorfe Markersdorf am 22. Mai.

**) Der Sieg bei Bautzen.

nieder, welches Barclay de Tolly übernahm. Bei Haynau erlitt die Division des Generals Maison, durch einen Ueberfall der preußischen Reiterei unter Ziethen, eine harte Einbuße an Gefangenen und Geschütz, wobei aber der tapfere preußische Oberst Dolfs fiel. Die wenige Reiterei, welche Napoleon zu verwenden hatte, setzte ihn überall, wo er nicht mit seiner Infanterie in Masse angreifen konnte, in Nachtheil. Kühne Parteigänger, wie der russische General Tschernitschef, der preußische Rittmeister Colomb und Andere, schwärmten im Rücken der französischen Armee, hoben Transporte, Artillerie- und Munitionsparks auf, machten Gefangene und kündigten überall dem Volke das baldige Aufhören der fremden Herrschaft an. Napoleon selbst aber drang unaufhaltsam über Bunzlau und Liegnitz in Schlesien ein. Die Verbündeten gaben Breslau Preis, und zogen südlich nach dem Riesengebirge und der böhmischen Gränze, um sich Oesterreich zu nähern, hin. Es war dies eine Stellung, ähnlich derjenigen, welche Kutusof im September 1812 bei Kaluga genommen hatte. Am 1. Junius rückte Lauriston mit seinem Korps in Breslau ein, und Glogau ward von Sebastiani entsetzt.

Es trat jetzt ein entscheidender Moment sowohl für Napoleon als für die Verbündeten ein. Unter den russischen Generalen war das Vorrücken in Preußen nie populair gewesen. Sie hegten, wie schon früher Kutusof, die Meinung, daß Rußland, seit dem Rückzuge Napoleon's, von ihm nichts mehr zu fürchten habe, und den Ausgang der gegenwärtigen Verwickelung anderen dabei betheiligteren Staaten überlassen könne. Nach ihrer Ansicht sollte der Kaiser Alexander sich mit dem Herzogthum Warschau für die Kosten und Verheerungen des Krieges bezahlt machen, und sich im Uebrigen mit den Angelegenheiten des Auslandes nicht länger befassen. Zugleich sehnte sich in der russischen Armee Alles nach der Heimath zurück, und zeigte sich einer längeren Entfernung von derselben höchst abgeneigt. Der Oberbefehlshaber Barclay de Tolli theilte zwar nicht die Leidenschaften der Nationalrussen, war aber aus militairischen Gründen ebenfalls für eine Beilegung des Kampfes, wenigstens für ein Zurückgehen der Armee nach Polen, um sie durch Ersatzmannschaften zu verstärken, ihr einige Ruhe zu gönnen, und ihr Material, das sehr gelitten hatte, zu vervollständigen. Von einer neuen Schlacht befürchtete er eine Niederlage, und selbst eine Auflösung des russischen Heeres, und war deshalb äußerst unzufrieden, als er, anstatt den Rückzug nach Polen, den Seitenmarsch nach dem schlesischen Gebirge anzuordnen hatte. Die preußische Armee war von einer der russischen entgegengesetzten Stim-

mung erfüllt. Daselbst dachte Niemand an Frieden, und die Fortsetzung des begonnenen bis zu Preußens Wiederherstellung und Deutschlands Befreiung lag in Aller Wunsch. Aber in den höheren Kreisen hielt man eine Unterbrechung des Kampfes, um weiterer Rüstungen willen, und um Zeit zu Unterhandlungen mit Oesterreich zu gewinnen, für heilsam und selbst für nothwendig.

Oesterreich wünschte noch immer eine Beilegung des großen Streites, ohne Ziehung des Schwerdtes von seiner Seite, in welchem Falle dasselbe voraussah, daß es sich gegen Napoleon zu erklären genöthigt sein würde. Metternich hatte dem von Napoleon, nach Otto's Abgang, als außerordentlichen Botschafter nach Wien gesandten Grafen Louis Narbonne die Bedingungen des österreichischen Kabinets, als ein Ganzes und in bestimmter Form, während dies früher nur bruchstückweise und als wohlmeinender Rath geschehen war, mitgetheilt. Oesterreich forderte von dem französischen Kaiser: die Auflösung des Rheinbundes; das Aufgeben des Herzogthums Warschau, das den drei Nachbarstaaten, aber so, daß Preußen den größten Theil davon erhielt, zufallen sollte; die Wiederherstellung der preußischen Monarchie durch in Deutschland aufzufindende Erwerbungen; die Zurückerstattung der illyrischen Provinzen an Oesterreich; die Abtretung der drei Hansestädte und des Herzogthums Oldenburg. Die Wiedereinsetzung Ferdinand VII. auf den spanischen Thron wurde, um den Frieden mit England zu erlangen, für wünschenswerth erklärt, aber zu keiner ausdrücklichen Bedingung gemacht. Das linke Rheinufer, Belgien, Holland, das Königreich Westphalen, ganz Italien wären demnach unter Napoleon's Herrschaft oder Einfluß geblieben.

Napoleon fühlte sich von Oesterreichs Forderungen verletzt. Ihre Annahme würde indessen seine Macht wenig vermindert, und er nach einigen Jahren wieder im Stande gewesen sein, seiner Eroberungslust nachzuhängen. Aber der Rheinbund und das Herzogthum Warschau waren sein Werk, und die Hansestädte durch Senatskonsulte für Bestandtheile des französischen Reiches erklärt worden. Er wollte deshalb in den Anträgen Metternich's eine Verkleinerung seines Ruhmes und eine Herabsetzung seines Namens in der öffentlichen Meinung erkennen. Napoleon verbarg jedoch seine wahren Empfindungen, und gab sich das Ansehen, die Bedingungen des österreichischen Kabinets, obgleich über Einzelnes seinen Unwillen zeigend, in Betracht zu ziehen, um dasselbe von einer entschiedenen Erklärung gegen ihn abzuhalten. Seine Absicht ging jetzt dahin, mit Uebergehung Oesterreichs direkte Unterhandlungen mit

Rußland und England anzuknüpfen, und, wenn diese nicht gelingen sollten, sich inzwischen so zu verstärken, daß er den Krieg mit Erfolg fortführen konnte. Dazu war auch für ihn eine Unterbrechung des Kampfes nothwendig.

Der Wunsch Napoleon's zu einer Annäherung an den russischen Kaiser war nicht gelungen, indem dieser erklärt hatte, nur durch Oesterreich, dessen Vermittelung die Verbündeten angenommen hatten, Eröffnungen von französischer Seite annehmen zu wollen. Die franzosenfeindliche Gesinnung des Grafen Stadion, welcher sich im Hauptquartier Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. befand, war bekannt. Er hatte sich gleichwohl zu der Erklärung genöthigt gesehen, daß Oesterreich nur dann am Kriege Theil nehmen werde, wenn Napoleon die an ihn ergangenen Vorschläge verwerfen sollte, und daß es mit seinen militairischen Rüstungen noch zurück sei. Da einige unter den, von Metternich dem Grafen Narbonne mitgetheilten, Bedingungen bei Napoleon großen Anstoß erregt hatten, so wurden sie im französischen Sinne gemildert. Oesterreich bestand nicht mehr auf der Auflösung des Rheinbundes, sondern überließ die Lösung dieser Frage späteren Unterhandlungen, und die Trennung der Hansestädte vom französischen Reiche sollte erst nach Abschluß des Friedens mit England statt finden. Napoleon war jedoch in seinem Innern auch davon nicht befriedigt, sondern nahm sich vor, alles Verlorene durch die Gewalt der Waffen wiederzugewinnen. Er glaubte, daß zwei Monate hinreichen würden, um seine Armee in einen furchtbaren Zustand zu setzen, und über seine Feinde zu triumphiren. Es traten übrigens in seinem Verhalten bei dieser Gelegenheit, wie überhaupt seit dem Rückzuge aus Rußland, mancherlei Widersprüche hervor. Er vertraute immer noch in die persönlichen Gesinnungen des Kaisers Franz, und die Friedensliebe seines Kabinets, ohne zu bedenken, daß der Enkelsohn der Maria Theresia unmöglich auf die Dauer sein Reich seinen verwandtschaftlichen Verhältnissen aufzuopfern geneigt sein würde, und daß Metternich sich als den Minister einer großen Macht fühlte. Zugleich rechnete Napoleon auf die Möglichkeit einer besonderen Unterhandlung mit Alexander I., obgleich ein Versuch der Art schon fehlgeschlagen war. Was jedoch in ihm vorherrschte war die Absicht, seinen Siegesruhm wiederherzustellen, und die Hoffnung, seine Feinde, wenn die Unterhandlungen zu keinem Ziele führen sollten, durch einige große Schläge niederzuwerfen, obgleich er seit Lützen und Bautzen eines Besseren hätte belehrt sein können.

Unter solchen Umständen wurde von Caulincourt auf der einen,

Kleist und Schuwalof auf der anderen Seite in Poischwitz, unweit Jauer, ein Waffenstillstand bis zum 20. Julius, nebst sechs Tagen darüber für die Aufkündigung, abgeschlossen (4. Junius). Die Linie der Verbündeten ging von der böhmischen Gränze über Landshut, Bolkenhain, Striegau, Kant bis zur Oder; die der Franzosen lief von der Gränze von Böhmen durch Schreiberhau nördlich bei Hirschberg vorbei über Lähn, bei Neukirch die Katzbach berührend, und mit diesem Flusse an die Oder. Dadurch entstand zwischen den beiden kriegführenden Heeren ein neutraler Raum von drei bis fünf Meilen Breite, den keines von ihnen betreten durfte. Die Stadt Breslau, welche in diesen neutralen Landstrich fiel, mußte von den Franzosen wieder geräumt werden. In Bezug auf die Elbe sollten die Linien gelten, welche die Vorposten am 8. Junius um Mitternacht inne gehabt hatten. Alle Streifpartien der Verbündeten mußten spätestens am 12. Junius wieder auf das rechte Ufer der Elbe zurückgekehrt sein. Den von den Franzosen besetzten Festungen wurde ein Gebiet von einer Stunde im Umkreise zugestanden, innerhalb dessen sie sich alle fünf Tage verproviantiren konnten.

Dieser Waffenstillstand wäre zweckmäßig gewesen, wenn Napoleon den Frieden auf die von Oesterreich angegebenen Bedingungen wirklich gewollt hätte. Denn er hätte dann auf die Unterhandlungen mit dem Gewicht einer großen und in zwei Schlachten siegreich gewesenen Armee einwirken können. Aber der Friede lag nicht in seinem Sinn. Er gedachte die Unterbrechung des Kampfes nur zur Vermehrung seiner Streitkräfte zu benutzen. In diesem Falle war eine Waffenruhe ein großer Fehler. Wenn Napoleon die Verbündeten alsbald wieder angegriffen hätte, so würde er, bei der Ueberlegenheit seines militairischen Genies und seiner Truppenzahl, höchst wahrscheinlich einen neuen Sieg davon getragen haben, der, selbst nicht vollständiger als die bei Groß-Görschen und Bautzen, das preußische und russische Heer zum Rückzuge nach der Weichsel genöthigt haben würde. Dann würde das ohnedies so zögernde Oesterreich sich nicht gegen Frankreich erklärt haben. Die Berechnung des französischen Kaisers, seine Armee während des Waffenstillstandes so zu verstärken, daß sie unwiderstehlich würde, war irrig, da die Verbündeten, bei der Nähe ihrer Hülfsmittel, und der Ferne der seinigen, dies in weit größeren Verhältnissen zu leisten im Stande waren. Auch ließ diese Unterbrechung des Kampfes den Feinden Napoleon's Zeit, sich näher an einander zu schließen, Oesterreich zu sich hinüberzuziehen, und gab der öffentlichen Meinung Gelegenheit, sich immer lebhafter gegen den Er-

oberer auszusprechen. Der Waffenstillstand ist für Napoleon, unter anderen Umständen, von ähnlichen unglücklichen Folgen, wie der lange Aufenthalt in Moskau, gewesen.

---

4. Friedenskongreß in Prag. — Oesterreichs Uebertritt zur Koalition. Zweiter Feldzug der Verbündeten. — Napoleon's Rückzug über den Rhein.

Der Waffenstillstand, welcher, sobald die Kunde von ihm zu den verschiedenen Truppenkorps gelangte, den Kampf überall unterbrach, ist jedoch den Franzosen im Anfange nützlicher als den Verbündeten gewesen. Erst später stellten die allgemeinen Ergebnisse das Verhältniß anders heraus. Der General Bülow hatte die Franzosen unter Oudinot bei Luckau geschlagen (4. Junius), und würde, da es im Rücken des großen französischen Heeres kein anderes Korps gab, das ihm entgegengestellt werden konnte, weitere Vortheile davon getragen haben, ward aber jetzt zum Rückzuge genöthigt. — Dann gab der Waffenstillstand dem Feinde Gelegenheit, das Lützow'sche Korps, die berühmteste unter den damaligen Freischaaren, zu überfallen und fast zu vernichten. Dieses Korps, in welches außer Norddeutschen auch tyroler Schützen, früher Hofer's Gefährten, und sogar eine Anzahl Spanier eingetreten waren, hatte sich in dem Gefecht an der Görde (12. Mai) hervorgethan. Es war jedoch bedeutender durch Das, was es versprach, als was bisher von ihm geleistet worden, und sein Ruf größer als die Thaten, zu welchen es Gelegenheit gefunden hatte. Die Lützower trugen schwarze Kleidung, wurden „das Korps der Rache" genannt, und waren dazu bestimmt, den Theil der Jugend der gebildeten Klassen, welcher an einem wechselnden kühnen Kriegsleben Geschmack finden möchte, an sich zu ziehen. Diese Freischaar hatte sich nach Thüringen gewandt, und, von der Bevölkerung überall begünstigt, mehre glückliche Unternehmungen ausgeführt. Es waren einzelne Abtheilungen Rheinbundstruppen von ihr gefangen genommen, andere mit ihr vereinigt worden. Sie war im Begriff, sich nach dem Königreich Westphalen zu wenden, wo die französische Herrschaft schon wankte, als sie von dem Abschluß des Waffenstillstandes überrascht wurde. Napoleon, dem nichts entging, war auch das Dasein dieses Korps bekannt, und er wollte, den in ihm herrschenden Geist für

gefährlich erachtend, sich seiner entledigen. Er befahl, dasselbe mit überlegener Macht zu verfolgen. Die Franzosen benutzten dazu eine Bedingung des Waffenstillstandes, nach der alle russischen und preußischen Truppen bis zum 12. Junius auf das rechte Elbufer zurückgegangen sein mußten. Der Major von Lützow hatte aber seinen Rückzug zu spät angetreten, und befand sich am 17. Junius noch bei Kitzen, am Floßgraben, unweit des Schlachtfeldes von Groß-Görschen. Dort wurde er, obgleich seine Absicht, über die Elbe zurückzusetzen, nicht zweifelhaft sein konnte, plötzlich auf allen Seiten von feindlicher, namentlich würtembergischer Kavallerie angegriffen. Der größte Theil der hier anwesenden Freischaar ward niedergehauen oder gefangen genommen. Lützow rettete sich mit nur 25 Reitern, unter welchen sich Theodor Körner befand, der durch seine Gesänge diese kriegerische Jugend, wie überhaupt Deutschlands Aufschwung, unsterblich gemacht hat. — Die traurigste Folge des Waffenstillstandes war aber, daß es den Franzosen möglich wurde, sich in Hamburg, welches kurz vorher von ihnen wieder eingenommen worden, so festzusetzen, daß es bis zu Napoleon's Sturz unter ihrer Herrschaft blieb. Vom 12. Junius bis zum 12. Julius (1813) hatte diese Stadt, weil sie sich im März gegen die französische Herrschaft erhoben hatte, eine Straffsteuer von 48 Mill. Franken zu erlegen. Die 10,000 Arbeiter, welche sechs Monate lang zur Befestigung Hamburgs verwandt wurden, mußten von der Bürgerschaft bezahlt werden. Die Umgegend wurde ganz verwüstet. Zuletzt nahm der Marschall Davoust, welcher die 32. Militairdivision kommandirte, die Baarvorräthe der hamburger Bank weg. Kein anderer Punkt in Deutschland, selbst nicht da, wo unmittelbar gekämpft worden, hat so viel wie Hamburg gelitten.

Napoleon's Stimmung wechselte seit dem Rückzuge aus Rußland wie Ebbe und Fluth. Zuweilen stieg in ihm die Ahnung einer drangvollen Zukunft auf. Die Bilder seines Sohnes und seiner Gemahlin erschienen vor seinem Geist in bittender Stellung wie trauernde Genien, und er war dann geneigt, auf die Stimme des Friedens zu hören. Ein anderes Mal aber erwachten in ihm die Furien des Ehrgeizes, der Herrschsucht, des verletzten Stolzes, und er athmete nur Krieg und Sturm. Dieses Gefühl bemächtigte sich seiner immer mehr, und er wollte die Könige und Völker wieder zu der etwas gesunkenen Furcht und Bewunderung gegen ihn zwingen. Jede Entsagung und Beschränkung dünkte ihm eine Schmach zu sein, und er fand seine Befriedigung einzig in der Verfolgung riesenhafter Pläne. Alles Uebrige erschien ihm als ein Spiel, als eine Ausfüllung der zwischen der Vollbringung seiner

Thaten entstandenen Lücken. Daß er bei diesem über die Gränzen des Möglichen hinausgehenden Streben zuletzt den Boden verlieren, und in einen Abgrund sinken könne, ward von ihm lange nicht für möglich gehalten. Als ihn später diese Besorgniß zuweilen anwandelte, wollte er in einer augenblicklichen Nachgiebigkeit immer nur eine Frist zur Wiedererlangung des Verlorenen gewinnen.

Napoleon sah in dem Waffenstillstande nur ein Mittel, seine Streitmacht in Deutschland zu vermehren, aber keinesweges eine Stufe, die zum Tempel des Friedens führen sollte. Denn ein Vergleich mit seinen Feinden, wie er ihn annehmbar fand, d. h. der ihm nur das Herzogthum Warschau und die illyrischen Provinzen gekostet hätte, wäre ohne Erlangung neuer Siege nicht möglich gewesen. Er verbarg aber seine Absicht in Betracht Oesterreichs, auf dessen Neutralität er noch immer hoffte, das, wenn es von der Vergeblichkeit der von ihm vorgeschlagenen Bedingungen von vorn herein überzeugt gewesen wäre, sich wahrscheinlich alsbald den Verbündeten zugeneigt haben würde. Aber auch aus Rücksicht auf Frankreich und seine Armee gab Napoleon sich das Ansehen, den Frieden zu wollen. Wenn es bekannt geworden wäre, daß ein endloses Blutvergießen nur deshalb bevorstand, damit Hamburg, Lübeck und Bremen französisch, und der Kaiser Beschützer des Rheinbundes bliebe, so würde vielleicht eine allgemeine Unzufriedenheit ausgebrochen sein. Er nahm deshalb die Friedensmaske vor, und hat damit seine Zeit und selbst die Nachwelt lange getäuscht, bis endlich die Wahrheit an den Tag gekommen ist. —

Napoleon suchte nach seiner Rückkehr nach Dresden (10. Junius), wo ihn der General Bubna mit den erneuerten Vorstellungen des österreichischen Kabinets erwartete, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Er hatte schon vor der Schlacht von Bautzen daran gedacht, sich mit Rußland auf Oesterreichs Kosten zu verständigen, was an der Abneigung des Kaisers Alexander vor einem einseitigen Abkommen gescheitert war. Napoleon hatte aber diese Hoffnung nicht aufgegeben, und ihre Verwirklichung lag, bei der Beweglichkeit des russischen Kaisers, der Erinnerung an Tilsit und Erfurt, und der schmeichelnden Aussicht, mit Napoleon die Herrschaft über den Kontinent zu theilen, nicht in dem Reiche der Unmöglichkeiten. Oesterreich konnte in diesem Falle fürchten, sich von Rußland zurückgestoßen, und von Frankreich verlassen zu sehen. Metternich vollbrachte jetzt das Meisterstück seiner Politik, indem er sein Kabinet aus der Stellung eines Bundesgenossen Frankreichs in die eines Vermittlers zwischen ihm und seinen Feinden versetzte. Oesterreich ge=

wann dadurch eine hervorragende Stellung, die es lange nicht mehr besessen hatte, und vermied für sich alle üblen Folgen, die aus Abhängigkeit, Isolirung oder einem übereilten Parteinehmen entstehen konnten. Oesterreich war es, wegen der Verwandtschaft mit Napoleon, nicht möglich, gegen denselben, ohne Weiteres, wie Preußen gethan, zu den Waffen zu greifen. Es wollte außerdem Rußland eben so wenig wie Frankreich ein zu großes Uebergewicht einräumen, weil es dann selbst in den Hintergrund geschoben worden wäre, und dachte sich deshalb so lange zwischen beide zu stellen, bis der Augenblick der Entscheidung herangekommen sein würde. Die Unterhandlungen gewährten ihm endlich die nöthige Zeit zur Vollendung seiner Rüstungen, um nöthigenfalls das Schwerdt in die Wagschale der Ereignisse zu werfen, was, wenn es voreilig gehandelt hätte, vielleicht ganz mißlungen sein würde. Um zu gleicher Zeit Napoleon und den Verbündeten näher zu sein, begab sich der Kaiser Franz, auf Metternich's Rath und in dessen Begleitung, von Wien nach Prag.

Als der General Bubna, welcher Napoleon's Rückkehr aus Schlesien nach Dresden lange vergeblich erwartet hatte, eine Note, die Friedensbedingungen betreffend, übergab, wollte man ihm anfänglich von französischer Seite die Eigenschaft eines außerordentlichen Botschafters, weil sie in seiner Mission nicht ausdrücklich bemerkt war, verweigern, und Oesterreich das Recht der Vermittelung bestreiten. Napoleon fürchtete, vom österreichischen Kabinet abhängig zu werden, wenn er ihm die Leitung der Unterhandlungen überließ, und verlangte, daß die kontrahirenden Mächte unmittelbar unter einander verkehren sollten. Um diesem Einwurf zu begegnen, begab sich Metternich selbst in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen, und erhielt von ihnen, obwohl nicht ohne Mühe, die Anerkennung der von Oesterreich in Anspruch genommenen Stellung eines Vermittlers. Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. hielten die Unterhandlungen mit dem französischen Kaiser für vergeblich, glaubten aber, auf die Vorstellungen einer so großen Macht, wie Oesterreich, Rücksicht nehmen zu müssen. Napoleon, der, um seine Vorbereitungen zum Kriege zu Ende zu bringen, eine Verlängerung der Waffenruhe wünschte, und diese nur mit Hülfe des österreichischen Kabinets erlangen konnte, sah sich endlich gezwungen, dessen Vermittelung, obgleich mit übel verhaltenem Widerwillen, ebenfalls gelten zu lassen. Metternich hatte demnach mit seltener Geschicklichkeit den aus den Umständen für Oesterreich größtmöglichsten Gewinn gezogen. Dasselbe war, ohne den Traktat vom 14. März 1812 ausdrücklich aufzu-

heben, aus der Stellung eines von Frankreich abhängigen Bundesgenossen, und eines, wenn auch gezwungenen, Feindes Rußlands, aber immer eines Feindes, zu einem Schiedsrichter zwischen beiden geworden.

In der Zwischenzeit fand zwischen Napoleon und Metternich eine Unterredung statt, die zwar ohne entscheidenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse blieb, welcher auch ohne sie derselbe gewesen sein würde, die aber für den Charakter Napoleon's, für die Mischung von ungestümer Leidenschaft und tiefer Berechnung in seinem Wesen bezeichnend ist.

Der General Bubna hatte bei seiner letzten Anwesenheit in Dresden nur mit Mühe Zutritt bei Napoleon erlangt, der Zeit gewinnen und eine Antwort auf Oesterreichs Anträge möglichst verschieben wollte. Metternich's Anerbieten, sich nach Dresden zu begeben, war aus demselben Grunde anfänglich abgelehnt worden. Als derselbe aber aus dem Hauptquartier der alliirten Monarchen zurückgekehrt war, wollte ihn der Kaiser über die dort gepflogenen Unterhandlungen ausforschen, und erließ an ihn eine Einladung, der alsbald Folge geleistet wurde.

Am 28. Junius ward Metternich bei Napoleon in Dresden vorgelassen. Die in den Vorzimmern anwesenden französischen Generale und Diplomaten drückten, besonders Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, dem österreichischen Minister ihren lebhaften Wunsch nach Beendigung des Krieges aus. Metternich konnte darin eine Bestätigung für die ihm schon auf anderen Wegen gewordene Kunde finden, daß nicht blos das französische Volk, sondern selbst die Armee sich nach Frieden zu sehnen anfing. Aber der Kaiser war von ganz entgegengesetzten Empfindungen erfüllt. Kaum waren die ersten Worte gewechselt, so brach derselbe in die heftigsten Vorwürfe über das von Oesterreich seit der Katastrophe in Rußlaud beobachtete Verhalten aus. „Ich habe dem Kaiser Franz zweimal seinen Thron wiedergegeben," sagte er, „und den Mißgriff begangen, seine Tochter zu heirathen. Er hatte mit mir im vergangenen Jahr einen Traktat geschlossen, den er jetzt nicht mehr erfüllen will. Warum hat er ihn mir nicht gekündigt? Ich hätte mich dem nicht widersetzt. Jetzt rüstet Ihr Euch gegen mich, und wollt mir dieselben Bedingungen, wie meine Feinde, auflegen. Die Erfahrungen der Vergangenheit machen auch Oesterreich nicht klug. Aber nehmt Euch eine Warnung an Preußen und Russen. Ich habe ihnen bei Lützen und Bautzen eine Lehre gegeben, die sie nicht sobald vergessen werden. Ihr wollt, daß auch die Reihe an Euch kommt. Nun gut! Wir werden uns im Oktober in Wien wiedersehen!" — Metternich, der eine große Selbstbeherrschung besaß, ließ sich von Napoleon's Anschuldigungen nicht

aus der Fassung bringen. Er legte ihm, in ruhigem und ehrerbietigem, aber festem Ton, die schon oben erwähnten Bedingungen Oesterreichs in Betreff auf die Wiederherstellung des Friedens vor. Bei der Erwähnung jedes einzelnen Punktes gab Napoleon den stärksten Unwillen zu erkennen, so, als wenn er eine persönliche Beleidigung gehört hätte. „O, ich verstehe Euch jetzt," rief er mit Zorn und Hohn. „Ihr verlangt heute die Auflösung des Herzogthums Warschau, die Abtretung der Hansestädte, die Aufhebung des Rheinbundes. Morgen werdet Ihr dann noch ganz andere Forderungen stellen. Aber um dies von mir zu erlangen, müßtet Ihr erst Millionen von Soldaten ausheben, das Blut mehrer Generationen vergießen, und am Fuß des Montmartre angekommen sein!" — Metternich suchte Napoleon zu beruhigen, indem er ihm die Unmöglichkeit einer Fortdauer des jetzigen Zustandes Europa's auseinandersetzte, und ihm die Nützlichkeit eines Friedens für ihn selbst vorhielt. Er machte ihn darauf aufmerksam, daß das Glück der Schlachten ungewiß sei, und sich zuletzt gegen seinen Günstling erklären könne. Als er die Ansicht darlegte, daß auch Frankreich den Frieden wünsche, daß es demselben an kriegsfähiger Mannschaft zu fehlen anfange, gerieth der Kaiser, weil er die Wahrheit dieser Bemerkung fühlte, wie außer sich, erblaßte vor Zorn, warf mit einer ungestümen Bewegung seinen Hut auf den Fußboden und soll, nach französischem Zeugniß, dem Metternich aber immer widersprochen hat, die beleidigenden Worte ausgestoßen haben: „Wie viel haben Ihnen die Engländer gegeben, um eine solche Sprache gegen mich zu führen?" — Wie dem auch gewesen sein mag, Metternich fand sich von Napoleon's Vorwürfen und Drohungen gekränkt, und hob den Hut nicht auf, an welchem beide auf- und abwandelnd mehrmals vorübergingen. Es entstand eine Pause, nach welcher Napoleon hinzusetzte: „Sie sind kein Militair, Metternich! Sie haben nicht wie ich die Seele eines Soldaten, der sein eigenes und das Leben Anderer verachtet...... was kommt es mir auf 200,000 Menschenleben mehr oder weniger an?"...... Metternich gab hierauf die treffende Antwort: „Ich möchte, Sire, alle Thüren und Fenster öffnen, damit ganz Europa Eure Majestät hörte. Die Sache, welche ich vor Ihnen vertheidige, könnte dadurch nur gewinnen!" — Etwas ruhiger geworden, erwähnte Napoleon des Feldzuges in Rußland, dessen üblen Ausgang er einzig der Witterung beilegte. Als Metternich zuletzt die österreichische Vermittelung berührte, gerieth der Kaiser abermals in Zorn, und rief: „Ihr wollt Krieg, Ihr sollt ihn haben. Noch einmal, auf Wiedersehen in Wien!" Diese Unterredung hatte fünf bis sechs Stunden gedauert,

und muß in Metternich den Eindruck, daß Oesterreich mit Napoleon zuletzt doch in Kampf gerathen werde, vermehrt haben. Da aber die Beharrlichkeit des österreichischen Staatsmannes eben so groß als seine Feinheit war, so beschloß er, die eingeschlagene Richtung, so lange noch eine Möglichkeit übrig blieb, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, nicht aufzugeben, und den Weg der Unterhandlungen zu erschöpfen.

Ungeachtet des gespannten Tones dieser Unterredung, erhielt Maret, Herzog von Bassano, von seinem Kaiser Befehl, mit Metternich über die Formen der österreichischen Vermittelung zu unterhandeln. Am 30. Junius ward der österreichische Minister, von Bassano begleitet, abermals bei Napoleon eingeführt. Derselbe war nicht nur ruhig, sondern selbst heiter, nahm Metternich mit einer liebenswürdigen Vertraulichkeit auf, scherzte über Das, was zwei Tage vorher zwischen ihnen vorgegangen war, und gab ihm bei allen Punkten, wo zwischen ihm und dem französischen Minister des Auswärtigen eine Meinungsverschiedenheit bestand, Recht. Er ging so weit, Bassano in Metternich's Gegenwart über die unpassende Abfassung einiger Stellen in dem Entwurfe zu der Vermittelung zu tadeln, und die Verbesserungen des österreichischen Ministers ohne Weiteres anzunehmen. Metternich konnte sich, so unabhängig und scharfsinnig er auch sonst war, dem Einflusse dieser entgegenkommenden Huld und Gefälligkeit von Seiten eines Mannes nicht entziehen, den nicht nur ein unvergleichlicher Ruhm umgab, sondern der auch den schönsten Theil Europa's beherrschte, und noch immer über eine halbe Million Soldaten gebot. Er hoffte, daß Napoleon zuletzt doch noch verständigem Rathe Gehör geben, und Oesterreich der Nothwendigkeit, sich gegen ihn zu erklären, überheben werde.

Napoleon aber, der eben so verschlagen als stürmisch war, hatte ein solches Entgegenkommen und Eingehen auf die Meinungen des österreichischen Ministers nur deshalb zu erkennen gegeben, um durch denselben eine Verlängerung des Waffenstillstandes, die ihm zur Beendigung seiner Rüstungen nothwendig erschien, zu erlangen. In derselben Zeit, in welcher er sich so stellte, als sei er zu einer Aussöhnung mit Europa geneigt, war er mehr als je zur Fortsetzung des Kampfes entschlossen, und dachte, seine Anstalten so zu treffen, daß er auch gegen Oesterreich das Feld behaupten könnte. Als Grund für eine Verlängerung des Waffenstillstandes gab er die Schwierigkeit an, so wichtige und verwickelte Unterhandlungen, wie die, welche bevorstanden, in der noch übrig bleibenden Frist abmachen zu können. Metternich, der nicht die Möglichkeit des Friedens auf das Spiel setzen wollte, bot die Hand zu Napoleon's

Wunsch, obgleich es ihm nicht entgehen konnte, daß, wenn dieser es ernstlich und aufrichtig gemeint hätte, es möglich gewesen wäre, die wesentlichsten Bedingungen zu einer Uebereinkunft innerhalb vierundzwanzig Stunden festzusetzen. Indessen kam eine Verzögerung des Ausbruches der Feindseligkeiten auch Oesterreich bei seinen Vorbereitungen zu statten. Der Waffenstillstand wurde demnach um zwanzig Tage, vom 26. Julius bis zum 16. August, die sechs Tage der Kündigung eingerechnet, verlängert.

Der Kongreß in Prag, dessen Eröffnung auf den 12. Julius bestimmt war, aber verzögert wurde, konnte nicht zu dem vorgesetzten Ziele führen. Mit Ausnahme Oesterreichs wünschte keine der betheiligten Mächte, daß es damals zu einer Aussöhnung käme. Napoleon wollte erst wieder Schlachten gewinnen, und dann einen Frieden nach seinem Sinne vorschreiben. Er hielt seine Rüstungen für hinreichend, um viel größere Siege als bei Groß-Görschen und Bautzen davon tragen zu können. Preußen und Rußland waren durch einen Subsidienvertrag an England gebunden. Sie hatten in der am 14. und 15. Junius in Reichenbach abgeschlossenen Konvention, auf das Jahr 1813, ersteres für 80,000 Mann 666,000 Pfd. Sterl. — letzteres für 160,000 Mann 1,133,334 Pfd. Sterl. — zugesichert erhalten, und sich dagegen anheischig gemacht, ohne Zustimmung des brittischen Kabinets keinen Frieden mit Frankreich einzugehen. Die Verhandlungen in Prag hätten im glücklichsten Falle deshalb immer nur Präliminarien sein können. Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. glaubten nicht an die Dauer eines Friedens mit Napoleon, auch wenn man sich für den Augenblick über einen solchen einigen sollte. Sie fühlten, daß Bedingungen, wie sie nach zwei von ihm gewonnenen Schlachten gestellt werden konnten, seine Macht nicht wesentlich schwächen, und ihn bald wieder zu neuen Unternehmungen anfeuern würden. Auch sie verließen sich, wie ihr Gegner, auf die von ihnen getroffenen Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges.

Am 9. Julius waren der Kaiser Alexander, der König Friedrich Wilhelm und der Kronprinz von Schweden zur Feststellung eines allgemeinen Kriegsplanes zu Trachenberg in Schlesien zusammengekommen. Obgleich der ehemalige Marschall Bernadotte nicht zu den ersten französischen Generalen gehört hatte, so war er doch der, welcher unter den fürstlichen Personen, die an diesem Kampfe Theil nahmen, die meiste militairische Erfahrung besaß. Daß er ein entschiedener Gegner Napoleon's war, und schon früher nie gut zu ihm gestanden hatte, mochte ebenfalls in Betracht kommen, um ein besonderes Vertrauen zu ihm einzu-

flößen. Auch würden die einzelnen Generale der Verbündeten sich schwerlich sobald über einen Kriegsplan geeinigt haben. Ein solcher wurde deshalb dem Kronprinzen von Schweden, mit Zuziehung eines höheren russischen, preußischen und schwedischen Officiers übertragen, und am 12. Julius von den beiden Monarchen genehmigt. Wie viel Bernadotte davon unmittelbar angehört, und wie viel er dem Rathe seiner Mitarbeiter verdankt, ist nie genau ermittelt worden. Im Wesentlichen ist an ihm bis zur Schlacht von Leipzig festgehalten worden. Uebrigens war Bernadotte, seiner Natur nach, mehr zu militairischer Theorie als Praxis geeignet, und seine Kenntniß des Kriegswesens ist, ungeachtet der halben und matten Ausführung, welche man ihm in diesem wie in früheren Feldzügen vorgeworfen hat, selbst von seinen Gegnern nie in Zweifel gezogen worden.

Eine Schwierigkeit, die zu den schon vorhandenen auf dem Kongreß in Prag hinzutrat, waren die für die Franzosen ungünstigen Nachrichten aus Spanien, welche kurz vor dessen Eröffnung eingetroffen waren. Dieses Land war für Napoleon so gut wie verloren. Es fehlte ihm jetzt der Preis, welchen er England bei einem allgemeinen Frieden bisher anbieten wollte. Denn ein Aufgeben Spaniens hätte nicht mehr für ein Zugeständniß gelten können, und es war eine Frage, ob das englische Kabinet nicht anderweitige Forderungen stellen würde. Dessen ungeachtet wäre es Napoleon immer noch möglich gewesen, mit Oesterreichs Hülfe, das nur im äußersten Nothfall mit ihm brechen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu erlangen. Er wollte es aber nicht, sondern dachte wieder Alles auf den Wurf der Schlachten zu setzen.

Preußen hatte Wilhelm von Humboldt, Rußland einen französischen Ausgewanderten aus dem Elsaß, den Baron von Anstett, zur Führung der Unterhandlungen nach Prag gesandt. Beide langten daselbst am 11. Julius an, ohne die französischen Bevollmächtigten zu finden, ohne auch nur etwas Bestimmtes über die Zeit ihres Eintreffens in Erfahrung bringen zu können. Dies brachte gleich anfänglich einen üblen Eindruck hervor. Von französischer Seite waren der Graf von Narbonne und Caulincourt, Herzog von Vicenza, beim Kongreß beglaubigt worden. Narbonne langte einige Tage nachher an, wollte aber, bevor er sich auf Etwas einließ, seinen Kollegen Caulincourt abwarten, der erst am 28. Julius eintraf. Napoleon hatte diese Verzögerung absichtlich herbeigeführt. Um seine Gleichgültigkeit gegen die Verhandlungen zu zeigen, und es schwer zu machen, sich in vorkommenden Fällen alsbald an ihn zu wenden, war er zu einer Zusammenkunft mit der Kaiserin, seiner Ge=

mahlin, nach Mainz abgegangen, wo er bis zum Anfang August's verweilte. Napoleon hatte seine eigenen Bevollmächtigten getäuscht, indem er ihnen die Versicherung gab, den Frieden ernstlich zu wollen, während er doch nur an Fortsetzung des Krieges dachte. Caulincourt, der gleich nach dem Rückzuge aus Rußland angefangen hatte, Napoleon die Nothwendigkeit einer Aussöhnung mit Europa vorzustellen, fuhr jetzt darin fort, und richtete an ihn die weisesten und eindringlichsten Vorstellungen, welche aber unbeachtet blieben.

Napoleon war zur Nachgiebigkeit in die übrigen Forderungen Oesterreichs geneigt, weigerte sich aber, das Protektorat über den Rheinbund, und den Besitz der Hansestädte fahren zu lassen. Oesterreich legte endlich sein Ultimatum vor, das in Folgendem bestand: Auflösung des Herzogthums Warschau, und Theilung desselben zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen. Danzig kommt an Preußen. — Wiederherstellung Preußens mit einer Elbgränze. — Abtretung der illyrischen Provinzen an Oesterreich. — Gewähr, daß der durch den Frieden begründete Zustand aller Mächte nur durch gemeinsame Uebereinkunft geändert werden könne. Metternich erklärte noch einmal, daß, wenn am 10. August um Mitternacht diese Bedingungen von Frankreich nicht angenommen wären, Oesterreich sich auf Seite der Verbündeten schlagen werde. — Nichts beweist mehr als dieses für Napoleon, unter den vorhandenen Umständen, so äußerst günstige Ultimatum, die Abneigung des Kaisers Franz und seines Ministers, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen. Napoleon antwortete hierauf, als wäre er von geistiger Blindheit geschlagen, mit der Forderung, daß Danzig eine freie Stadt bleiben, daß der Rheinbund bis zur Oder*) ausgedehnt, und Triest von der Abtretung der illyrischen Provinzen ausgenommen werden solle. Er ließ die ihm gesetzte Frist unbenutzt verstreichen, und brachte die Nacht vom 9. zum 10. August, anstatt seine Zustimmung zu dem Ultimatum zu geben, mit Durchsicht des Verzeichnisses über die Zahl und Stellung seiner Truppen zu. Er berauschte sich mit der

---

*) Der kaum glaubliche Plan Napoleon's war, daß Preußen das Herzogthum Warschau, ganz oder wenigstens größtentheils mit der Stadt dieses Namens, erhalten, aber das Land bis zur Oder, die Mark Brandenburg, die Wiege der Monarchie, an Sachsen abtreten solle. Sachsen wäre in diesem Falle gewissermaßen Preußen, und der König von Preußen, über die Slaven im Herzogthum Warschau, Ost- und Westpreußen und Oberschlesien herrschend, ein mehr polnischer als deutscher Fürst geworden. Es steht dies wie ein Fiebertraum aus, an dessen Vorhandensein in Napoleon's Gehirn jedoch nicht gezweifelt werden kann.

Hoffnung, an Oesterreich, welches er, anstatt demselben für seine Mäßigung dankbar zu sein, des Abfalles und Verrathes anklagte, bald auf dem Schlachtfelde Rache nehmen zu können.

Nachdem Metternich den 10. August vergeblich auf einen Eilboten von Dresden mit der Annahme des Ultimatums gewartet hatte, ward von ihm am Abend das Bündniß mit Rußland und Preußen unterzeichnet. Am anderen Tage theilte er den französischen Bevollmächtigten diesen Entschluß mit, und erklärte den Kongreß für aufgelöst. Narbonne verließ Prag, Caulincoart blieb noch daselbst zurück, und hoffte, obwohl vergeblich, von Napoleon mit Vollmachten zu neuen Unterhandlungen versehen zu werden. Ein zu spät angestellter Versuch der Art ward vom Kaiser Alexander zurückgewiesen. Caulincourt begab sich ebenfalls nach Dresden zurück, wo er Napoleon seine Unzufriedenheit, zu einer so fruchtlosen Verhandlung verwandt worden zu sein, nicht verbarg. Der Kaiser, jetzt mehr als je von Siegeszuversicht erfüllt, tröstete ihn, indem er ihm seine baldige und bessere Gelegenheit zur Ausübung seiner diplomatischen Talente versprach.

Napoleon's stolze Absicht, seinen in Rußland etwas verdunkelten Ruhm wiederherzustellen, mag den meisten Antheil an seiner Gleichgültigkeit gegen die Unterhandlungen in Prag gehabt haben. Wenn er um jeden Preis Monarch und Stifter einer Dynastie bleiben wollte, wie 1815 aus seiner Neigung, den pariser Frieden anzuerkennen, und sich auf die Gränzen des alten Frankreichs zu beschränken, geschlossen werden kann, so hätte er auf die ihm von Metternich vorgeschlagenen Bedingungen eingehen sollen. Wahrscheinlich glaubte er aber nicht an eine aufrichtige Zustimmung Rußlands, Preußens und besonders Englands zu den von dem österreichischen Kabinet aufgestellten Grundsätzen. Er besorgte, daß, wenn er sich in Prag zu einem Eingehen auf Oesterreichs Vorschläge willig finden ließ, die übrigen Mächte bei den näheren Auseinandersetzungen Schwierigkeiten erheben, und weitere Forderungen an ihn stellen würden, die sehr leicht zu einer Erneuerung des Kampfes führen konnten. Es war moralisch fast unmöglich, daß seine Gegner ihn auf die Dauer in dem ruhigen Besitz alles Dessen gelassen haben würden, was ihm in dem österreichischen Ultimatum zugestanden war. Selbst wenn es die Regierungen gewollt hätten, die gegen Frankreich erregten Volksgeister würden sich nicht dabei beruhigt haben. Auch mochte Napoleon überzeugt sein, daß er mit verminderter Größe nicht lange im Stande sein werde, über eine Nation, wie die Franzosen, zu regieren Für den Augenblick würde der Friede allen Klassen gefallen haben, nach

einiger Zeit aber in der öffentlichen Meinung eine entgegengesetzte Strömung, seinen Thron bedrohend, hervorgebrochen sein. Was hätte er, wenn er sich zum Frieden bequemte, mit seiner ungeheueren Armee anfangen, wie sie beschäftigen, ernähren, zufrieden stellen sollen?

Die ewigen und unwandelbaren Gesetze der sittlichen Welt richten sich nicht nach der besonderen Natur der Individuen, selbst nicht der höchsten, es muß deshalb das Verhalten des großen Feldherrn nach denselben Regeln wie das anderer Sterblichen beurtheilt werden. Indessen kann ein friedliebender Napoleon nicht wohl gedacht werden. Er war durch sein inneres Wesen und die äußeren Umstände auf die Bahn der Eroberung gewiesen worden, und würde, wenn er sie verlassen hätte, wahrscheinlich zuletzt ebenfalls um Alles gekommen sein. Wenn die Furcht der fremden Mächte vor ihm aufhörte, so würde auch seine Herrschaft über Frankreich nicht lange bestanden haben. Der Geist der politischen Freiheit, welcher sich während der hundert Tage so mächtig gegen ihn regte, würde dann schon 1813 hervorgebrochen sein. Napoleon war nur durch seine Siege über das Ausland Konsul und Kaiser geworden, und würde sich ohne dieselben nicht gehalten haben. Wenn er, was bezweifelt werden kann, sich auch wirklich in die Stellung eines konstitutionellen Fürsten hätte finden wollen, so würde es ihm doch nicht möglich gewesen sein, sich von Anderen dafür ansehen zu lassen. Er würde dann gegen das parlamentarische System einen ähnlichen Kampf wie die Restauration, und, ungeachtet seines Genie's, vielleicht mit nicht besserem Erfolge, zu führen gehabt haben. Auch würden die Bourbonen, deren Stimme unter dem Schlachtengewühl verklang, mitten im Frieden, in Frankreich ein Echo gefunden haben, und von der Opposition, wie später mit dem Bonapartismus geschah, ausgebeutet worden sein. Auch kann Niemand, je innerlich größer und äußerlich mächtiger er ist, um so weniger, aus seiner Natur, ohne Gefahr, sich dem Untergange auszusetzen, herausgehen. Napoleon selbst hat später gestanden, daß ein 1813 oder 1814 geschlossener Friede ihm nur dazu gedient haben würde, die Mittel zu einem neuen Kriege vorzubereiten, um die erfahrenen Niederlagen zu rächen, und Frankreich die verlorene Größe wieder zu geben. Er hielt es deshalb mit der von ihm übernommenen Rolle für übereinstimmender, die Entscheidung über sein Geschick nicht zu unterbrechen, und Das bald zu vollbringen, was er nach einiger Zeit jedenfalls zu unternehmen, von seinem Charakter und seiner Stellung genöthigt gewesen wäre. Er hätte sich nicht aus einem Eroberer in einen patriarchalischen Monarchen, ein Verhältniß, das in Frankreich nie stattgefunden hat, selbst nicht in ein parlamentarisches

Staatsoberhaupt, wo er vielleicht sein Waterloo in den Parteikämpfen gefunden haben würde, verwandeln können. Wie wäre es ihm, der bisher, durch immerwährende kriegerische Unternehmungen, Europa und Frankreich in Spannung und Athem erhalten hatte, möglich gewesen, den Zauber seines Namens und seiner Person in einem im Vergleiche zur Vergangenheit thatenlosen Dasein zu erhalten? Es würden sich alsbald die Revolution und die Legitimität gegen ihn erklärt haben. Denn beiden war er im höchsten Grade anstößig geworden. Es ist deshalb natürlich, so sehr es auch vom sittlichen Standpunkte aus getadelt werden kann, daß er auf dem eingeschlagenen Wege verblieb, und sein Schicksal sich erfüllen ließ. Die Völker mußten für die von ihm begangenen Verletzungen ihrer Unabhängigkeit und ihrer Rechte, dadurch, daß er Alles verlor und sich selbst überlebte, gerächt werden. Aber auch nur ihn selbst in Betracht gezogen, so hätte ein ruhiger Ausgang einen Widerspruch mit seinem Wesen enthalten. Ein aus so tiefen Quellen entsprungenes, und von Stürmen unaufhörlich erschüttertes Dasein, wie das Napoleon's, konnte sich nicht, wie ein träger Bach, im Sande verlieren, sondern mußte, wie ein reißender Strom, von Fall zu Fall, sich in das Grab des Oceans stürzen.

Von Napoleon war der Waffenstillstand mit unermüdlicher Thätigkeit benutzt, und sein Heer um 150,000 Mann vermehrt worden. Murat war auf seinen Wunsch bei ihm, obwohl ohne Hülfstruppen, aus Neapel angekommen (14. August), und wieder an die Spitze der Reservereiterei gestellt worden. Der Kaiser hatte in Deutschland, Italien, den Elbe-, Oder- und Weichselfestungen ungefähr 550,000 Mann stehen, von denen er aber nur einen Theil unmittelbar gegen die Verbündeten verwenden konnte. Diese besaßen an Truppen in Oesterreich, Preußen, dem Herzogthum Warschau, die Reserven und Festungsbesatzungen eingerechnet, über 800,000 Mann. Die Macht, welche Napoleon in seiner Hand hatte, um sie der Koalition entgegenzustellen, betrug höchstens 280,000 Mann mit 40,000 Reitern und 1200 Kanonen, während sie gegen ihn 490,000 Mann, unter welchen sich, die Kosaken eingerechnet, 100,000 Reiter mit 1500 Stück Geschütz befanden, vereinigen konnte. Napoleon hatte einen solchen Anwuchs der feindlichen Streitkräfte nicht erwartet. Während er ein großes Heer in Spanien lassen mußte, und auf keine Verstärkungen aus Frankreich rechnen konnte, stand seinen Feinden, bei der Begeisterung Preußens, den materiellen Hülfsmitteln Rußlands und Oesterreichs, ein fast unerschöpflicher Ersatz für die durch die Kämpfe entstandenen Lücken zu Gebot. Nach dem zwischen Oesterreich, Rußland, Preußen und England am 9. September in Töplitz abgeschlossenen

Bündnisse war so leicht an keine Sprengung der Koalition zu denken. Dagegen konnte der Verlust einer einzigen großen Schlacht den französischen Kaiser um alle seine Bundesgenossen bringen.

Napoleon beherrschte den Lauf der Elbe vom Königsstein bis Hamburg, und hatte sie zur Basis seiner militairischen Operationen gemacht. Von dort dachte er den Krieg nach der Oder und Weichsel zu spielen. Da die Feindseligkeiten den 16. August beginnen sollten, so hatte er die Feier seines Geburtstages, die diesmal einen freudelosen Charakter an sich trug, vom 15. auf den 10. verlegt. Dresden war unter Napoleon's Leitung stark befestigt worden, und zum Mittelpunkt seiner Bewegungen bestimmt. Es war für ihn gewissermaßen ein großes verschanztes Lager, aus welchem er hervorbrechen, und in welches er sich zurückziehen konnte. Gouvion St. Cyr stand mit 30,000 Mann auf dem linken Elbufer, um die aus Böhmen nach Sachsen führenden Pässe, durch welche der Feind hervorbrechen konnte, zu überwachen. Dasselbe sollte Vandamme (30,000 Mann) auf dem rechten Ufer der Elbe thun. Victor und Poniatowski (30,000 Mann) deckten Zittau. Ney, Macdonald, Marmont, Lauriston (100,000 Mann) befanden sich auf der durch den Waffenstillstand gezogenen Gränze, an dem Bober und der Katzbach, gegen die von Schlesien kommenden Russen und Preußen bestimmt. In der Nähe von Bautzen war die kaiserliche Garde (48,000 Mann), mit den drei Reserve-Kavallerie-Korps unter Latour-Maubourg, Sebastiani und Kellermann (24,000 Reiter), zusammengezogen. Links davon standen Oudinot, Bertrand, Reynier mit 70,000 Mann, um den von Norden heranziehenden Feind aufzuhalten. Der übrige Theil der Napoleonischen Streitkräfte machte die Besatzung von Dresden aus. Napoleon hatte alle möglichen Fälle eines Angriffes berechnet, und nichts außer Acht gelassen. Das Einzige, was die Kriegskundigen an seinem Plane ausgesetzt haben, war die zu weite Auseinanderlegung der Korps unter Ney und Oudinot, und ihre Entfernung von Dresden, wodurch es dem Kaiser schwer gemacht wurde, seinen Unterfeldherren im Nothfalle zu Hülfe zu kommen. Vor dem Rückzuge aus Rußland würde er dies vermieden haben. Jetzt war er aber, um das Verlorene wieder zu gewinnen, Alles zu wagen geneigt.

Die Hauptmacht der Verbündeten stand, 236,000 Mann stark (160,000 Oesterreicher, 58,000 Russen unter Barclay de Tolly und Wittgenstein, 48,000 Preußen unter Kleist), in Böhmen, am Fuße der Gebirge, welche dieses Land von Sachsen trennen. Aus Rücksicht gegen Oesterreich war der Oberbefehl dem Fürsten Schwarzenberg, früher

einem erklärten Bewunderer und jetzt eben so entschiedenen Gegner Napoleon's, übertragen worden. Diese Stellung hätte von Rechtswegen dem berühmtesten aller deutschen Feldherren, dem Erzherzoge Karl, gebührt. Die Eifersucht des Kaisers Franz auf seinen begabten Bruder, auf welche Metternich einging, hielt den Prinzen fern. Blücher, York, Kleist waren, wie die Folgezeit bewiesen, ebenfalls größere Generale als Schwarzenberg, aber Oesterreichs politischer Einfluß gab anfänglich auch bei den militairischen Dispositionen den Ausschlag. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren bei der Hauptarmee anwesend. Bei Alexander I. hatte sich Moreau eingestellt, der, auf die Nachricht von der Katastrophe in Rußland, nach Europa zurückgekehrt, zuerst in Stockholm gelandet, und dann nach Deutschland gekommen war. Er war von einem durch die lange Verbannung noch vermehrten Hasse gegen Napoleon erfüllt, und glaubte, indem er die Verbündeten mit seinem Rathe unterstützte, nur gegen den Zwingherrn seines Vaterlandes, aber nicht gegen dieses selbst zu dienen, eine Unterscheidung, die aber von der Nachwelt nicht bestätigt worden ist. Denn da, wo ein französisches Heer mit dem von der Nation anerkannten Oberhaupte stand, war auch Frankreich vorhanden. — In Schlesien hatte Blücher 100,000 Mann unter sich, die von York, Langeron und Sacken geführt wurden. — Die vom Kronprinzen von Schweden befehligte Nordarmee war am Buntesten zusammengesetzt. Sie bestand, 153,000 Mann stark, aus Schweden, Preußen, Russen, Hannoveranern, Hanseaten, Mecklenburgern. Unter Bernadotte standen: Bülow, Tauenzien, Winzingerode, Woronzof und Wallmoden. — Dem in Trachenberg angenommenen Plane gemäß, sollten diese drei großen Heere Napoleon von verschiedenen Seiten her beschäftigen, dem Stoße seiner Hauptmacht möglichst ausweichen, einzelnen Theilen derselben Trotz bieten, und, wenn er so allmälig geschwächt sein würde, sich gegen ihn vereinigen.

Der erste Beginn des Feldzuges fiel nicht glücklich für die Franzosen aus. Oudinot, Herzog von Reggio, bekam von Napoleon den Befehl, auf Berlin zu ziehen. Davoust sollte von Hamburg, Girard von Magdeburg ausrücken, sich mit Oudinot vereinigen, Stettin entsetzen, und sich dann nach der Weichsel hin wenden. Unter Oudinot standen: Bertrand, Reynier, Arrighi, Herzog von Padua, mit 75,000 Mann. Die Preußen zogen sich bis auf wenige Meilen von Berlin zurück. Bei dem Dorfe Groß-Beeren kam es am 23. August zu einer Schlacht. Tauenzien und Bülow kämpften mit erfolgreicher Eintracht, während Bertrand und Reynier, aus Eifersucht, von Oudinot nicht zur rechten Zeit unter-

stützt wurden. Die märkische Landwehr legte an diesem Tage große Ehre ein. Mit einem Verlust von 4—5000 Mann, unter ihnen 2000 Gefangene, mußte Oudinot sich nach Wittenberg zurückziehen. Berlin war gerettet. — Unterdessen hatte Girard mit 12,000 Mann Magdeburg verlassen, wurde aber am 27. August bei Hagelsberg von dem preußischen General Hirschfeld, welchem ein Korps Russen unter Tschernitschef und Benkendorf beigegeben worden, gänzlich geschlagen und auseinander gesprengt. Auch in diesem Gefecht empfanden die Franzosen die Kraft der neu errichteten Landwehr. — Davoust war schon am 17. August von Hamburg aufgebrochen, ging aber mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Langsamkeit zu Werke. Am 24. August kam er in Schwerin an, von wo aus er Wismar durch Loison besetzen ließ, aber nichts weiter unternahm*). Der russische General Tettenborn hielt den sonst so gefürchteten Marschall, von welchem ihm eine größere Streitmacht, als wirklich der Fall war, beigelegt wurde, eine Zeit lang in Schach. Davoust hatte es versäumt, sich zur rechten Zeit mit Oudinot oder Girard zu vereinigen, und blieb unthätig stehen, bis er sich am 2. September hinter die Stecknitz zurückzog. Auf diese Art ward Napoleon's Plan, von der Niederelbe her einen Druck auf die Verbündeten auszuüben, vereitelt. Dies Fehlschlagen ist für die Armeen unter Schwarzenberg und Blücher von großem Vortheil gewesen. Napoleon fand bei seinen Unterfeldherren nicht mehr dieselbe nachdrückliche Unterstützung wie früher. Es kamen Augenblicke, wo auch die kräftigsten unter ihnen erschöpft zu sein schienen. Er hatte sie zu lange und zu unausgesetzt angestrengt.

Napoleon hatte sich vorgesetzt, die Heere der Verbündeten einzeln anzugreifen und zu schlagen, die einzige Möglichkeit für ihn, sich ihrer massenhaften Ueberlegenheit zu erwehren. Er beschloß, sich zuerst gegen Blücher zu wenden, von dem Ney überrascht, und nach dem Bober zurückgedrängt worden war. Napoleon, der am 24. August in Löwenberg erschien und sich dort mit seinem Marschall vereinigte, zwang die schlesische Armee, sich nach der Katzbach zurückzuziehen. Er vernahm aber zu gleicher Zeit, daß die Hauptmacht der Verbündeten aus den Engpässen des Erzgebirges herausgebrochen war, und sich Dresden näherte. Er wandte sich in Eilmärschen nach der Elbe zurück, indem er den Marschall

*) In einem der kleinen Vorpostengefechte zwischen den Franzosen und den Verbündeten fiel an der Straße von Gadebusch nach Schwerin der Tyrtäus jener Zeit, Theodor Körner, am Tage der Schlachten bei Dresden und an der Katzbach (26. August), und bestätigte durch seinen Tod die Gesinnung, die er in seinen Liedern ausgesprochen hatte.

Ney mit sich nahm, und dem Marschall Macdonald den Oberbefehl über die gegen Blücher bestimmten Truppen übergab.

Mit Macdonald waren die ausgezeichneten Divisionsgenerale Souham, Lauriston, Gerard, Maison, Delmas, Sebastiani, Excelmans, Bourdesoult. Seine Armee war 75,000 Mann starb. Die Katzbach trennte sie vom Feinde. Am 24. August fiel der Regen in Strömen herab. Alle Flüsse traten aus. Blücher merkte aus gewissen Anzeichen, daß Napoleon nicht mehr bei dem Heere anwesend sei, und beschloß, den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Am 26. August überschritt Macdonald die Katzbach, ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen einen bevorstehenden Angriff zu brauchen. Um 3 Uhr Nachmittags warf sich Blücher, als die Divisionen Souham, Lauriston und die Reiterei Sebastiani's noch jenseits des Flusses waren, auf den Ueberrest des französischen Heeres, welches dem ungestümen Andrange nicht gewachsen war. Die Franzosen befanden sich, überrascht und von ihrer Reiterei nicht gedeckt, sehr bald im Nachtheil. Ihre Infanterie konnte, bei dem unaufhörlichen Regen, von ihren Gewehren keinen Gebrauch machen, und die überlegene preußische und russische Reiterei fügte ihr großen Schaden zu. Der Rückzug, welchen Macdonald nach mehrstündigem Gefecht antreten mußte, wurde seiner Armee noch gefährlicher als der Kampf selbst. Geschütz und Gepäck konnten auf den grundlosen Wegen nicht fortgebracht werden. Die meisten Brücken waren fortgerissen worden. Die nachsetzende Reiterei nahm die Flüchtigen schaarenweise gefangen. Die Division Puthod ward ganz aufgerieben. Am 31. August ging Blücher über den Queis, und Schlesien war vom Feinde befreit. Macdonald hatte an Todten, besonders viele Ertrunkene, Verwundeten und Gefangenen über 30,000 Mann mit 105 Kanonen verloren. Die Schlacht an der Katzbach war die erste große That Blücher's, dessen Name bald in ganz Europa wiederklang.

Napoleon hatte, im Vertrauen darauf, daß Gouvion St. Cyr im Stande sein werde, die sächsische Hauptstadt eine Zeit lang gegen einen Angriff der großen oder böhmischen Armee, wie die unter Schwarzenberg's Oberbefehl vereinigten Korps genannt wurden, zu vertheidigen, den kühnen Plan entworfen, mit seiner Hauptmacht, 140,000 Mann, die Elbe bis zum Königsstein hinauf zu ziehen, daselbst überzusetzen, den Verbündeten in den Rücken zu fallen, dieselben nach Dresden zu drängen und zwischen zwei Feuer zu bringen. Er würde ihnen in diesem Falle wahrscheinlich eine große Niederlage beigebracht haben. Es hätte zur Ausführung dieses Manövers nur einiger Tage bedurft. Aber der Marschall Gouvion St. Cyr erklärte, Dresden gegen einen in dieser

Zwischenzeit von 150,000 Oesterreichern, Preußen und Russen unternommenen Angriff nicht halten zu können. Der nach der sächsischen Hauptstadt zu eigener Kenntnißnahme abgesandte Adjutant des Kaisers, Gourgaud, bestätigte bei seiner Rückkehr des Marschalls Besorgnisse, und Napoleon entsagte seiner Ansicht. Er ließ nur Vandamme mit 30,000 Mann zur Ueberschreitung der Elbe bei Stolpe zurück, und eilte nach Dresden, wo er am 26. August Morgens um 10 Uhr eintraf. Das Heer der Verbündeten bildete einen meilenlangen Halbbogen, von der Elbe oberhalb Dresdens bis auf die Straße nach Freiberg hin. Schwarzenberg verschob, Verstärkungen erwartend, den Angriff bis um 4 Uhr Nachmittags. Seine Truppen trugen anfänglich Erfolge davon, und nahmen mehre Schanzen ein. Eine Abtheilung drang sogar bis in die pirnaische Vorstadt vor. Da brachen die französischen Heerhaufen aus allen Thoren hervor, und nahmen den Verbündeten nach einem heißen Kampfe die errungenen Vortheile wieder ab. Napoleon hatte sich an diesem Tage, wie bei Groß-Görschen, den größten persönlichen Gefahren ausgesetzt, und durch seine Gegenwart die Truppen auf allen Punkten begeistert. Am Abend speiste er mit seinen Generalen bei dem Könige von Sachsen, kündigte für den folgenden Tag eine große Schlacht an, war ungewöhnlich heiter, und flößte dem sächsischen Hofe, welcher sehr erschreckt gewesen, dieselbe Stimmung ein. Am 27. August begann der Kampf schon um 8 Uhr Morgens. Napoleon hielt das Centrum des Feindes durch eine starke Kanonade fest, und richtete den Hauptangriff auf die beiden Flügel. Der Kaiser leitete selbst eine Zeit lang das Feuer auf die Höhen von Räcknitz, bei welcher Gelegenheit Moreau tödtlich verwundet wurde. Derselbe befand sich an der Seite des Kaisers Alexander, und machte denselben auf die Gefahr dieser Stellung aufmerksam, als ihm eine Kanonenkugel beide Beine zerschmetterte*). Allmälig gewannen die Franzosen die Oberhand. Alle französischen Korps wetteiferten miteinander in der Ausführung der ihnen gestellten Aufgabe, während es den Verbündeten an einer kräftigen Oberleitung fehlte. Den entscheidenden Schlag führte Murat mit der schweren Reiterei aus, welche den linken österreichischen Flügel so heftig bestürmte, daß er in Auflösung gerieth. Die Verbündeten suchten auf mehren Wegen Böhmen zu erreichen. Dieser Sieg Napoleon's war viel vollständiger als der bei Groß-Görschen und Bautzen. Die Verbündeten hatten

*) Er starb, nachdem er bei der Operation die größte Kaltblütigkeit gezeigt hatte, den 2. September zu Laun in Böhmen.

25—26,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, und einige vierzig Kanonen verloren. Die Einbuße der Franzosen überstieg nicht 10,000 Mann.

Napoleon dachte jetzt die Niederlage der böhmischen Armee durch Vandamme allein vollenden zu lassen. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, auf der töplitzer Straße in Böhmen einzudringen, und die Streitkräfte der Verbündeten, wenn sie aus den Gebirgsschluchten niedersteigen wollten, mit überlegener Macht anzugreifen, aus ihrer Unordnung Vortheil zu ziehen und sie zu vernichten. Dazu reichten aber 30,000 Mann nicht hin. Der Kaiser hatte zwar den Marschall Gouvion St. Cyr beauftragt, Vandamme über Dohna und Gießhübel nachzuziehen, um ihn nöthigenfalls zu unterstützen. Dieser Befehl ward aber am 29. August umgeändert, und der Marschall angewiesen, den Feind nicht auf der töplitzer Straße, sondern in der Richtung nach Maxen hin zu verfolgen. Das Nächste und Sicherste wäre gewesen, mit der Garde Vandamme den Rücken zu decken. Statt dessen beging Napoleon den Mißgriff, mit dem Kern seiner Truppen nach Dresden zurückzukehren, und Vandamme sich selbst zu überlassen. Wie mehrmals in dieser letzten Epoche seiner Thaten, artete auch diesmal seine Zuversicht in Verwegenheit aus. Er wollte Alles auf einmal ausgeführt sehen. Anstatt die Früchte des Sieges bei Dresden erst vollständig einzusammeln, drängte es ihn schon die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu schlagen, und Berlin in seiner Gewalt zu wissen.

Vandamme hatte, nach Napoleon's Befehl, sein Korps schon am 26. August auf das linke Elbufer übergeführt, und einige Vortheile über die dort aufgestellten Russen davon getragen, dieselben aber nicht kräftig genug verfolgt. Am 27. war er aus der Gegend von Pirna aufgebrochen, und auf der großen töplitzer Straße auf Peterswalde nach Böhmen hingezogen. In vollem Vertrauen, daß ihm Verstärkung nachfolge, trieb er den russischen General Ostermann-Tolstoi über die nollendorfer Höhe in das töplitzer Thal hinab, und kam in der Verfolgung desselben am 29. August bei Culm an. Dort leistete ihm aber Ostermann-Tolstoi einen so verzweifelten Widerstand, daß Vandamme am Abend vom Angriff abließ. Der König von Preußen, welcher sich in der Nähe des Kampfplatzes befand, schickte nach allen Richtungen Adjutanten, um Hülfe herbeizuziehen, ab. Ueber die Hälfte des russischen Korps war todt oder verwundet. Ostermann-Tolstoi hatte einen Arm verloren. Aber während der Nacht trafen zahlreiche Verstärkungen bei den Russen ein. Schwarzenberg ordnete für den folgenden Tag einen allgemeinen Angriff

auf Vandamme an. Kleist, mit seinen Preußen zur Mitwirkung aufgefordert, entschloß sich, auf dem Kamme des Gebirges nach Nollendorf zu ziehen, und den Franzosen in den Rücken zu fallen. Vandamme beharrte, ungeachtet er die Verstärkung des Feindes gewahr werden konnte, in blindem Vertrauen auf Unterstützung, in seiner Stellung, und versäumte es sogar, die Pässe in seinem Rücken zu besetzen. Am 30. August begann die Schlacht. Vandamme bewies jetzt, als er sich eingeschlossen und von der äußersten Gefahr bedroht sah, die Thatkraft und Besonnenheit, von welcher er, während seiner langen Kriegsführung, so viele Proben abgelegt hatte. Aber es war vergebens, daß er die nollendorfer Höhe zu erstürmen suchte, um einen Ausweg zu finden. Gerade von dort her wurde seine schon begonnene Niederlage durch Kleist vollendet. Nur seiner Reiterei unter Corbineau gelang es, sich, obwohl mit großem Verlust, mitten durch den Feind Bahn zu brechen. Vandamme mußte sich mit 10,000 Mann ergeben. Er war verwundet, und hatte, wie seine Truppen, mit ausgezeichnetem Muth gefochten. Fünftausend Franzosen lagen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Zwei Adler und einundachtzig Kanonen waren die Trophäen des Tages. Diese Vernichtung eines ganzen französischen Korps, und die Gefangennehmung eines durch seine Tapferkeit und Erfahrung bedeutenden Generals, wie Vandamme, erfüllte die Verbündeten mit neuen Hoffnungen. Für Napoleon war dies aber erst der Anfang in der verhängnißvollen Wendung seines Schicksals.

Napoleon hatte dem Verlangen nicht entsagen können, sich Berlins zu bemächtigen, Es schmeichelte ihm der Gedanke, die Stadt in seiner Gewalt zu haben, von welcher die Erhebung Preußens ausgegangen war, und deren Gesinnungen auf ganz Deutschland zurückwirkten. Zugleich wollte er die Nordarmee für sich unschädlich machen, und sich an dem Kronprinzen von Schweden rächen, der in seinen Augen gegen ihn ein Undankbarer und an Frankreich ein Verräther war. Den Oberbefehl über die zu diesem Unternehmen bestimmten Streitkräfte übertrug er dem Marschall Ney, Fürsten von der Moskwa, Herzoge von Elchingen, dem unter den höheren Generalen, dessen Thatkraft am Wenigsten gebrochen zu sein schien. Die Korps von Oudinot, Bertrand, Reynier, Arrighi und die polnische Division Dombrowski wurden zu Ney's Verfügung gestellt. An der Spitze der Verbündeten stand, dem Namen nach, der Kronprinz von Schweden, der aber, theils aus nicht ganz erloschenem Nationalgefühl, theils mit politischen Planen für die Zukunft beschäftigt, gegen die Franzosen nur matt und zögernd auftrat, und dem

patriotischen und militairischen Eifer seiner preußischen Unterbefehlshaber, so viel an ihm war, Hindernisse entgegensetzte.

Die bei Groß-Beeren geschlagene französische Armee war bis in die Nähe Wittenbergs zurückgewichen. Die siegenden Preußen hatten dieselbe langsam verfolgt, und sich staffelförmig von Zahna bis Treuenbriezen aufgestellt. Die Vorhut der Nordarmee befehligte Tauenzien, ihm zunächst stand Bülow, am Weitesten zurück befanden sich die Russen und Schweden. Ney, der am 4. September in Wittenberg angekommen, führte sein Heer, 65,000 Mann stark, dem Feinde entgegen, suchte durch große Thätigkeit und ermuthigende Anreden den Eindruck der Niederlage bei Groß-Beeren auszulöschen, und drängte Tauenzien nach lebhaftem Gefecht auf Jüterbock zurück. Am 6. September kam es bei Dennewitz zu einer Schlacht, durch welche Berlin von der Gefahr einer feindlichen Besetzung befreit wurde. Die Franzosen waren den Preußen, welche hier, wie so oft in diesem Kriege, das Hauptgewicht des Kampfes zu ertragen hatten, an Zahl bedeutend überlegen, und würden die Schlacht, wenn Ney dieselbe Einsicht wie so oft früher bewährt hätte, gewonnen haben. Der französische Oberbefehlshaber beschränkte aber seine Aufmerksamkeit zu ausschließend auf die Bewegungen eines einzigen Bestandtheiles seiner Macht, des Bertrand'schen Korps, das seinen rechten Flügel bildete, ließ sich persönlich auf einzelne Gefechte ein, und verlor den Zusammenhang des ganzen Kampfes aus dem Auge. Die von Ney in einem ungeeigneten Moment verfügte Abberufung des Oudinot'schen Korps aus der Stellung, wo es unentbehrlich war, zu einer anderen, wo es nichts ausrichten konnte, machte es Bülow möglich, den Franzosen in die Flanke zu fallen, was über den Ausgang des Tages entschied. Außerdem fand unter den französischen Befehlshabern in dieser Schlacht, wie überall, wo der Kaiser nicht persönlich gegenwärtig war, keine aufrichtige und kräftige Uebereinstimmung statt. Sie gönnten sich gegenseitig keine großen Erfolge, und sahen einander mit eifersüchtigen, wenigstens mit gleichgültigen Augen an. Als Reynier und Bertrand es mit Tauenzien zu thun hatten, zögerte Oudinot, ihnen zu Hülfe zu eilen. Die preußischen Generale, denn diesen gebührt die Ehre dieses Sieges ganz allein*), führten nicht nur die ihnen gewordenen Aufträge mit warmem Eifer

*) Unter den russischen und schwedischen Generalen hat sich an diesem Tage Niemand besonders bemerkbar gemacht. In das Gefecht sind bei Dennewitz, mit Ausnahme von zwei schwedischen und ein Paar russischen Batterien, 800 russischen Reitern und einer gleichen Anzahl russischer Jäger, lauter Preußen gekommen.

aus, sondern kamen einander auch freiwillig in ihren Bedrängnissen zu Hülfe. Die begeisterte Tapferkeit der preußischen Truppen, der Linie und Landwehr, hat aber das Meiste gethan. Manche Truppentheile hatten nicht weniger als ein Drittheil ihrer Mannschaft eingebüßt*). Im entscheidenden Augenblick verbreitete sich unter den Preußen die Nachricht von dem Siege an der Katzbach, was den Muth, ungeachtet der Hitze, des Durstes, der Ermüdung, bis zur vollständigen Niederlage des Feindes aufrecht erhielt. Die Trophäen dieses Tages waren: 14—15,000 Gefangene, 4 Adler, 80 Kanonen, 400 Munitions- und andere Wagen. Da die einzelnen französischen Korps, ungeachtet der mittelmäßigen Oberleitung, mit großem Muth gefochten hatten, so waren auch gegen 9000 Preußen gefallen. Ney zog sich mit den Ueberresten seines geschlagenen Heeres unter die Kanonen von Torgau, und dann auf das linke Elbufer zurück. Es vergingen aber mehre Wochen, bevor er seine Divisionen wieder schlagfertig gemacht hatte. Der Kronprinz von Schweden rückte so langsam vor, daß seine Absicht, den Franzosen so wenig Schaden als möglich zuzufügen, nicht verkannt werden konnte.

Die Niederlage eines so berühmten Marschalls, wie Ney, war noch mehr, wie die Vandamme's, geeignet, einen großen Eindruck hervorzubringen. Schon während des russischen Feldzuges, wo, bei den großen Streitmassen und der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes, Napoleon nicht überall persönlich zugegen sein konnte, hatten sich mehre früher ausgezeichnete Heerführer große Fehler oder Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, sie später aber unter den Augen des Kaisers wieder gut zu machen gewußt. Jetzt sollte Ersteres häufig werden, Letzteres aber seltener eintreten. Aus Dem, was bei Groß-Beeren, an der Katzbach, Kulm und Dennewitz geschehen, ging klar hervor, daß die Generale der Verbündeten nur den Kaiser selbst zu scheuen brauchten, mit seinen Unterfeldherren aber, selbst mit den ersten unter ihnen, sich mit Erfolg zu messen vermochten. Es mag wahr sein, daß die immerwährende Kriegsführung bei zu großer physischer und moralischer Anstrengung, manche Napoleonische Generale vor der Zeit altern ließ. Indessen war dies nicht der einzige Grund, weshalb sie ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen erschienen. Unter allen 1813 vorhandenen Marschällen Napoleon's hatte nur Massena früher selbstständig kommandirt, und in dieser Eigenschaft den entscheidenden Sieg bei Zürich über die Russen davongetragen.

---

*) So verlor z. B. das colberg'sche Regiment 26 Officiere und 763 Mann, das erste neumärk'sche Landwehrregiment 34 Officiere (die Hälfte) und 550 Mann.

Alle anderen Marschälle konnten nur für ausgezeichnete Korpsführer gelten, entbehrten aber des Talentes zum Entwerfen umfassender Pläne, und waren von eigentlicher schöpferischer Kraft entblößt. Die große Abhängigkeit, in welcher Napoleon Alles von sich hielt, hatte die Entwickelung ihres militairischen Genie's und selbst ihres persönlichen Charakters gehemmt, die von einer gewissen Unabhängigkeit in der Stellung unzertrennlich ist. Er hatte durch die Art, wie er jede Entscheidung an sich riß, Idee und Plan in allen Dingen sich allein vorbehielt, und Anderen nur die Ausführung übrig ließ, wie überhaupt sein Volk, so auch seine Umgebungen geistig etwas herabgebracht. Es haben sich unter ihm weder Staatsmänner noch Feldherren erster Klasse gebildet. Die, welche während seiner Regierung, im Guten wie im Uebeln, ihre innere Selbstständigkeit bewahrten, wie sein eigener Bruder Lucian, Carnot, Chateaubriand, Bernadotte, Talleyrand, Fouché ꝛc., gehörten entweder zu seinen Gegnern, oder waren schon vor ihm bedeutend gewesen. Es sind aus Napoleon's Schule keine Heerführer, wie die, welche unter der Republik glänzten, wie Dumouriez, Hoche, Pichegru, Moreau, Kleber und einige Andere, die zu derselben Zeit militairische und politische Zwecke verfolgten, und eigenen Ueberzeugungen folgten, hervorgegangen. Selbst die ersten unter seinen Generalen waren, von seiner Leitung verlassen, in Portugal und Spanien, vor Lord Wellington nicht bestanden, und Dasselbe sollte sich jetzt in Deutschland wiederholen. Diese Schattenseite in Napoleon's Walten war zur Zeit seines Glückes nicht bemerkt worden, ließ sich aber jetzt nicht mehr verkennen. Es traten in dieser wie in anderer Beziehung die Folgen des Druckes, den er, um die Geister zu fesseln, und desto unumschränkter zu herrschen, ausgeübt hatte, ihm zuletzt selbst verderblich, hervor.

Napoleon hatte, seit dem Aufhören des Waffenstillstandes, durch Schlachten, Gefechte, Krankheiten, Erschöpfung wenigstens 120,000 M. verloren, und dazu 200 Kanonen eingebüßt. Der Abgang bei den Verbündeten war, außerdem, daß sie zahlreicher waren, und ihn leichter ersetzen konnten, viel geringer. Der Kaiser schien eine Zeit lang über Das, was zu thun sei, unschlüssig zu sein, fühlte die Unhaltbarkeit seiner Stellung in Dresden, und konnte es nicht über sich gewinnen, sie freiwillig aufzugeben. Seine Thätigkeit und sein Entschluß, bis auf das Aeußerste zu kämpfen, schienen von den Schwierigkeiten seiner Lage noch mehr als sonst entflammt zu werden. Unaufhörlich war er mit neuen Angriffsplanen beschäftigt, zu deren Ausführung es jetzt aber häufig an den materiellen Mitteln zu fehlen anfing, und lauerte auf eine Gelegenheit, um

Schwarzenberg und Blücher zu schlagen. Zweimal zog er in dieser Absicht nach dem Erzgebirge, zweimal nach der Lausitz, fand aber die böhmische Armee in unangreifbaren Stellungen, und die schlesische wich, der in Trachenberg getroffenen Uebereinkunft gemäß, jedem Zusammentreffen aus. Die Absicht der Verbündeten war, ihn zu ermüden, zu schwächen, und dann, wenn dies erreicht sein würde, mit vereinter Macht über ihn herzufallen.

Unter solchen Umständen würde es für Napoleon von großem Vortheil gewesen sein, wenn Davoust von Norden her die Verbündeten bedroht und einen Theil ihrer Streitkräfte auf sich gezogen hätte. Aber auch Davoust war nicht mehr derselbe kühne, unermüdliche Degen wie früher. Anstatt alle, zu der Vertheidigung Hamburgs nicht ganz unentbehrlichen, Kräfte zusammenzuraffen, sich selbst an deren Spitze zu stellen, die Elbe hinaufzuziehen, und dem Kaiser Luft zu machen, schickte er eine einzige Division, 8000 Mann, unter dem General Pecheux in dieser Richtung aus, die von dem an Zahl sehr überlegenen Armeekorps des Generals Wallmoden an der Göhrde angegriffen, geschlagen (16. September), und, nach Verlust allen Geschützes, Gepäckes und vieler Gefangenen, nach Hamburg zurückgeworfen wurde. Davoust blieb von nun an unthätig in seiner festen Stellung an der Stecknitz stehen.

Die leichte Reiterei der Verbündeten streifte, während Napoleon in und um Dresden stehen blieb, ungestraft auf dem linken Elbufer umher. Der preußische Oberstlieutenant von der Marwitz überraschte am 25. September Braunschweig, und nahm die westphälische Besatzung gefangen, von welcher der größte Theil in den Dienst der Verbündeten trat. Tschernitscheff erschien vor Kassel, das am 28. September von Hieronymus verlassen wurde. Derselbe kehrte zwar nach dem Abzuge der Russen wieder dahin zurück, aber nur, um seinem Lande bald für immer den Rücken zu kehren. Auf der großen Straße zwischen Leipzig und Frankfurt beunruhigte der frühere sächsische, jetzt russische General von Thielemann, der österreichische Oberst Mannsdorff, der Kosakenhettman Platof die Franzosen auf ihrer Verbindungslinie, überfielen die vom Rhein her kommenden Ersatzmannschaften, nahmen Geld- und andere Transporte weg, und fügten Napoleon empfindlichen Schaden zu. Derselbe schickte endlich Lefebvre-Desnouettes mit einem ansehnlichen Kavalleriekorps zu ihrer Vertreibung ab. Dieser sonst ausgezeichnete Reitergeneral ward aber am 28. September bei Altenburg von Platof, Thielemann und Mannsdorff geschlagen, wandte sich nach Weißenfels, und vereinigte sich später mit dem von Würzburg herbeiziehenden Augereau.

Die Verbündeten hielten den Augenblick für geeignet, sich zur völligen Vereinigung ihrer Streitkräfte in Bewegung zu setzen. Die böhmische Armee brach am 27. September auf. In den ersten Tagen des Oktobers reichten ihre Vortruppen schon über Zwickau und Chemnitz hinaus. Blücher überschritt die Elbe bei Wartenburg. Bertrand, der daselbst mit 20,000 Mann eine feste Stellung genommen hatte, und sie vertheidigen wollte, wurde von York geschlagen (3. Oktober), und zum Rückzuge über die Mulde gezwungen. Am 4. und 5. Oktober ging auch die Nordarmee bei Roßlau und Aken auf das linke Elbufer über. Ney, der das Elbufer zwischen Torgau und Dessau vertheidigen sollte, zog sich nach Delitzsch zurück.

Napoleon entschloß sich jetzt, seine Stellung in Dresden aufzugeben, ließ aber daselbst eine Besatzung von 36,000 Mann unter Gouvion St. Cyr, welcher für den ersten französischen General im Vertheidigungskriege galt, zurück. Am 6. Oktober brach die Armee in der Richtung nach Wurzen auf. Napoleon folgte ihr am 7., und nahm den sächsischen Hof, der sich in seiner Hauptstadt nicht mehr sicher fühlte, mit. Murat war beauftragt, mit den Korps von Victor, Lauriston und Poniatowski der böhmischen Armee, bei ihrem Vorrücken aus dem Erzgebirge, Widerstand zu leisten. Napoleon zog mit der Hauptmacht nordwärts, um zwischen der Mulde und Elbe die Nord- und schlesische Armee zu einer Schlacht zu zwingen, oder auf das rechte Elbufer zurückzudrängen. Aber Bernadotte und Blücher nahmen weder eine Schlacht an, noch gingen sie über die Elbe zurück, sondern setzten sich hinter der Mulde und Saale fest.

Napoleon war seit der Schlacht von Dresden hin und her gezogen, und hatte bald diese, bald jene der feindlichen Armeen bedroht, ohne einen entscheidenden Schlag, durch den er alles Verlorene wiederzugewinnen dachte, ausführen zu können. Da faßte er den kühnen Entschluß, die Nord- und die schlesische Armee, welche auf seiner linken Flanke hinter der Mulde vereinigt standen, anzugreifen, um jeden Preis zu schlagen, und in der Richtung nach Berlin zu verfolgen. Er kannte die von der böhmischen Armee angefangene Bewegung, und wollte sie daran nicht hindern. Murat erhielt Befehl, sich vor ihr langsam zurückzuziehen, und nur Leipzig zu decken. Während dieser Zeit wollte er, nachdem der Kronprinz von Schweden und Blücher unschädlich gemacht worden, das rechte Elbufer hinaufziehen, bei Dresden auf das linke übergehen, die böhmische Armee, während sie in der Front von Murat bedroht wurde, im Rücken angreifen, und ihr eine große Niederlage beibringen. Er theilte diesen Plan nur seinen Vertrauten mit, bereitete aber Alles zu

seiner Ausführung vor, als er erfuhr, daß die drei stärksten Heertheile der Verbündeten, die böhmische, die Nord- und die schlesische Armee, die Richtung nach Leipzig eingeschlagen hätten, und Murat zu schwach sei, um ihre Verbindung zu hindern. Er begriff, daß sein Plan jetzt unausführbar geworden, und schlug mit seiner ganzen Macht ebenfalls den Weg nach Leipzig ein, um diesen Punkt vor den Verbündeten zu erreichen, und deren Vereinigung, wo möglich, zuvorzukommen.

Napoleon, der das Zögerungssystem des Kronprinzen von Schweden kannte, hatte eine Zeit lang geglaubt, daß derselbe sich von Blücher getrennt, und wieder auf das rechte Elbufer zurückgezogen habe, war aber seines Irrthums bald inne geworden. Er sah sich im Süden und Osten von der böhmischen, im Norden von der Nord- und der schlesischen Armee umgeben, und war in Gefahr, auch die Rückzugslinie nach Frankfurt am Main, wenn es Blücher gelang, sich mit Schwarzenberg zu vereinigen, zu verlieren. In Folge seiner vielen Verluste konnte er den Verbündeten, welche wenigstens 320,000 Mann stark waren, höchstens 190,000 Mann entgegensetzen. Er vernahm die Flucht seines Bruders aus Kassel, und besorgte den wahrscheinlichen Abfall Bayerns, von dessen Unterhandlungen mit Oesterreich er unterrichtet war, obgleich er den Vertrag von Ried noch nicht kannte. In dieser drangvollen Lage blieb sein Selbstvertrauen ungebrochen. Er war da, wo er in Person kommandirte, noch nie geschlagen worden, glaubte, daß es auch diesmal so sein werde, und hoffte, nach einem mit Aufbietung aller Kräfte errungenen Siege, die Verbündeten zu Unterhandlungen bereit zu finden.

Ungeachtet der Zuversicht, welche in Napoleon's starkem Charakter lag, konnte er sich zuweilen düsterer Ahnungen über die Zukunft nicht erwehren, deutete dieselben aber mehr nur an, als daß er sie klar zu erkennen gab. Er kam in dieser Zeit, so als wenn er sich schon überlebt hätte, und für sich ein Gegenstand der Betrachtung geworden wäre, mehr als sonst auf die Vergangenheit zurück, klagte jedoch bei den in ihr begangenen Fehlgriffen, deren Folgen er jetzt lebhaft zu fühlen anfing, nie sich selbst, sondern immer nur Andere an. Indessen war sein Betragen gegen seine militairischen Umgebungen, theils weil er ihres guten Willens jetzt mehr als je bedurfte, theils weil er sich in seinem Innern nicht von aller Schuld an der traurigen Lage, in welcher er sich befand, freisprechen konnte, schonender und milder geworden. Während er die größte Thätigkeit entwickelte, und sich das Aeußerste zumuthete, schien er an seine Unterfeldherren weniger hohe Anforderungen zu stellen, und äußerte sich

bei vorkommenden Gelegenheiten selten in der verletzenden und rauhen Weise, welche bei ihm früher so häufig gewesen war.

Napoleon hatte unter allen höheren Befehlshabern seiner Armee fast allein den vollen Gebrauch seiner Kraft bewahrt. Alle Anderen waren, mehr oder weniger, mißmuthig, unentschlossen oder hoffnungslos geworden. Es hatte sich dies nicht auf dem Schlachtfelde, wo die Tapferkeit, gewissermaßen zur anderen Natur geworden, immer dieselbe blieb, als in den Theilen der Kriegsführung gezeigt, wo es auf die moralische Stärke ankommt. Selbst Murat, Ney, Macdonald waren in dieser Beziehung nicht mehr dieselben wie früher. Nur bei Napoleon deutete nichts darauf hin, daß die Klarheit der Gedanken, der Reichthum der Erfindung, die Raschheit in der Ausführung im Geringsten gelitten habe. Es war gerade dieses Bewußtsein, noch ganz derselbe zu sein, was zu seinem Untergang beitrug, indem er dadurch zu immer neuen Unternehmungen getrieben, und veranlaßt wurde, die Stimme des Schicksals, welche ihn zur Unterwerfung unter die Gewalt der Umstände ermahnte, zu überhören. Der Gegensatz zwischen seinem ungebrochenen Wesen, und der Ermattung, welche er um sich her gewahr wurde, rief häufig sein Erstaunen hervor. Es fiel ihm aber bei seiner Selbstsucht nicht ein, daß der Grund dieser Erscheinung in den übertriebenen Zumuthungen lag, welche er an die geringere Kraft Anderer gemacht hatte.

Am Abend des 14. Oktober war der Kaiser mit einigen seiner ersten Generale, wie Murat, Berthier, Marmont und mehren Anderen, nach seiner Ankunft in Leipzig, in einer vertraulichen Unterhaltung begriffen, als Augereau, der eben Thielemann, welcher ihm den Weg nach Leipzig verlegen wollte, geschlagen hatte, hereintrat. „Ah, mein alter Augereau!" — sagte Napoleon im Tone eines freundschaftlichen Vorwurfes, „endlich sind Sie da! Sie haben lange auf sich warten lassen!" Nach einer Pause setzte er hinzu: „Sie sind nicht derselbe Augereau mehr wie bei Castiglione!"*) — „Sire! Ich werde der Augereau von Castiglione sein," antwortete der Marschall, „wenn Sie mir die Soldaten der Armee von Italien wiedergeben!" — Der Kaiser nahm diese Antwort nicht übel, obgleich er verstand, daß Augereau damit auf den ungeheueren Menschenverlust anspielte, den Napoleon's Kriegslust verursacht hatte. Denn seit der Schlacht bei Castiglione waren erst siebenzehn Jahre verflossen, aber nur noch in der alten Garde einige Ueberreste

*) Augereau hatte wegen des hohen Muthes, welchen er in dieser Schlacht (2. August 1796) bewies, den Herzogstitel erhalten.

von jenen tapferen Schaaren vorhanden. — Napoleon ließ sich dann über seine Brüder aus, die er nach seiner Meinung zu sehr begünstigt hatte. „Mein Schwiegervater, der Kaiser Franz," setzte er hinzu, „hat mich deshalb mehr wie einmal getadelt." — Plötzlich wandte er sich an Murat, und klagte denselben der Absicht, ihn bei vorkommender Gelegenheit zu verlassen, an. Murat sträubte sich wegen dieser Beschuldigung, und versicherte seine Treue. Aber Napoleon, der, wenn er nicht von Leidenschaft verblendet war, eben so viel Scharfblick als Thatkraft besaß, hatte seinen Schwager richtig errathen. „Es wäre besser für mich," sagte der Kaiser, „wenn ich Sie, wie Eugen, nur zum Vicekönig gemacht hätte. Dann würden Sie nicht in die Versuchung gerathen, mich aufzugeben, um sich selbst zu retten. So aber denken Sie vor Allem an Ihre eigene Krone!" — Abgesehen von der Ueberraschung, welche diese Aeußerungen unter den Anwesenden verursachten, so war ihnen auch der Ton der Milde neu, von welchem sie begleitet waren. Denn Napoleon hatte mehr das Ansehen, Das vorauszusagen, was kommen sollte, als Jemand daraus einen Vorwurf zu machen. Von dieser Zeit an war es nicht selten, daß er von seinen Angelegenheiten mit derselben Unbefangenheit wie von fremden Dingen sprach. Sei es, daß seine drangvolle Lage ihn zu Mittheilungen mehr als sonst aufforderte, und seinen Umgebungen zugänglicher machte, oder daß diese ahnten, daß es mit dem außerordentlichen Manne zu Ende zu gehen anfing, es ist Alles, was er damals sagte und that, mit mehr Aufmerksamkeit als zur Zeit seines Glückes beobachtet worden.

Das Schicksal Europa's sollte auf den Feldern von Leipzig entschieden werden. Die Franzosen hatten zuerst ihre Stellung daselbst genommen, aber von allen Seiten trafen Oesterreicher, Preußen, Russen, Schweden, wie nach einem Ziele im Wettlaufe, zusammen. Am 14. Oktober bestand Murat bei Liebertwolkwitz ein großartiges, aber unentschieden gebliebenes Reitergefecht. Napoleon besichtigte am 15. Oktober die Stellungen seiner Truppen, theilte Adler an die neugebildeten Regimenter aus, und feuerte die Soldaten zum bevorstehenden Kampfe an. Er schloß seine Anreden mehrmals mit den Worten: „Schlagt Euch tapfer! Denn auf der Spitze Eurer Bayonette tragt Ihr das Wohl und Wehe Eures Vaterlandes!" —

Am 16. Oktober begann der Kampf um 9 Uhr Morgens und dauerte bis zum Abend fort. Die Streitkräfte waren an diesem Tage auf beiden Seiten ziemlich gleich, 120.000 Mann, aber die Verbündeten, an Reiterei, wie gewöhnlich, stärker als die Franzosen. Napoleon hatte

seine Stellung im Dorfe Wachau genommen. Ein stürmischer Angriff Murat's an der Spitze von 8000 Reitern bedrohte das feindliche Centrum, wo sich Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. befanden, wurde aber von den Gardekosaken unter Orlow=Denisof aufgehalten, denen bald mehr russische und preußische Kavallerie zu Hülfe kam. Markkleeberg wurde von den Preußen mehrmals genommen und verloren, blieb aber am Abend in ihrem Besitz. Augereau und Poniatowski hielten bei Konnewitz und Lösnitz unerschütterlich Stand. Gegen Abend ward der österreichische General Meerveldt, nachdem er bei Dölitz über die Pleiße gesetzt war, von der Garde unter Curial überwältigt und mit seinem Korps gefangen genommen. Meerveldt, welcher Napoleon noch von Campo Formio her bekannt war, wurde in der Nacht zu ihm geführt, und mit einer Sendung an den Kaiser Franz beauftragt. Er sollte den Verbündeten in Napoleon's Namen Waffenstillstand anbieten, wogegen dieser die Abtretung der illyrischen Provinzen, die Auflösung des Rheinbundes, des Herzogthums Warschau und den Rückzug über den Rhein anbot. Ueber Holland und die Hansestädte werde beim allgemeinen Frieden unterhandelt werden. Meerveldt begab sich nach dem Hauptquartier der Verbündeten, aber Napoleon empfing keine Antwort auf seine Anträge. Den einzigen bedeutenden Vortheil trug an diesem Tage das York'sche Korps bei Möckern über Marmont davon, der nach hartnäckigem Widerstande, mit Verlust von 2000 Gefangenen, zum Rückzuge gezwungen wurde. Das Gefecht bei Möckern, York's größte militairische That, war, die Zahl der Kämpfenden in Betracht gezogen, das blutigste Gefecht in dem ganzen Feldzuge. Von beiden Seiten war mit so gleicher und unübertrefflicher Tapferkeit gefochten worden, daß vorauszusehen war, nur die Ueberlegenheit an Zahl werde zuletzt den Ausschlag geben.

Am 17. Oktober ruhte der große Kampf. Es fielen nur einige unbedeutende Gefechte vor. Aber den Verbündeten kamen über 100,000 Mann Verstärkungen zu. Die Nordarmee traf um Mittag auf den Höhen von Breitenfeld, Benningsen's Reservearmee*) bei Naunhof und Seifartshayn ein. So füllte sich der bisher offen gebliebene Raum vom rechten Flügel der böhmischen Armee nach der schlesischen hin. Das französische Heer ward nur durch das Reynier'sche Korps (12,000 M.)

---

*) Sie wird gewöhnlich in den Kriegsberichten jener Zeit „die polnische Armee" genannt, nicht als ob sie aus Polen bestanden hätte, sondern weil ihre Bestandtheile im Herzogthum Warschau zusammengezogen worden.

verstärkt. Napoleon ist von Kriegskennern immer getadelt worden, daß er nicht am 17. Oktober gegen Abend, als auf Meerveldt's Sendung keine Antwort eingelaufen war, den Rückzug antrat. Er hätte in diesem Falle ein Heer von 120,000 Mann mit 500 Kanonen nach Frankreich zurückgebracht. Aber es war ihm unmöglich, ohne das Letzte und Aeußerste gewagt zu haben, sich in die Rolle des Besiegten zu finden.

Napoleon begriff die ganze Größe der Gefahr, welche sich über ihm zusammenzog, zu spät. Vergebens hatte er Gouvion St. Cyr's Anzug von Dresden her erwartet. Als er erfuhr, daß das Nordheer und die Armee unter Benningsen in die Schlachtlinie der Verbündeten eingerückt war, konnte er seine Streitkräfte nicht mehr zurückziehen, und mußte den Kampf unter ungünstigen Bedingungen annehmen. Er war in düsterer Stimmung, hatte die Nacht über keine Ruhe gehabt, und sein Zelt schon um 2 Uhr Morgens verlassen.

Am 18. Oktober standen 290,000 Verbündete 130,000 Franzosen gegenüber. Am Heißesten wüthete der Kampf in und um das Dorf Probsthayda, das viermal von den Russen und Preußen genommen und wieder verloren wurde. Allein bei dem Kampfe um ein anderes Dorf, Schönfeld, fielen 5000 Mann. Allmälig wurden die Franzosen aus allen ihren Stellungen, obgleich immer erst nach dem hartnäckigsten Widerstande, zurückgedrängt. Zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags gingen die Sachsen und Würtemberger, welche noch auf französischer Seite standen, 7600 Mann mit 38 Kanonen, zu den Verbündeten über. Gegen Abend waren die Streitkräfte Napoleon's der Erschöpfung nahe, dagegen 100,000 Mann von den Verbündeten noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Napoleon konnte sich die Nothwendigkeit eines Rückzuges nicht länger verhehlen, und gab, als es dunkel geworden, den betreffenden Befehl. Seine Artillerie war nur noch mit 16,000 Schüssen versehen. Er hatte sich in dieser Schlacht persönlich sehr ausgesetzt, und war, während des stärksten Kanonenfeuers, an den vordersten Reihen, seine Krieger durch seine Gegenwart ermunternd, vorübergeflogen. Er ließ sich, als der Kampf beendigt war, auf einem hölzernen Schemel, der aus einer benachbarten Bauernhütte herbeigetragen worden, an einem Wachtfeuer nieder, und schlummerte eine Viertelstunde lang. Als er erwachte, sprach aus seinen Blicken der Gedanke an die Veränderung, welche in seiner Lage vorgegangen war. Sein Gefolge stand stumm und traurig um ihn her. Zwei Granaten waren nach einander in das Feuer eingeschlagen, an welchem er saß. Er betrachtete sinnend die Kugeln, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen Seine geistige Kraft schien so un=

erschöpflich zu sein, daß er, um 8 Uhr Abends nach Leipzig zurückgekehrt, nach den Mühen dieses Schlachttages, noch bis tief in die Nacht mit seinem Minister des Auswärtigen arbeitete.

Die verschiedenen Gefechte, bei Wachau, Möckern, Lindenau u. s. w., welche zusammen die Schlacht von Leipzig, und weil Deutsche, Russen, Schweden, Magyaren, Czechen, Kroaten, Franzosen, Italiener, Polen, Holländer in ihr fochten, auch die Völkerschlacht genannt worden, sind der mit den größten Massen seit Erfindung des Schießpulvers geführte Kampf gewesen. Es hat aber in ihr, allerdings nicht durchaus, aber im Vergleich zu vielen anderen von und gegen Napoleon gelieferten Gefechten, mehr ein wildes Aufeinanderstoßen, als ein tief durchdachter, und allgemein angewandter Plan stattgefunden. Diese große Schlacht ist von Napoleon mit weniger Kunst als die bei Austerlitz, Wagram, Dresden geführt worden, und bei den Verbündeten hat sich der Oberbefehl noch weniger fühlbar gemacht. Einzelne Generale, wie York bei Möckern, haben Großes geleistet, sonst aber ist von der Ausdauer und Tapferkeit der Truppen, verbunden mit der Ueberlegenheit an Zahl, der Ausschlag gegeben worden. Auf französischer Seite verdient besonders der General Maison*) genannt zu werden, der, am Morgen des 16. Oktobers seine Linien durchreitend, zu den Soldaten sagte: „Es schlägt jetzt die Stunde der Entscheidung für Frankreich. Heute Abend müssen wir Sieger oder Alle todt sein!“ — Es war dies keine rhetorische Phrase. Denn Fünfsechstheile der Maison'schen Division fielen, er selbst ward verwundet, und es wurden ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen.

Die zweitausend Kanonen, welche bei Leipzig gegen einander spielten, haben wenigstens eine halbe Million Schüsse gethan, und die Schüsse des kleinen Gewehrs sind gar nicht zu berechnen. Dennoch ist die Schlacht bei Leipzig, im Vergleich zu der Zahl der Streiter, weniger blutig als die bei Borodino gewesen, weil in ersterer viel in und um Dörfer, in letzterer meist im freien Felde und auf einem engen Raume gefochten wurde.

Es hat in der älteren und neueren Geschichte Schlachten gegeben, welche einen tieferen**) und allgemeineren Einfluß auf das Geschick der

---

*) Maison kommandirte später die französische Expedition, welche Morea von Ibrahim Pascha befreite. Er wurde von Karl X. zum Marschall von Frankreich ernannt, und war unter Ludwig Philipp I. Kriegsminister und Botschafter in St. Petersburg.

**) In den Schlachten von Marathon und Salamis, in denen auf den catalaunischen Feldern (Chalons) und bei Tours wurde Europa vor der Ueberflu-

Menschheit oder wenigstens Europa's, als die Schlacht von Leipzig ausgeübt haben. Diese steht aber als die bedeutendste unter denen da, welche seit 1800 Jahren auf deutschem Grund und Boden geschlagen worden sind. Sie kann in dieser Beziehung nur mit der zwischen Arminius und Varus verglichen werden. In beiden wurde das deutsche Volksthum gerettet, und eine weitere Entwickelung desselben möglich gemacht. Wie es zur Zeit der römischen Gewaltherrschaft vornehmlich die Cherusker waren, welche den Kampf für das Dasein der Gesammtheit unternahmen, eben so ist in unseren Tagen Deutschland von der fremden Eroberung durch die Preußen befreit worden. Kein anderer deutscher Stamm würde dazu in demselben Maße die Mittel und den Willen besessen haben. Die Schlacht von Leipzig ist allerdings nicht einzig von Preußen gewonnen worden. Aber ohne den begeisterten Aufschwung dieses Volkes und seine heldenmüthigen Anstrengungen, wäre es zu einem solchen Kampfe gar nicht gekommen, würden die Russen sehr bald in ihre Heimath zurückgekehrt sein, und Oesterreich sich nicht gegen Napoleon erklärt haben. Eine längere Fortdauer der französischen Herrschaft würde ohne Zweifel der deutschen Nationalität unheilbare Wunden geschlagen haben. Es kann von keinem Unparteiischen und Kundigen geläugnet werden, daß 1813 das Zeichen zur Befreiung Deutschlands von den Preußen gegeben wurde, und ohne sie nicht erfolgt sein würde. Es steht zu erwarten, daß auch der Anstoß zu der nothwendigen Ergänzung dieser Befreiung, die Wiederherstellung der Einheit des zerrissenen Vaterlandes, einst von derselben Seite her ausgehen wird.

Schon in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober waren einzelne Abtheilungen des französischen Heeres von Leipzig nach Lützen gezogen. Als der Morgen des 19. anbrach, verließen die Franzosen alle Stellungen, welche sie auf der Wahlstatt noch inne hatten. Aber der Umkreis der Vorstädte sollte auf Napoleon's Befehl so lange behauptet werden, bis sein Heer Leipzig im Rücken haben würde. Um 8 Uhr begab sich der Kaiser zum Könige von Sachsen, bei dem er eine Stunde blieb, ihm selbst rieth, sich mit den Verbündeten auszusöhnen, und versprach, auf keinen Frieden, ohne Rücksicht auf Sachsen, einzugehen. Um 9 Uhr verließ er Leipzig und wandte sich nach Lindenau. Er hatte die Vertheidigung Leipzigs dem Marschall Macdonald übertragen, und ihm die Ueberreste der Korps von Lauriston, Poniatowski und Reynier zur Verfügung ge-

---

thung durch den Orient bewahrt, und die Grundlage der modernen Civilisation, die griechisch-römische Bildung und das Christenthum, gerettet.

stellt. Leipzig müsse, so lautete seine Weisung, so lange gehalten werden, bis die Korps unter Ney und Marmont über die Elster gegangen sein würden. Dann sollte Macdonald folgen und die Brücke in die Luft sprengen.

Die Franzosen wehrten sich hartnäckig. Die Altstadt von Leipzig war damals mit starken Mauern umgeben, durch welche Thore führten, die mit Thürmen versehen waren. Vor den Mauern lag ein Graben, und jenseits ein Wall. Alle schwachen oder schadhaften Stellen waren von den Franzosen mit Schanzen versehen, und die Thore und Oeffnungen der Vorstädte durch Barrikaden, spanische Reiter, Baumstämme und umgestürzte Wagen verrammelt worden. Erst um 1 Uhr Mittags konnten die Verbündeten nach vielem Blutvergießen in das Innere der Stadt eindringen. Bei der Vertheidigung hatte sich das polnische Korps unter Dombrowski, bei dem Angriffe die ostpreußische Landwehr am Meisten hervorgethan.

Napoleon hatte es am Tage vorher absichtlich vernachlässigt, die nöthigen Brücken zum Uebergange des Heeres schlagen zu lassen, um dasselbe nicht durch diese Hindeutung auf einen möglichen Rückzug während des Gefechts zu entmuthigen. Diese Versäumniß verstärkte für die Franzosen die Folgen ihrer Niederlage. Der bei der Brücke kommandirende Ingenieur-Oberst Montfort begab sich nach Lindenau zu dem Fürsten von Neufchatel, um von ihm eine nähere Anweisung, wann die Brücke in die Luft gesprengt werden sollte, zu erhalten. Er ließ einem Sappeur-Korporal den Befehl zurück, das Werk der Zerstörung zu vollbringen, sobald der Feind herangezogen sein würde. Als sich nun in der Zwischenzeit, ehe Montfort zurückgekehrt war, russische Scharfschützen in der Nähe zeigten, glaubte der Korporal, es sei der ihm bezeichnete Augenblick gekommen, und sprengte die Brücke in die Luft. Es geschah dies gegen 1 Uhr Mittags. In Folge dessen fielen noch 12,000 kampffähige Soldaten mit 60 Kanonen in die Gewalt der Verbündeten. Lauriston und Reynier wurden mit mehren anderen Divisions- und Brigadegeneralen, unter ihnen mehre Deutsche und Polen, gefangen genommen. Macdonald kam glücklich durch die Elster, der Chef seines Generalstabes, Dumoustier, ertrank an seiner Seite. Dasselbe begegnete Tausenden von Soldaten, welche sich lieber dem Tode aussetzen als sich ergeben wollten. Das edelste und berühmteste Opfer dieses Tages war Joseph Poniatowski, der, schon schwer verwundet, sich auf einem scheuen Pferde in die Elster stürzte, und nicht wieder zum Vorschein kam. Seine Vaterlandsliebe, sein Heldenmuth und seine männliche Schönheit hatten ihm im höchsten Grade die Liebe und Bewunderung seiner Landsleute

und die Achtung der Fremden verschafft. Er war am Abend des 16. Oktobers von Napoleon zum Marschall von Frankreich, was er schon viel früher verdient hätte, ernannt worden. Wenn der französische Kaiser geneigt gewesen wäre, den Eingebungen einer gesunden und ihm selbst nützlichen Politik zu folgen, so würde er 1812 das Königreich Polen in der Person dieses eben so durch seinen Namen als seine Eigenschaften ausgezeichneten Mannes wiederhergestellt haben. Poniatowski würde Napoleon treuer als dessen eigene Verwandten gewesen sein.

Napoleon verlor in der Schlacht von Leipzig an Todten und Verwundeten 30,000, an Gefangenen 15,000 Mann. In den Lazarethen ließ er 23,000 Mann, unter ihnen 27 Generale und 3000 Officiere, zurück. Macdonald, Ney, Marmont, Souham, Latour-Maubourg, Pajol, Sebastiani waren verwundet. Lauriston und Reynier geriethen verwundet in Gefangenschaft. — Die Verbündeten büßten an Todten und Verwundeten über 45,000 Mann, unter ihnen ebenfalls viele Generale, obgleich Niemand von berühmtem Namen, ein.

Die Nachricht von dem großen Siege erregte in ganz Norddeutschland eine stürmische Freude, von der bis an die russische Gränze hin kein Dorf unberührt blieb. Damals hätte, nach dem Gelingen der Befreiung vom äußeren Feinde, das Werk der inneren Wiederherstellung, wenn eine geeignete Persönlichkeit dazu vorhanden gewesen wäre, mit Erfolg begonnen werden können. Dieser kostbare Moment ging aber unbenutzt vorüber. Deutschland kam von dem fremden Joche los, erwarb aber in seinem Innern weder Einheit noch Freiheit. Die kriegerischen Tugenden, welche das deutsche Volk in jener Zeit in so reichem Maße entwickelte, waren von keinem staatlichen Bewußtsein, von keinem Gedanken an die Zukunft begleitet, und konnten deshalb auch keine reifen und vollständigen Früchte tragen.

Die französische Armee war während der ersten Tage des Rückzuges in einer Art von Auflösung begriffen, und es wäre den Verbündeten leicht gewesen, ihr noch große Verluste beizubringen. Blücher erbot sich, mit einem Theile der zahlreichen, jetzt fast unbeschäftigten Reiterei Napoleon schleunigst nachzusetzen und ihm keine Ruhe zu lassen. Schwarzenberg's methodischer und langsamer Sinn widerstrebte solcher Kühnheit. Er besorgte, daß Napoleon noch immer stark genug sei, um gegen die ihm zu hitzig Nachsetzenden einen schweren Schlag zu führen, und wollte sich dieser Möglichkeit nicht aussetzen. Die Streitkräfte der Verbündeten theilten sich. Der österreichische General Klenau wurde mit 45,000 Mann zur Einschließung Gouvion St. Cyr's gegen Dresden entsandt.

Die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zog nach Niedersachsen. Der österreichische General Giulay, welcher die Saalbrücke bei Kösen mit dem dortigen Engpasse besetzen sollte, blieb hinter seiner Aufgabe zurück. Aber Yorck, der über Halle und Merseburg herbeigeeilt war, griff die Franzosen, als sie am 21. Oktober bei Freiburg über die Unstrut setzten, heftig an, und brachte ihnen einen ansehnlichen Verlust bei. In Erfurt gönnte Napoleon seiner Armee drei Ruhetage, versah sich in den dortigen Magazinen mit Waffen und Schießbedarf, und führte in seinen zerrütteten Schaaren wieder einige Haltung und Ordnung ein.

Napoleon war jetzt, im Gegensatz zu seinem Betragen während des Rückzuges aus Rußland, wo er sich unzufrieden, reizbar und verschlossen zeigte, gegen seine Umgebungen offen und mild, und schien des Trostes seiner Getreuen zu bedürfen. Während er früher jede Erörterung vermied oder ablehnte, rief er jetzt die Erinnerung an das Vorgefallene, und abweichende Aeußerungen über Das, was hätte geschehen sollen, selbst hervor. In Erfurt stand ihm eine Trennung bevor, die ihn in seiner gegenwärtigen Stimmung empfindlich berührte. Murat verabschiedete sich daselbst von ihm (24. Oktober), um nach Neapel zurückzukehren. Der Kaiser konnte den Gründen seines Schwagers, der es für nothwendig erklärte, mit seiner ganzen Macht zur Vertheidigung Italiens gegen die Oesterreicher beizutragen, nichts entgegensetzen. Derselbe hatte in diesem Feldzuge sein großes Talent als Kavalleriegeneral bewährt, aber das Unglück, welches aus Napoleon's Gesammtstellung hervorging, nicht abwenden können. Es gab jetzt keine zahlreiche Reiterei mehr zu führen, und Murat hätte fortan dem Kaiser keine erheblichen Dienste leisten können. Denn es waren nicht die höheren Befehlshaber, sondern die Soldaten, an welchen es zu fehlen anfing. Obgleich Napoleon den Fall vorauszusehen schien, wo sein Schwager, um seine Krone für sich und seine Familie zu erhalten, sich mit den Verbündeten aussöhnen könne, so nahm er doch mit großer Herzlichkeit von ihm Abschied. Er umarmte diesen vieljährigen Zeugen seines Ruhmes, und Gefährten seiner schönsten Jahre zu wiederholten Malen mit einer Bewegung, als ahnte er ihr beiderseitiges Schicksal. In der That vergingen nicht zwei Jahre, ohne daß sich Napoleon in der Verbannung auf dem fernen St. Helena befand, und Murat in Pizzo unter den Kugeln seiner ehemaligen Unterthanen endigte.

Das nächste Ergebniß der Schlacht von Leipzig war der Abfall der Rheinbundsfürsten von dem französischen Protektorat. Es geschah dies aber keinesweges aus Liebe für die deutsche Sache, oder aus einem Gefühl der Pflicht gegen den nationalen Verband, welchem dieselben von

der Natur und Geschichte zugetheilt worden. Sie wollten damit nur die Integrität ihrer Territorien und die absolute Souverainetät, welche sie durch Napoleon erlangt hatten, retten. So lange dieser glücklich gewesen, waren sie ihm treu geblieben, allerdings nicht aus Anhänglichkeit an ihn, sondern weil er sie, bei regelmäßiger Stellung ihrer Kontingente, im Uebrigen im Innern ihrer Staaten unumschränkt walten ließ. Die Fortdauer dieses Zustandes hofften die Rheinbundsfürsten jetzt durch Oesterreichs Vermittelung gesichert zu sehen, indem sie erachteten, daß demselben der Gedanke an eine Einheit und Volksthümlichkeit Deutschlands, von welcher Preußen den natürlichen Kern ausgemacht hätte, noch gefährlicher und verhaßter als die Napoleonische Suprematie erschien, und daß es die Zerrissenheit der deutschen Nation in eine Menge von Staaten zu seiner eigenen Größe für nothwendig hielt.

Bayern wankte schon während des Waffenstillstandes in seiner Treue gegen Napoleon. Die Möglichkeit, daß diesem das Kriegsglück wieder lächeln könne, hielt es jedoch von einem offenen Bruche zurück. Der König Maximilian Joseph hatte, seitdem Oesterreich der Koalition gegen Frankreich beigetreten, eine Armee von 35,000 Mann an der österreichischen Gränze aufgestellt, um einen Einfall in seine Staaten abzuwehren. Als es aber nicht länger zweifelhaft war, daß Napoleon, nach den wiederholten Niederlagen seiner Marschälle, von Groß-Beeren an bis Dennewitz, sich in Deutschland nicht lange mehr halten werde, und die gegen ihn in Bewegung gesetzten Streitkräfte täglich zunahmen, glaubte Bayern nicht länger zögern zu dürfen. Es schloß am 8. Oktober mit Oesterreich den Vertrag von Ried ab, in welchem ihm der Besitz seiner Länder, und, im Falle einzelner Abtretungen, dafür angemessener Ersatz zugesichert wurde. Das österreichische Kabinet übernahm es, diese Uebereinkunft von den übrigen Verbündeten anerkennen zu lassen. Oesterreich hatte, bei der Besorgniß vor Napoleon's militairischem Genie, und den Hülfsmitteln, welche ihm noch zu Gebot standen, auf Bayerns Anschluß einen großen Werth gelegt. Um dies zu zeigen, vereinigte es 20,000 Mann von seinen eigenen Truppen mit dem bayerischen Korps unter dem General der Kavallerie, Grafen von Wrede, und ließ diesem den Oberbefehl. Die bayerisch-österreichische Armee sollte, während die Franzosen noch in Sachsen standen, in deren Rücken operiren. Nach der Schlacht von Leipzig erhielt diese verbündete Macht die Bestimmung, Napoleon auf seinem Rückzuge aufzuhalten, und wo möglich vom Rhein abzuschneiden. Wrede, der persönlich sehr tapfer war, und sich während der französischen Kriege zu einem tüchtigen Divisionsgeneral ausgebildet

hatte, besaß jedoch kein eigentliches Feldherrntalent, und vermochte es nicht, eine Armee selbstständig, besonders einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber, zu führen. Er wurde, nachdem er mehre strategische Fehlgriffe begangen, am 30. Oktober bei Hanau gänzlich geschlagen, und selbst verwundet. Drouet's Artillerie und Sebastiani's Dragoner hatten an diesem Tage den militairischen Ruf der Franzosen aufrecht erhalten. Am 2. November kam Napoleon mit ungefähr 60,000 Mann, von denen aber nur die Hälfte kampffähig war, und sehr viele den Keim zu Krankheiten in sich trugen, in Mainz an, von wo er am 7. Novbr. in Paris eintraf. — Die Zahl der Gefangenen, welche die französische Armee seit Anfang des Feldzuges eingebüßt hatte, wird auf 187,462 Mann, der verlorenen Kanonen auf 900, der Munitions- und Bagagewagen auf 2951 angegeben.

Napoleon's Glück und Macht neigten sich offenbar ihrem Ende entgegen. Bei seinem verunglückten Unternehmen gegen Rußland konnte von ihm Alles auf Rechnung des Klima's gesetzt werden. Auch war die französische Armee von den Russen nie in einer eigentlichen Schlacht besiegt worden. Mit dem Feldzuge von 1813 verhielt es sich aber anders. Nachdem Napoleon's Unterfeldherren zu wiederholten Malen geschlagen worden, hatte er endlich selbst eine entscheidende Niederlage erlitten. Zum zweiten Mal kam er ohne Heer nach Frankreich zurück.

Die französische Herrschaft in Deutschland hörte mit der Schlacht von Leipzig thatsächlich auf, bald verschwand sie auch der Form nach. Bayern hatte sich durch den Vertrag von Ried gegen Napoleon erklärt. Der König von Westphalen war entflohen, der Kurfürst von Hessen, die Herzoge von Braunschweig und Oldenburg kehrten in ihre Staaten zurück. Der Herzog von Cumberland nahm Hannover für Großbrittanien in Besitz. Bis zum 2. December traten alle noch übrigen Rheinbundsstaaten zu den Verbündeten über. Die Anerbietungen zu Unterhandlungen von Seiten des Königs von Sachsen, des Großherzoges von Frankfurt, der Fürsten von Isenburg und Leyen wurden, weil sie sich zu sehr als Anhänger Napoleon's gezeigt haben sollten, zurückgewiesen. Ihr Regierungsrecht ward nicht anerkannt, und über ihr Schicksal sollte später entschieden werden. Indessen hatte Niemand dem französischen Kaiser eifriger als der König von Würtemberg gedient, der im vollen Genusse seiner alten und neuen Gebiete blieb. Gleichwohl war er es gewesen, von dem Napoleon über die Absicht Bayerns, sich an Oesterreich anzuschließen, zuerst unterrichtet wurde.

Die in der Proklamation von Kalisch den Deutschen gemachten Versprechungen auf Errichtung eines national-deutschen Verbandes, auf

Wiederherstellung eines deutschen Reiches, zu dessen Verfassung nicht nur die Fürsten, sondern auch die Völker mitwirken sollten, hatten schon durch den Beitritt Oesterreichs zur Koalition einen schweren Stoß erlitten Nach der Schlacht von Leipzig wurde von den im Frühling 1813 ausgesprochenen Grundsätzen nichts mehr vernommen. Dieselben waren wie verklungen, wurden später sogar geradezu abgeläugnet, und diejenigen, welche an sie erinnerten, mit Mißtrauen und als Unruhestifter betrachtet. Die ehemaligen Rheinbundsfürsten behielten die unumschränkte Gewalt im Inneren ihrer Gebiete, und wurden nur, wie vorher für, so jetzt gegen Napoleon, zur Stellung von Kontingenten verpflichtet. Mit den von dem Eroberer früher aufgehobenen, jetzt wieder eingesetzten Regierungen kehrten auch die alten Mißbräuche zurück. In den hannoverschen Landen wurde sogar die Tortur wieder hergestellt. Am Eigenmächtigsten verfuhr der Churfürst von Hessen, welcher alle seit seiner Entfernung geschehenen Ernennungen und getroffenen Maßregeln aufhob, die Verkäufe von Staatsgütern für ungültig erklärte, und dadurch viele Familien um das rechtmäßig Erworbene brachte. Selbst davon abgesehen, daß ein Fürst, der außer Stande ist, seine Unterthanen zu schützen, auch keinen Gehorsam von ihnen verlangen kann, so hätten Preußen, Oesterreich, Rußland, von welchen das Königreich Westphalen anerkannt worden, dem Churfürsten von Hessen, der blos durch ihre Macht wieder eingesetzt worden, keine solche Willkühr verstatten sollen.

Aus diesen und ähnlichen Erscheinungen geht hervor, wie schnell der Geist, in welchem anfänglich der Kampf gegen den Eroberer unternommen worden, zu verschwinden anfing. Das Vergessen der früher gemachten Versprechungen nahm, je mehr man sich von dieser Epoche entfernte, um so rascher zu, und es ward klar, daß mit der Abschüttelung der fremden Herrschaft nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der ursprünglich gestellten Aufgabe erfüllt wurde.

Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. hatten, als sie sich im Frühjahr 1813 als die Wiederhersteller Deutschlands ankündigten, eine oberste Behörde für dasselbe, unter dem Namen „Centralgewalt für Deutschland", eingesetzt. Dieselbe sollte die Organisation der deutschen Lande in die Hand nehmen. In diesem Sinne war ein so bedeutender und volksthümlicher Mann, wie der ehemalige preußische Minister von Stein, an ihre Spitze gestellt, und ihr zum Amtssiegel der alte deutsche Reichsadler verliehen worden. Bis zur Schlacht von Leipzig hatte die Centralverwaltung, da der größte Theil Deutschlands noch unter französischer Botmäßigkeit stand, nur einen geringen Wirkungskreis besessen.

Da später die Rheinbundsfürsten ohne Bedingung in das Bündniß gegen Napoleon aufgenommen wurden, und die vertrieben gewesenen deutschen Fürsten eben so bedingungslos in ihre Staaten zurückkehrten, so ging der ursprüngliche Zweck dieser Behörde vollkommen verloren. Es wurden ihr nur die für den Augenblick herrenlos gewordenen Länder, wie das Königreich Sachsen, der Distrikt von Erfurt, Berg, Frankfurt, Fulda, zu welchen 1814 die überrheinisch-deutschen Gebiete hinzukamen, zur Verwaltung übergeben. Preußen und Rußland duldeten es sogar, daß die ehemaligen Rheinbundsfürsten diese Behörde gar nicht anerkannten, und selbst deren nothwendigsten Anordnungen, wie der Errichtung von Lazarethen zur Unterbringung verwundeter und kranker Krieger, innerhalb ihrer Gebiete alle möglichen Hindernisse entgegensetzten. Das dynastische Sonderinteresse, welchem das deutsche Volk zum Opfer gefallen, und durch welche dasselbe als eine politische Gesammtheit aufgehört hatte, die damit zusammenhängende Kleinstaaterei, und der alles öffentliche Leben niederhaltende Partikularismus waren demnach, ungeachtet der Befreiung von der fremden Herrschaft, fortbestehen geblieben. Indessen war durch die Vertreibung der Franzosen immer der erste, unentbehrliche Schritt zur Wiederbelebung des Nationalgefühls gethan worden, auf welchem Grund eine glücklichere Zeit fortbauen konnte.

Napoleon hatte, seitdem von ihm in Deutschland und Polen Fuß gefaßt worden, vom Rhein bis zur Weichsel, eine große Menge in fremden Gebieten liegender Festungen besetzt. Selbst als es ihm, nach dem Rückzuge aus Rußland, bei einer einigermaßen unparteiischen Betrachtung seiner Lage, einleuchten mußte, daß er seine ganze frühere Macht nicht mehr wiedererwerben konnte, zog er diese zum Theil von der französischen Gränze weit entfernten Garnisonen nicht zurück. Er gab nicht die Hoffnung auf, den alten Einfluß durch einige gewonnene Schlachten seiner ganzen Ausdehnung nach wiederherzustellen, und dazu sollten ihm jene vorgeschobenen Posten behülflich sein. Dieses hartnäckige Behaupten Dessen, was er einmal erworben, trug zu seinem Falle bei. Er hatte in den fremden Festungen zur Zeit des Waffenstillstandes über 100,000 altgediente Soldaten stehen, die ihm auf dem Schlachtfelde treffliche Dienste geleistet, und seine Vertreibung aus Deutschland sehr erschwert, vielleicht ganz unmöglich gemacht haben würden. Die Besatzungen fielen nach und nach in die Gewalt seiner Feinde, ohne ihm irgend einen erheblichen Dienst geleistet zu haben. Denn die Verbündeten wandten verhältnißmäßig nur geringe Streitkräfte zu der Einschließung dieser Festungen an.

Zunächst war es das Armeekorps unter Gouvion St. Cyr in Dresden, welches für Napoleon verloren ging. Derselbe hatte, als er den Marschall in der sächsischen Hauptstadt ließ, geglaubt, diesen Punkt, behufs des Ueberganges über die Elbe, um der böhmischen Armee in den Rücken zu fallen, stark besetzt halten zu müssen. Als er an der Ausführung dieses Planes gehindert wurde, und Dresden nicht wieder berührte, versäumte er es, Gouvion St. Cyr zur rechten Zeit abzurufen. Ein später zu diesem Zweck abgesandter Befehl langte in Dresden nicht an. Vergebens wartete er auf dieses Korps während der Schlacht von Leipzig. Der Marschall sah sich endlich, aus Mangel an Lebensmitteln, zu einer Uebereinkunft mit dem österreichischen General Klenau, welche ihm freien Abzug, gegen Ablieferung der Waffen, gewährte, genöthigt. Die verbündeten Monarchen bestätigten aber diese Kapitulation nicht, und Gouvion St. Cyr, der auf dem Rückmarsch schon bis Altenburg gekommen war, gerieth mit 33,744 Soldaten und 1759 Officieren in Kriegsgefangenschaft. Unter den gefangenen Generalen befand sich Mouton Graf von der Lobau, dessen vielversprechende Dienste seinem Kaiser demnach für die übrige Zeit des Krieges entgingen.

Napoleon hatte während des Waffenstillstandes seinen Adjutanten, den Divisionsgeneral Grafen Louis von Narbonne, zum Gouverneur von Torgau ernannt, eine nicht ganz geeignete Stellung für Jemand, der 1792 schon Kriegsminister gewesen. Narbonne, welcher den Rückzug aus Rußland glücklich zurückgelegt, und während der größten Drangsale eine unerschütterliche Ruhe und Fassung dargethan hatte, erlag, der Heimath und dem Schauplatz seiner Jugend so fern, an einem bösartigen Fieber. Sein Nachfolger im Kommando, General Dutaillis, fiel mit der Besatzung in Kriegsgefangenschaft (26. December). Dasselbe Schicksal hatten die französischen Besatzungen in Stettin, Danzig, Zamosc, Modlin. In diesen Festungen hatte Napoleon 58,000 M. stehen gehabt. Wittenberg wurde am 12. Januar 1814 von den Preußen unter Tauenzien mit Sturm genommen. Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wesel, Hamburg, die Citadellen von Erfurt und Würzburg hielten sich bis zu Napoleon's Sturz. Zur Behauptung Hamburgs allein hatte Napoleon 40,000 von seinen besten Truppen aufgewandt. Anstatt seine nach dem russischen Feldzuge ohnedies so geschwächte Macht für das Schlachtfeld zusammenzuhalten, hatte er sie, in unbegreiflicher Verblendung, in so vielen festen Plätzen zersplittert, von denen auch nicht ein einziger von wesentlichem Einfluß auf die Führung des Krieges gewesen ist.

Der Kronprinz von Schweden war, von Leipzig aus, mit der Nord-

armee nach dem Hannöverschen gezogen. Bei Göttingen trennten sich Bülow, Borstell, Winzingerode von ihm, und zogen nordwestwärts zur Befreiung Hollands ab, während Karl Johann sich gegen Holstein hin wandte. Die Verbündeten wurden von den Holländern, welche der französischen Herrschaft, durch die sie, das seefahrendste aller Völker, ganz vom Meere ausgeschlossen wurden, auf das Aeußerste abgeneigt waren, mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Der kaiserliche Generalgouverneur Lebrun, Herzog von Piacenza, mußte am 18. November Amsterdam verlassen. Ueberall wurden unter dem Ruf: „Es lebe Oranien!" die französischen Behörden abgesetzt. Am 24. November zogen die ersten Kosaken daselbst ein. Der tapfere und glückliche Bülow, der Held von Groß-Beeren und Dennewitz, nahm am 30. November Arnheim mit Sturm, und ward in Amsterdam als Befreier begrüßt. Am 2. December landete der Prinz Wilhelm von Oranien an derselben Stelle (Scheveningen), wo er sich achtzehn Jahre vorher mit seinem Vater, dem damaligen Erbstatthalter, nach England eingeschifft hatte. Ueberall wichen die wenig zahlreichen französischen Truppen. Am Ende des Jahres war Holland für Napoleon verloren, und schon die belgische Gränze bedroht.

Hamburg ward von Benningsen vergeblich belagert. Davoust räumte dasselbe freiwillig erst nach Napoleon's Sturz (31. Mai 1814). Der Kronprinz von Schweden, unter welchem auch deutsche und russische Truppen unter Wallmoden, Dörnberg und Woronzof dienten, ging Ende Novembers bei Boitzenburg über die Elbe. Den 5. December besetzte er Lübeck, und zog gegen Kiel. Am 10. December fand bei Seestädt in Schleswig ein hitziges Gefecht statt, in welchem Wallmoden von den Dänen geschlagen wurde, die sich aber, auf allen Seiten gedrängt, zurückziehen mußten. Am 16. December schlug Karl Johann, der sich jetzt, da es sich um den Besitz Norwegens handelte, viel rühriger, als früher an der Spitze der Nordarmee, zeigte, sein Hauptquartier in Kiel auf. Nachdem Rendsburg und Glücksstadt umstellt, Friedrichsort erobert worden, trugen die Dänen auf einen Waffenstillstand an, der am 15. Januar 1814 zum Frieden in Kiel führte, in welchem sich Friedrich VI. endlich zur Abtretung Norwegens an Schweden verstand, und dafür Schwedisch-Pommern erhalten sollte, das er aber gegen das Herzogthum Lauenburg an Preußen überließ.

Zur Vertheidigung Illyriens und Italiens stand seit dem Ende des Waffenstillstandes der Vicekönig mit einem Heer von 55,000 Mann an der Sau. Während dieser Zeit war der General-Gouverneur der illyrischen Provinzen, Junot, Herzog von Abrantes, in Wahnsinn ver-

fallen und gestorben (13. Julius 1813). Fouché's Ernennung zu Junot's Nachfolger mußte Oesterreich befremden, da es sich gerade damals um die Zurückgabe der illyrischen Provinzen an diese Macht handelte. Eine Erledigung der obersten Verwaltungsstelle wäre, wenn es Napoleon mit dieser Abtretung ernstlich meinte, angemessener gewesen. Dem Vicekönige stand der aus dem Kriege von 1809 her bekannte österreichische General Hiller mit nur 40,000 Mann gegenüber. Das österreichische Kabinet hielt es nicht für unmöglich, daß der Vicekönig Vortheile davontragen, vielleicht selbst bis Wien vorrücken könne. Aber im richtigen Gefühl, daß die Entscheidung des ganzen Krieges in Deutschland liege, hatte es für den Angriff auf Italien nur das Nothwendigste gethan. Ein allgemeiner Aufstand der Kroaten gegen die französische Herrschaft (August 1813) kam den Oesterreichern zu Hülfe, und der Vicekönig mußte bis zum Isonzo zurückgehen. Von Napoleon war für die illyrischen Provinzen, deren nördlicher Theil lange zu Oesterreich gehört hatte, nichts gethan worden, um sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern. Die Küstengegenden hatten in den letzten Jahren durch das Kontinentalsystem allen Seehandel verloren. Demnach war das Volk überall für Oesterreich. Die österreichischen Truppen rückten, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht kam, bis zu dem Gestade Venedigs vor. Der Vicekönig mußte sich nach der Etsch zurückziehen. Am Ende des Jahres (1813) hatte Napoleon's Herrschaft in den illyrischen Provinzen aufgehört.

Im Königreich Italien waren keine Sympathien für Oesterreich, aber auch keine solchen für Napoleon mehr vorhanden. Derselbe hatte durch seine übertriebenen Anforderungen an die Kräfte des Landes für demselben durchaus fremde Zwecke, durch die Erhöhung der Abgaben und die Vermehrung der Konskription die Bevölkerung unzufrieden gemacht. Nur die Armee, welche sich unter seinen Augen bei Wagram, Borodino, und noch in dem letzten Feldzuge hervorgethan, hing ihm lebhaft an. Die Kraft des Vicekönigs wurde übrigens durch Murat's zweideutiges Verhalten, und durch dessen Anschluß an Oesterreich (Januar 1814) gelähmt, obgleich er selbst in seiner Treue gegen seinen Stiefvater nie wankte.

Die Schweiz wollte in dem großen Kampfe neutral bleiben, hatte am 20. November (1813) eine Erklärung in diesem Sinne erlassen und ihre Nord- und Ostgränze militairisch besetzt. Die russische Diplomatie war dem Beschlusse der Tagsatzung anfänglich geneigt, die österreichische dagegen, und diese drang durch. Die Verletzung des Gebietes der Eidgenossenschaft war für die Kriegsführung von großer Wichtigkeit, weil sonst der Einfall in Frankreich verzögert, und Napoleon, zum Nachtheil

Deutschlands und Europa's, Zeit gelassen worden wäre, seine Rüstungen zu vollenden. Napoleon's Schutzverhältniß zu dem Rheinbunde und der Schweiz hörte demnach fast zu derselben Zeit auf.

---

5. Fortsetzung des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel. — Niederlage der Franzosen bei Vittoria. — Vertreibung derselben aus Spanien.

Die Schlacht von Salamanca*) hatte Wellington die Straße nach Madrid geöffnet. Dem Könige Joseph blieb für den Augenblick nur der Rückzug auf Valencia übrig, wo Suchet, Herzog von Albufera, die Ordnung und Ruhe aufrecht erhielt, und durch eine gerechte und milde Behandlung der Bevölkerung die französische Herrschaft erträglich machte. Die Truppen aus Aragonien und Katalonien abzurufen, war unmöglich, weil diese Provinzen sich sonst alsbald gegen die Franzosen erhoben haben würden. Nach Andalusien zu gehen, wäre so viel gewesen, als sich den Rückweg nach Frankreich zu verschließen, da zwischen Sevilla und Bayonne keine Verbindungslinie bestand. In Valencia dagegen blieb Joseph durch Tortosa, Tarragona, Lerida und Saragossa mit den Pyrenäen in Berührung. Soult erhielt deshalb Befehl, mit seinem Heere sogleich aus Andalusien aufzubrechen, und seinen Marsch nach Valencia zu richten. Von da aus hoffte Joseph wieder mit vereinigter Macht auf Madrid losgehen zu können. Seine Anhänger unter den Spaniern, von den Patrioten „Afrancesados“ genannt, unter ihnen Hofleute und Militairs, der größte Theil aber aus Beamten bestehend, würden, wenn sie in Madrid die Ankunft ihrer Landsleute erwartet hätten, sich einem gewissen Tode ausgesetzt haben. Sie zogen deshalb, gegen 10,000 Köpfe stark, mit der Armee nach Valencia, und Joseph nahm, um sie zu ermuthigen, während des Zuges, seine Stellung in ihrer Mitte. Am 1. September (1812) langte Joseph in Valencia an, wo er von Suchet mit großer Auszeichnung, und von der Bevölkerung mit günstigerer Gesinnung, als ihm je in Madrid begegnet, aufgenommen wurde. Ende Septembers wurde auch von Soult, nachdem derselbe den General Drouet d'Erlon aus Estremadura an sich gezogen, und das unermeßliche Material zur Belagerung von Kadix zerstört oder in das Meer versenkt hatte, die Gränze von Murcia erreicht, wo er in Fuenta de Higuera mit Joseph, Jourdan und Suchet zusammentraf.

*) 22. Julius 1812.

Lord Wellington war am 12. August mit seinem Heere in Madrid eingezogen. In seinem Gefolge befanden sich Guerillaführer, spanische Absolutisten und Anhänger der Konstitution von Kadix, die aber Alle in ihrem Hasse gegen den König Joseph, die Franzosen und die Afrancesados übereinstimmten. Wellington's Stolz, der sein Hauptquartier im königlichen Palast in Madrid aufschlug, beleidigte das Selbstgefühl der Spanier, welche in ihm nur einen Gefährten bei der glücklichen Führung des Krieges, dessen Erfolge sie sich zum größten Theil selbst beimaßen, erkennen wollten. Die Unverträglichkeit zwischen diesen beiden so verschiedenen, aber gleich anspruchsvollen, Nationalitäten trat unverhohlen hervor. Nachdem der englische Oberbefehlshaber seinem Heere einige Ruhe gegönnt hatte, brach er mit 50,000 Mann gegen Burgos auf. Der General Clauzel zog sich vor der feindlichen Uebermacht nach dem Ebro zurück. Die Engländer unternahmen jetzt die Belagerung der mit einer französischen Garnison unter dem General Dubreton versehenen Citadelle von Burgos. Die Franzosen zeigten bei dieser Gelegenheit dieselbe Ausdauer in der Vertheidigung eines festen Platzes, von welcher die Spanier im Laufe des Krieges so viele Beweise abgelegt hatten. Nachdem Wellington vergebens erst wiederholte Stürme, dann eine regelmäßige Belagerung versucht, 34 Tage Zeit und 3000 Soldaten verloren hatte, war er genöthigt, abzustehen. Da er zugleich vernahm, daß die Armeen von Portugal, des Centrums und von Andalusien unter Souham, Jourdan und Soult gegen ihn im Marsch begriffen waren, so zog er sich auf Salamanca zurück. Madrid wurde von den Engländern geräumt.

Am 2. November kam König Joseph wieder nach seiner Hauptstadt zurück. Er stand, nach Zusammenziehung der drei Armeen, an der Spitze von 80,000 Mann, und wollte die Engländer sogleich angreifen, und nach Portugal zurückwerfen. Wellington würde einer solchen Ueberlegenheit an Kräften, wenn diese sich schnell gegen ihn gekehrt hätten, wahrscheinlich erlegen sein. Aber Soult, der, sobald er nicht mit Napoleon selbst zu thun hatte, immer seine Meinung ausschließend geltend zu machen suchte, stimmte mit den übrigen Heerführern in der Art des Angriffs nicht überein. Während Joseph und Jourdan sich mit dem Oberbefehlshaber der Armee von Andalusien über den zu befolgenden Plan hin und her stritten, und zuletzt auf den seinigen eingingen, entzog sich Wellington durch schnelle und geschickte Märsche der Verfolgung. Das französische Heer schlug, unzufrieden und mißmuthig über die Uneinigkeit der Anführer, und die versäumte Gelegenheit, einen entscheiden=

den Schlag zu führen, die Straße nach Madrid ein. Wellington ging, nachdem er einen Theil seiner Munition und Bagage, bei der Besorgniß, von den Franzosen erreicht zu werden, zerstört hatte, nach Ciudad Rodrigo zurück. Damit endigte der Feldzug von 1812, welcher den Franzosen den Verlust der beiden wichtigen Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz, die Niederlage bei Salamanca und den Besitz von Andalusien, das nach Soult's Abzuge wieder von den Spaniern besetzt worden, gekostet hatte. Die Marschälle des Kaiserreichs legten, wenn sie von Napoleon entfernt waren, in der Regel weder die kühne Thatkraft, noch die aufopfernde Vaterlandsliebe der Heerführer unter der Republik dar, die, wie Hoche, Kleber, Moreau, Championnet und viele Andere, ihre besonderen Ansprüche dem allgemeinen Zwecke des Krieges unterordneten, sich in vorkommenden Fällen gegenseitig eifrig unterstützten, und sich der höheren Befähigung ohne Neid und Widerstreben unterordneten. Napoleon hatte an die Stelle des Patriotismus den Ehrgeiz gesetzt, und erndtete in seinem Unglück die Früchte der Selbstsucht, zu welcher er durch sein eigenes Beispiel den Samen ausgestreut hatte.

Napoleon hatte Anfang 1813 vier Regimenter der jungen Garde, ein polnisches Reiterregiment, und eine Legion Gensd'armerie aus Spanien zu dem Kriege nach Deutschland abberufen. Indessen waren die französischen Streitkräfte, wenn sie zweckmäßig verwandt worden wären, noch immer stark genug, um Mittel= und Nordspanien zu behaupten. Außer den zahlreichen französischen Garnisonen, und den drei Korps, mit welchen Suchet Valencia, Katalonien und Aragonien besetzt hielt, bestanden die drei Armeen, welche gegen die von Lord Wellington befehligten Engländer, Spanier und Portugiesen bestimmt waren, aus beinahe 90,000 Mann, lauter altgedienten Soldaten, an Gefechte und Beschwerden seit einer Reihe von Jahren gewöhnt. Der Kaiser hatte den Marschall Soult zu der Armee nach Deutschland gerufen, was unter anderen Umständen allerdings ein großer Verlust für das französische Heer in Spanien gewesen wäre, aber so, wie die Dinge standen, von Joseph als ein Gewinn für seine Sache angesehen werden konnte. Denn Soult hatte da, wo er nicht, wie in Andalusien, allein kommandirte, den Unternehmungen eher geschadet als genutzt. Es ward nach seinem Abgange eine neue Eintheilung der französischen Streitkräfte getroffen. Clauzel erhielt die Nordarmee, Reille, einer der besten Divisionsgenerale, die von Portugal, Drouet d'Erlon wurde an die Spitze der Armee des Centrums gestellt, und dem General Gazan das Kommando über die von Andalusien übertragen.

Die Nachricht von Napoleon's Rückzuge aus Rußland hatte Engländer und Spanier entflammt, und mit den stolzesten Erwartungen erfüllt. Lord Wellington, der schon längst die portugiesische Armee befehligte, wurde jetzt auch zum Generalissimus aller spanischen Streitkräfte ernannt. Er hoffte, den Feldzug von 1813 mit 100,000 Mann, unter ihnen 45,000 Engländer, zu eröffnen. Seine Absicht war, in das Innere Spaniens einzudringen. Der Marschall Jourdan rieth dem Könige Joseph, Madrid, welches keine starke militairische Position ist, zu verlassen, und seine Macht in Altkastilien zusammenzuziehen, was von dem Bruder Napoleon's aus Abneigung vor einem Aufgeben seiner Hauptstadt anfangs abgelehnt, und dann zu spät zugestanden wurde.

Napoleon, der auch aus der Ferne den Krieg in Spanien leiten wollte, so als ob er sich eine Art von Allgegenwart und Allwissenheit zugetraut hätte, war durch seine auf keine unmittelbare Anschauung gegründeten Anordnungen häufig die Veranlassung zu Fehlgriffen gewesen. Er war bei sich entschlossen, Spanien, als ein Mittel der Aussöhnung mit England, an Ferdinand VII. zurückzugeben. Seine unersättliche Ländersucht erlaubte ihm aber nicht, dieses Opfer ganz zu bringen. Er blieb hierbei, wie bei den Zugeständnissen, welche er den Verbündeten in Bezug auf seine Eroberungen im Norden anbot, auf halbem Wege stehen. Er wollte die spanischen Provinzen bis zum Ebro behalten, und mit Frankreich vereinigen. Er verlangte deshalb, um Joseph allmälig an den Gedanken einer Räumung Spaniens zu gewöhnen, von demselben die Verlegung seines Hauptquartiers und Hofes von Madrid nach Valladolid, was Jourdan, obwohl aus anderen Gründen, ebenfalls vorgeschlagen hatte. Napoleon befahl aber zugleich dem General Clauzel, außer den Truppen, welche schon unter dessen Befehl standen, einen Theil der Armee von Portugal zu übergeben, damit er in den Stand gesetzt würde, während des Winters die Guerilla's in Nordspanien zu vertilgen, um im Frühjahr alle Kräfte gegen die Engländer verwenden zu können. Diese Anordnung hat auf die letzte Epoche der französischen Kriegsführung in Spanien ungünstig eingewirkt. Clauzel wurde durch Verfolgung dieses Zweckes von der Hauptmacht entfernt, an deren Operationen er in einem entscheidenden Moment keinen Antheil nehmen konnte, und vermochte gleichwohl nicht, diese Banden in ihren Schluchten und Thälern zu erreichen. Die Guerilla's wären zuletzt von selbst verschwunden, wenn es den Franzosen gelungen wäre, die Städte und Ebenen dauernd in Besitz zu nehmen. Die bewaffneten Banden waren blos durch das wechselnde Kriegsglück so zahlreich geworden. Als

Napoleon im November und December 1808 in Spanien eindrang, und Sieg auf Sieg erfocht, hatten ihm die Guerilla's keinen irgend wie erheblichen Widerstand entgegengesetzt.

Wellington brach in der Mitte Mai's (1813) an der Spitze von 48,000 Engländern, 24,000 Spaniern und 20,000 Portugiesen von der portugiesischen Gränze nach Salamanca auf. Das französische Heer war zersplittert, ohne Einheit und Zusammenhang in seinen einzelnen Theilen. Die Armee des Centrums stand zwischen Segovia und Valladolid, und die von Andalusien zwischen Madrid und Salamanca. Was von der Armee von Portugal nicht an Clauzel abgetreten war, befand sich zwischen Burgos und Pampelona. Clauzel, der einzige unter den anwesenden Generalen, welcher eine große Schlacht zu leiten befähigt gewesen wäre, befand sich, von dem eigentlichen Kriegsschauplatz entfernt, in Navarra. Joseph war ohne Kriegserfahrung, und Jourdan, bejahrt, erschöpft, besaß nichts von seiner früheren Entschlossenheit, wünschte so bald als möglich nach Frankreich zurückkehren zu können, und blieb nur noch aus Gefälligkeit gegen den Bruder Napoleon's bei dem Heer.

Die drei Armeen wurden bei Valladolid zusammengezogen, und richteten ihren Marsch nach Burgos, wo sie aber aus Mangel an Magazinen sich nicht festsetzen konnten. Der Verpflegungsdienst war bei den französischen Truppen in Spanien äußerst mangelhaft eingerichtet, indem es dabei, wie in allem Anderen, an einer obersten Führung fehlte. Das Heer wurde von einem für seine Stärke unverhältnißmäßig großen Artilleriepark und einem unermeßlichen Wagenzuge mit Kranken, Verwundeten, den Familien der Afrancesados, der Militairbeamten u. s. w. beschwert.

Es wäre für Joseph und Jourdan von der größten Bedeutung gewesen, sich so schnell als möglich mit Clauzel zu vereinigen. Statt über Soria sich Navarra zu nähern, wo Clauzel sich befand, ward die große Straße nach Bayonne über Miranda in der Richtung nach Vittoria vorgezogen, wodurch man sich von Clauzel entfernte. In Miranda angekommen, riethen die beiden begabtesten Generale, die, nächst Clauzel, unter Joseph dienten, Reille und Drouet d'Erlon, unmittelbar nach Navarra zu ziehen. Aber Joseph und Jourdan fürchteten, von der Straße nach Bayonne abgeschnitten zu werden, und sich dadurch Vorwürfe von Napoleon zuzuziehen, der ihnen die Beibehaltung dieser Richtung dringend anempfohlen hatte. Wellington folgte mit seiner Hauptmacht dem französischen Heere auf dem Fuße nach, während ein Korps unter dem General Hill den rechten Flügel der Franzosen zu umgehen suchte. Am

Abend des 19. Junius waren alle Korps, mit Ausnahme des unter Clauzel, bei Vittoria vereinigt. Zum Unglück für die französischen Waffen war Jourdan, in Folge der großen Hitze und der Anstrengungen des Marsches, von einem hitzigen Fieber befallen worden, und Joseph außer Stande, ohne den Marschall Etwas zu wollen und zu unternehmen.

Am 21. Junius waren die Franzosen genöthigt, ohne Clauzel's Ankunft länger abwarten zu können, in einer ungünstigen Stellung, gegen die überlegenen Streitkräfte Lord Wellington's eine Schlacht anzunehmen. Zwei der besten Generale, Clauzel, der mit 15,000 Mann in Navarra stand, und Foy, der mit 12,000 Mann sich am Saume Biscaya's hielt, fehlten dem französischen Heere. Gazan, der die Armee von Andalusien kommandirte, führte den Befehl, die Spanier von den Höhen der Sierra de Andia zu vertreiben, langsam, matt und ohne Erfolg aus. Während dieser Zeit nahmen die Engländer das Dorf Subijana de Alava mit Sturm, und zwangen, sich jetzt in der Ebene festsetzend, die Franzosen zum Rückzuge, der durch den Angriff der englischen Kavallerie bald in eine wilde Flucht ausartete. Jourdan hatte nach und nach seine ganze Infanterie in das Gefecht gebracht, so daß keine Reserve zur Deckung der rückgängigen Bewegung übrig blieb. Die Schlacht war bei Joseph's Unkenntniß des Kriegswesens und Jourdan's Uebelbefinden ohne Plan und Kraft geführt worden, während Wellington eben so viel Einsicht als Nachdruck bewies. Die Franzosen verloren 5000 Mann an Todten und Verwundeten, 7—8000 Gefangene, 200 Kanonen, 400 Munitions- und an 1500 Packwagen. Joseph's eigener Reisewagen fiel mit allen darin befindlichen Papieren in die Hände des Feindes. Die von Jourdan an Clauzel und Foy gesandten Aufforderungen, in größter Eile auf Vittoria zu ziehen, waren bei ihnen zu spät eingetroffen. Die 27,000 Franzosen unter diesen beiden tapferen und fähigen Generalen hätten der Schlacht eine andere Wendung geben können. Aber die meisten Unternehmungen der französischen Heerführer waren, mit Ausnahme der Zeit, wo Napoleon in Spanien anwesend war, von Unglück oder Uneinigkeit begleitet gewesen. Die Officiere und Soldaten der Armee in Spanien waren die besten, welche der Kaiser besaß, aber der Mangel an einer angemessenen Führung machte alle ihre Anstrengungen vergeblich. Mit der Schlacht von Vittoria stürzte der längst wankende Thron Joseph's vollkommen zusammen. Er eilte mit den Ueberresten seines Heeres nach den Pyrenäen, um an deren Fuße Schutz zu finden, und die Ausgänge der Thäler, welche nach Frankreich führen, zu decken. Wellington, der am 21. Junius bei einzelnen Abtheilungen der französischen Armee,

namentlich der unter Reille, einen heftigen Widerstand gefunden hatte, brauchte Zeit, um sein Heer wieder zu ordnen, und rückte nur langsam vor.

Napoleon erhielt, während seines Aufenthaltes in Dresden, die Nachricht von der Niederlage bei Vittoria, und maß Joseph und Jourdan alle Schuld bei, ohne an die von ihm selbst in Betreff des spanischen Krieges begangenen Versäumnisse und Fehlgriffe zu denken. Er äußerte sich über Ersteren in einem Schreiben an den Reichserzkanzler Cambacérès in den beleidigendsten Ausdrücken, klagte ihn der Unfähigkeit und Fahrlässigkeit an. Der Marschall Soult wurde von Dresden aus mit außerordentlichen Vollmachten zur Armee nach Spanien, die mit 30,000 Mann verstärkt werden sollte, geschickt. Außerdem befahl er Joseph, Spanien auf der Stelle zu verlassen, sich nach seinem Landsitz Morfontaine zu begeben, und Paris nicht zu betreten, widrigenfalls er verhaftet werden würde. Es war nicht blos Zorn über den Verlust einer Schlacht, was Napoleon zu solcher Strenge reizte. Er fürchtete, daß Joseph der Kaiserin einst die Regentschaft streitig machen, vielleicht selbst gegen deren Sohn sich erheben könne. Es war dies eine seltsame Verkennung des thatunkräftigen, aber wohlwollenden und milden Charakters Joseph's, der unter allen Verwandten des Kaisers die meiste Anhänglichkeit an diesen besaß. Napoleon war, seitdem ihn das Glück zu verlassen angefangen hatte, im höchsten Grade mißtrauisch gegen die Menschen, besonders aber gegen diejenigen, welche ihm zunächst standen, geworden. Er dachte daselbst nicht entfernt an seinen Sturz, wohl aber an ein mögliches Ende auf dem Schlachtfelde. Um Joseph's vermeintliche Pläne zu hindern, verbot er den in Paris anwesenden Großwürdenträgern, denselben in Morfontaine zu besuchen.

Wellington's Heer lagerte vor Pampelona und San Sebastian, als Soult in Spanien ankam. Derselbe besaß an Clauzel, Drouet d'Erlon und Reille treffliche Unterbefehlshaber. Soult hob die bisherige Eintheilung in verschiedene Armeen auf und nahm Alles unter sein unmittelbares Kommando. Die drei Korps unter Suchet und die Festungsbesatzungen mitgerechnet, standen noch 180,000 Franzosen auf spanischem Boden. Soult konnte für eine Schlacht jedoch nur über einige siebenzigtausend, Wellington über 100,000 Mann verfügen. Für die Franzosen war es das Nächste und Wichtigste, Pampelona und San Sebastian zu entsetzen. Sie rückten zu dem Zweck nach dem Thal von Roncevaux vor. In den letzten Tagen des Julius fielen zwischen den beiden Armeen blutige Gefechte vor, in welchen Soult, ungeachtet seiner geringeren

Truppenzahl, zuweilen im Vortheil war, aber von dem Abgang an Mannschaft empfindlicher als sein mächtiger Gegner berührt wurde. Soult vertheidigte die Linie an der Bidassoa gegen überlegene Streitkräfte mit großer Ausdauer, vermochte aber nicht zu verhindern, daß sich San Sebastian (31. August) und Pampelona (31. Oktober) an die Engländer ergaben. Jetzt überschritt Wellington die französische Gränze, was seit dem Kriege in der Champagne und in den Niederlanden keinem feindlichen Feldherrn mehr gelungen war. — Suchet, Herzog von Albufera, konnte, nach dem Vordringen der Engländer bis zu den Pyrenäen, den Osten Spaniens in der bisherigen Ausdehnung nicht länger behaupten. Er räumte Valencia am 5. Julius, und zog sich nach Katalonien zurück. Die Spanier wurden von ihm in einem glänzenden Gefecht bei Col d'Ordal geschlagen (13. September), worauf er seine einzelnen Korps zwischen Barcelona und den Pyrenäen zusammenzog. Im Anfange des Jahres 1814 stand Wellington mit 77,000 Mann bei St. Jean de Luz, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, Soult mit 60,000 in einem verschanzten Lager bei Bayonne. Der Winter legte den militairischen Operationen eine Zeit lang Stillstand auf.

Napoleon hatte sich unterdessen von der Nothwendigkeit, Spanien ohne Bedingung aufzugeben, überzeugt. Er schickte Laforêt, der 1808 französischer Botschafter in Madrid gewesen, mit einem Schreiben an Ferdinand VII. nach Valencay, worin er diesem die Zurückerstattung seines Reiches und ein Bündniß mit Frankreich anbot. Um dieselbe Zeit stellte Joseph in Morfontaine eine förmliche Verzichtleistung auf die spanische Krone aus, obwohl nicht ohne anfängliche Weigerung und Anspruch auf Entschädigung. Ferdinand VII. ging auf des Kaisers Antrag ein, erklärte aber, den Herzog von San Carlos nach Aranjuez, wo sich die spanische Regentschaft befand, senden zu müssen, um von dieser Aufklärungen über die Lage des Landes zu erhalten. Am 8. December (1813) ward ein Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen Napoleon Ferdinand VII. als König von Spanien anerkannte, Letzterer aber die Engländer zu entfernen versprach. San Carlos langte am 4. Januar (1814) in Aranjuez an. Die Regentschaft verweigerte aber die Bestätigung des Vertrages vom 8. December, weil nach einem Beschluß der Kortes vom 1. Januar 1811, ohne vorangegangene Freilassung des Königs, mit Frankreich nicht unterhandelt werden solle, und der Traktat vom 14. Januar 1809 einen Frieden Spaniens mit Frankreich von Englands Zustimmung abhängig machte. Wenn Napoleon Ferdinand VII. früher die Freiheit wiedergegeben hätte, so würde dieser sich wahrscheinlich bei seiner Rückkehr mit

den Engländern, welche, ungeachtet ihrer großen Dienste, von der Mehrheit der Spanier nicht geliebt wurden, überworfen haben. Jetzt war es zu spät, und die spanische Regentschaft befahl die eifrige Fortsetzung des Krieges. Ferdinand brach erst in der Mitte März von Valencay auf.

Der Marschall Soult mußte im Januar (1814) zwei Divisionen Infanterie, sechs Regimenter Dragoner und 2000 Mann ausgesuchte Soldaten, welche Napoleon seiner Garde einverleiben wollte, zu dessen Armee entsenden, so daß ihm nur 43,000 Mann übrig blieben. Dagegen hatte Wellington Verstärkungen erhalten, und bezahlte die Bedürfnisse seines Heeres in baarem Gelde, während Soult im eigenen Lande zu gewaltsam eingetriebenen Lieferungen seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war. Die Stimmung der Bevölkerung im südwestlichen Frankreich wandte sich deshalb von Napoleon ab, und eine Proklamation des im Hauptquartier des englischen Oberbefehlshabers weilenden Herzoges von Angouleme, in welcher zum Sturz des kaiserlichen Thrones aufgefordert wurde, fand bis nach Bordeaux hin Anklang.

Wellington brach am 24. Februar von St. Jean de Luz mit 100,000 Mann, unter ihnen 30,000 Spanier, auf. Am 27. Februar kam es bei Orthez zu einer Schlacht, in welcher Soult zwar nicht besiegt wurde, aber vor der großen Uebermacht zurückweichen mußte. Wellington, der jetzt die Straße nach Bordeaux frei hatte, schickte Lord Beresford zur Besetzung dieser Stadt ab. Die Bevölkerung steckte beim Einzuge der Engländer die weiße Fahne auf, und erklärte sich für die Bourbonen. Es wurde alsbald eine Deputation, den Maire Grafen Lynch an der Spitze, zu Ludwig XVIII. nach Hartwell geschickt, um ihm*) die Wünsche der Einwohner für seine Rückkehr nach Frankreich darzulegen.

Suchet hatte im Januar 1814, auf Napoleon's Befehl, 10,000 Mann zur Rhonearmee abgeben müssen. Er war dadurch zu schwach geworden, um noch irgend Etwas auf spanischem Boden unternehmen zu können, und zog sich langsam nach der französischen Gränze zurück. Während dessen kam Ferdinand VII. daselbst an, und ward von Suchet bis an die Fluvia geleitet (23. März). Derselbe führte 14,000 Mann über die Pyrenäen zurück. Die letzte That der Franzosen in Spanien war ein Ausfall des Generals Habert, Gouverneurs von Barcelona (18. April). Erst am 28. Mai zog die französische Besatzung ab. Die Napoleonischen Fahnen haben am Längsten, außerhalb Frankreichs, in Hamburg und Barcelona geweht.

*) Es war dies der Grund, weshalb Ludwig XVIII. später dem Sohne des Herzoges von Berry den Titel: „Herzog von Bordeaux" beilegte.

Napoleon hatte in seinem Stolz, beim Anfange des Krieges in Spanien, an seinen Bruder Joseph die Worte geschrieben: „Ich werde in Spanien die Säulen des Herkules, aber nicht die Gränzen meiner Macht finden!“ — Nie ist eine Prophezeiung von den Thatsachen gründlicher widerlegt worden. Wenn der Eroberer in Rußland den unerwartetsten und betäubendsten Schlag erhielt, so hat sich dagegen seine Kraft in dem sechsjährigen Kampfe auf der pyrenäischen Halbinsel langsam, aber ununterbrochen verblutet. Ohne diese immer offene Wunde würde er jede andere Niederlage verschmerzt haben. Die Begeisterung der Spanier und Portugiesen, die Ausdauer der Engländer, die hohe Besonnenheit und Klarheit Wellington's kann nicht genug bewundert werden. Es war eine gerechte Fügung des Schicksals, daß das Gerüste der Napoleonischen Größe selbst von dem Brande ergriffen wurde, welchen er durch Verrath und Gewaltsamkeit in Bayonne angeschürt hatte. Die übrigen Veranlassungen zu seinem Sturz sind nicht alle von ihm ausgegangen, aber in Spanien hat er sich mit eigener Hand sein Grab gegraben.

6. Winterfeldzug der Verbündeten in Frankreich.

Napoleon hatte in Rußland eine in der neueren Geschichte unerhörte Niederlage erlitten, und war ganz allein, ohne Heeresmacht, nach Frankreich zurückgekommen. Die Trauer über diesen unermeßlichen Verlust trat besonders in den Familien. zu welchen die Hunderttausende der nicht Heimgekehrten*) gehörten, tief und erschütternd, hervor. Es war dies aber doch immer nur der erste Fall der Art in Napoleon's schon langer Laufbahn gewesen. Dann sah es aus, als sei das große Unternehmen nicht am Widerstande des Feindes, sondern allein an der Beschaffenheit des Landes, und der Strenge des Winters gescheitert. Die einzige große, in diesem Feldzuge gelieferte Schlacht, die von Borodino, war von Napoleon gewonnen, und Moskau eingenommen worden. Daß die Russen diese alte und berühmte Stadt lieber verbrannt als auf das Aeußerste vertheidigt hatten, galt für ein Eingeständniß ihrer Ohn-

*) Monate lang enthielt der Moniteur täglich die langen Listen der Gefallenen und Vermißten, wodurch die Katastrophe bis in den entlegensten Dörfern bekannt wurde.

macht, den Franzosen widerstehen zu können. Die im Ganzen verwegene, im Einzelnen oft planlose Kriegsführung Napoleon's in Rußland war der großen Mehrheit des französischen Volkes unbekannt geblieben. Napoleon's Rückzug machte deshalb auf die Massen nur den Eindruck eines von der Natur kommenden Unfalles, ohne Beimischung eigener Schuld. Man trauerte über das erfahrene Unglück, aber der Ruhm des Kaisers und der Stolz der Nation waren unverletzt geblieben.

Anders verhielt es sich mit Napoleon's Rückzug aus Deutschland. Er hatte zwar die beiden ersten Schlachten in dem Feldzuge von 1813 gewonnen, war wieder bis an die Oder vorgedrungen, und hatte dann noch den glänzenden, wenn auch fruchtlosen, Sieg bei Dresden davon getragen. Aber von dem Augenblicke an hatte sich das Blatt vollkommen gewandt. Erst waren seine Unterfeldherren auf mehren Punkten, und dann er selbst bei Leipzig gänzlich geschlagen worden. Zuletzt hatte er sich nur mit Noth bis zur französischen Gränze Bahn brechen können. Von dem zahlreichen Heere, mit welchem er im Frühjahr in den sächsischen Ebenen erschienen war, brachte er im Herbst nur unförmliche Trümmer, welche nicht einmal zur Vertheidigung der Gränzen genügend erschienen, über den Rhein zurück. Auf ein ungeheueres, aber aus scheinbar blos natürlichen Ursachen entstandenes, Unglück war eine von menschlicher Macht dem Eroberer zugefügte Niederlage gefolgt, die nicht mehr auf Rechnung außerordentlicher Umstände geschrieben, und nicht durch die ihm gewöhnlichen Künste der Täuschung verhüllt werden konnte.

Der Eindruck der 1813 erfahrenen Unfälle war deshalb ein hoffnungsloserer als der, welchen der Rückzug aus Rußland hervorgebracht hatte. Die Kunde von Dem, was, nach der Schlacht von Leipzig, bei der Brücke über die Elster sich ereignet hatte, war eine Bestätigung der trüben Betrachtungen, welche früher der Uebergang über die Beresina hervorgerufen hatte. Die ganze Nation, namentlich die bewußteren Klassen in ihr, wurden von der Ahnung ergriffen, daß ein neuer Wendepunkt in der Geschichte ihres Landes bevorstand. Es kam eine düstere Stimmung über die Massen, welche sich abermals von großen Opfern, um das sinkende Glück ihres Gebieters aufrecht zu erhalten, bedroht sahen. Aber im Ganzen herrschte unter ihnen der Gehorsam, selbst die Verehrung für den großen, wenn auch jetzt unglücklichen, Kaiser vor. Dagegen war in den gebildeten Ständen die frühere ebenfalls lebhaft gewesene Anhänglichkeit, mit Ausnahme der für den Kriegsdienst bestimmten Jugend, längst erloschen. Hier trat die Unzufriedenheit mit Napoleon's immerwährender Kriegsführung an die Stelle jedes anderen

Gefühls, selbst des so lange gehegten Nationalstolzes. Man war schon seit Eylau und Aspern an seiner Unbesiegbarkeit, an die man von Lodi bis Jena geglaubt hatte, irre geworden. Jetzt fing man überhaupt an seinem Glücke zu zweifeln an. Aber die Erinnerung an die blutigen Parteikämpfe während der Revolution, an den furchtbaren Mißbrauch, der damals mit der Freiheit getrieben worden, und die dann eingetretene Gewohnheit des Zwanges und der Ausschließung von aller Theilnahme am öffentlichen Leben wirkte so nachhaltig, daß die Unterwerfung unter das Bestehende selbst bei der Ueberzeugung, daß es wanke, und vielleicht dem Einsturz nahe sei, dieselbe wie früher blieb. Daß jetzt ganz Europa gegen Frankreich, wie im Anfange der Revolution, aber diesmal in viel kräftigerer und engerer Weise, vereinigt war, ward von der Menge nur dunkel, von den Unterrichteten dagegen vollkommen, und mit der Vorstellung aller sich daran knüpfenden Gefahren begriffen.

Die großen Staatsgewalten, alle höheren Behörden beharrten in ihrer unterwürfigen Haltung gegen den Kaiser, ungeachtet seines sinkenden Glückes, und waren zu jeder Willfährigkeit bereit. Es war dies eine Folge des, durch die Napoleon's Herrschaft vorangegangenen Stürme, in den hervorragenden Kreisen der Gesellschaft abgestumpften moralischen Gefühls, und der, bei den schwankenden Begriffen über Recht und Pflicht, entstandenen Neigung, nur den Besitz materieller Güter und Vortheile als das Gewisse und Entscheidende im Leben anzusehen. Napoleon hatte diese Stimmung vorgefunden, sie in unerhörter Weise ausgebeutet, und danach sein ganzes System eingerichtet.

Die vielen politischen Notabilitäten der Revolution waren großentheils schon vor Napoleon's Emporsteigen verschwunden gewesen. Die verhältnißmäßig wenigen, welche übrig geblieben, wie La Fayette, Carnot, Talleyrand, Fouché, Cambacérès, Regnault de St. Jean d'Angely, Lanjuinais, Boissy d'Angles u. s. w., besaßen keinen Einfluß mehr. Alles war vor dem gewaltigen Krieger und unermüdlichen Staatslenker, dem großen Imperator und Despoten, in Schatten getreten, hatte ihm entweder freiwillig das Feld geräumt, oder war von ihm zurückgestoßen worden, oder, was die meisten gethan, in seinen Dienst getreten. Unter den Mitgliedern der ersten Nationalversammlung und den Verfechtern der gemäßigten Revolution war es La Fayette fast ganz allein, der seine Unabhängigkeit bewahrt hatte. Er stand moralisch zu hoch da, um sich zum Werkzeuge eines Anderen herzugeben, hatte aber nicht die nöthige Thatkraft besessen, um im geeigneten Augenblick entscheidend in den Gang der Ereignisse einzugreifen. Jetzt war La Fayette eine vereinsamte

und fast vergessene Größe, wie es Kato von Utika gewesen sein würde, wenn er es über sich gebracht hätte, unter Cäsar's Herrschaft zu leben. — Talleyrand und seine zahlreichen Gesinnungsgenossen waren geschmeidige Naturen, ohne inneren Halt und sittliche Zwecke, die vor Allem sich geltend machen und genießen wollten, und da dies nur unter einem Gebieter möglich geworden war, sich demselben anschlossen, um seine Größe zu der ihrigen zu machen. Sie hatten sich ihm aber keineswegs ganz zu eigen gegeben, sondern sahen ihn, so wie er sie, nur als Mittel für sich an, und waren geneigt, sein Schiff, bevor es auf den Strand geriethe, zu verlassen, und vor Allem sich selbst zu retten. Auch hatten nicht alle Napoleonischen Würdenträger mit den neuen Stellungen und Titeln ihre alten Meinungen aufgegeben. Selbst im Senat fehlte es nicht an Anhängern der Principien von 1789, wie Gregoire, Garat, Lambrechts; im gesetzgebenden Körper waren Royalisten vorhanden, sogar in dem scheinbar aus lauter Vertrauten und Günstlingen zusammengesetzten Staatsrath gab es, wie wenigstens Napoleon behauptete, Republikaner, obgleich er allerdings oft alle die so bezeichnete, von welchen er wußte, daß sie seiner Willkührherrschaft und Eroberungslust nicht unbedingt beipflichteten. So viel ist gewiß, daß in den erleuchteten Klassen der Nation, unter den Männern von Denkkraft und Erfahrung, die Grundsätze der gemäßigten Revolution im Stillen mehr Anhang besaßen, als die officielle Haltung des Kaiserreichs vermuthen lassen konnte.

Es waren dies aber nur Ausnahmen von der Regel. Die Bewunderung und Schmeichelei für den Kaiser, allerdings nicht immer aufrichtig und deshalb dem Umschlage ausgesetzt, herrschte im Senat, dem gesetzgebenden Körper, den großen Gerichts= und Verwaltungsstellen, der Form nach, vor. Die Würdenträger und hohen Beamten hatten von ihm ihre Titel, Dotationen, sammt allem Zubehör, der sie über die Menge erhob, erhalten. Obgleich sie sich gegen ihn zu keiner unbedingten Dankbarkeit, wie die Folgezeit bewiesen, verpflichtet hielten, so glaubten sie doch, an ihm, so lange er noch oben stand, um ihres eigenen Vortheiles willen, festhalten zu müssen. Was nach ihm kommen könnte, war noch ganz unergründet, und würde, so meinten die Emporkömmlinge und Günstlinge des Kaiserreiches, ihnen höchst wahrscheinlich feindlich sein. Da man sich aber nur auf Das stützen kann, was, wenn es will, auch zu widerstehen vermag, so bot die von Napoleon geschaffene Aristokratie demselben in der Noth keine wahrhafte Hülfe dar. Er hatte ihr nie eine eigenthümliche Bedeutung beigelegt, sondern in ihr nur ein Instrument zur Ausführung seines Systems gesehen. Die Mitglieder seines Hofes,

der großen Reichskörper, der obersten Behörden waren, mit seltenen Ausnahmen, von politischer und moralischer Energie entblößt, oder hatten Das, was sie einst davon besessen, in seinem Dienste längst aufgebraucht. Der größte Theil von ihnen war, durch den vielfachen, von 1789 bis 1804 in den staatlichen Zuständen eingetretenen, Wechsel um alle tieferen Ueberzeugungen gekommen, und geneigt, mit jedem Winde zu segeln. Bei ihnen war weder der Patriotismus der Republikaner, noch die Verehrung der Royalisten für die Person des Souverains vorhanden. Sie hingen dem Kaiser, ohne Grundsatz und Ueberzeugung, nur aus Vortheil und Gewohnheit an. Selbst diese Gewohnheit war nicht tief gewurzelt, denn es hatten bei ihnen in der Regel vorher schon andere Gewohnheiten bestanden. Napoleon durchschaute ihre Gesinnungslosigkeit, mußte sie aber dulden, da er sie nicht durch Bessere zu ersetzen wußte, und er, je schwieriger seine Lage wurde, um so weniger Das, was er besaß, aufgeben konnte. Seine einzige wirksame Stütze lag in den Ueberresten seines Heeres, und in den unteren Kreisen der städtischen und ländlichen, großentheils früher im Kriege versuchten Bevölkerung, wenn er es hätte über sich gewinnen können, dieselbe, wie im Anfange der Revolution geschehen war, zu einer allgemeinen Bewaffnung aufzurufen. Aber er fürchtete die Idee des Vaterlandes, welche in Frankreich in zu naher Berührung mit der der Freiheit steht, um von ihr willkührlich getrennt werden zu können. Er sprach wohl zuweilen von Vaterland, aber ohne damit den Sinn eines selbstständigen Gemeinwesens zu verbinden. Napoleon wollte zu seiner Vertheidigung gegen den Feind nur eine gut eingerichtete Maschine, eine möglichst zahlreiche Linienarmee aufstellen, zu welcher das Material aber auf den Schlachtfeldern von Moskau bis Hanau verloren gegangen war, und sich nicht so bald ersetzen ließ. Eine nationale Erhebung im Innern erschien ihm noch bedenklicher, als der Angriff von Außen. Wenn seine Stellung zuerst durch seine ungemessene und verwegene Eroberungssucht erschüttert worden, so sollte sie, durch die Vernachlässigung des volksthümlichen Elements bei der Abwehr, zuletzt ganz zusammenstürzen. Seine unbezwingbare Abneigung gegen Alles, was einer freien Bewegung ähnlich sah, ließ ihn die einzige Bedingung einer möglichen Rettung für ihn verwerfen.

Napoleon hatte nach dem Rückzuge aus Rußland, vermöge seiner außerordentlichen Thätigkeit, ein neues, großes Heer, ungeachtet der Opfer, welche der Krieg in Spanien kostete, in überraschender Eile zusammengebracht. Auch jetzt that er alles Mögliche, aber die Auffindung der nöthigen Mittel war schwieriger geworden. Denn der Feldzug des

Jahres 1813 hatte wenigstens 300,000 Mann gekostet, und das Vertrauen war nicht nur unter dem Volk, sondern auch bei den Behörden und ausführenden Beamten geringer als ein Jahr vorher geworden.

Marie Luise hatte, in ihrer Eigenschaft als Regentin, am 7. Oktober (1813), in einer im Senat gehaltenen Rede, auf die Nothwendigkeit neuer Anstrengungen für die Kriegführung hingewiesen, und eine Aushebung von 280,000 Mann erwirkt. Als Napoleon zum zweiten Mal als Besiegter zurückkam, verlangte er eine neue Konskription von 300,000 Mann*), die ihm auch vom Senat ohne Widerrede bewilligt wurde (15. November 1813), und ordnete zugleich eine Erhöhung der Abgaben, bestehend in 30 Zusatzcentimen zu der Hauptsumme der Thür- und Fenstersteuer, in dem Doppelten der Personen- und Mobiliarsteuer und in zwei Decimen vom Kilogramm Salz, an (9. Januar 1814). So, als hätte der Kaiser die Geduld der Nation immer mehr auf die Probe stellen, und seinen Gegnern noch stärkere Waffen als sonst zur Anklage gegen ihn in die Hände geben wollen, verletzte er bei dieser Gelegenheit die von ihm gegebene Konstitution, indem er die Zustimmung des gesetzgebenden Körpers zu dieser Erhöhung der Steuern umging. Von den 580,000 Rekruten, welche der Senat bewilligt hatte, war ein großer Theil nur auf dem Papier vorhanden. Wenn der Kaiser sich zu einem Aufgebot der Nation in Masse entschlossen und den Kampf auf französischem Gebiet für einen Volkskrieg erklärt hätte, wozu aber eine Aenderung in dem bisher von ihm befolgten Regierungssystem nöthig gewesen wäre, so würde, bei mitwirkender Begeisterung, die Aufstellung dieser Masse von Streitkräften vielleicht möglich gewesen sein. Auf dem gewöhnlichen Verwaltungswege waren sie nicht zusammenzubringen. Was davon eingezogen werden konnte, wurde Officieren und Unterofficieren, welche mit den Ueberresten des Heeres über den Rhein zurückgekommen waren, und anderen, die aus Spanien herbeigerufen worden, zur Ausbildung übergeben. Aber einmal war unter diesen Konskribirten ein ansehnlicher Theil durch körperliche Unreife zum Kriegsdienst unfähig, und dann ließen die Verbündeten Napoleon keine Zeit, um seine Rüstungen vollenden zu können.

Das Hauptquartier der Verbündeten war, nach der Schlacht von Hanau, nach Frankfurt a. M. gekommen, wo sich die Kaiser von Rußland und Oesterreich befanden, und wohin sich der König von Preußen,

*) Frankreich hatte dem Kaiser vom December 1811 bis zum November 1813 1,227,000 Mann stellen müssen.

nach einem Besuche seiner Hauptstadt, ebenfalls begab. Es waren daselbst auch die ersten Minister und Generale der Koalition vereinigt. In der Nähe des Rheins angelangt, war der leitende, besonders von Oesterreich ausgehende, Gedanke der Diplomatie, den Krieg nicht nach Frankreich, sobald Napoleon sich zu einem angemessenen Frieden verstände, hinüberzutragen. Man übertrieb in Frankfurt die dem Kaiser noch zu Gebot stehenden Streitkräfte, scheute besonders sein militairisches Genie, und hielt es nicht für unmöglich, daß er, um einem gänzlichen Schiffbruch zu entgehen, zu den verzweifeltsten Mitteln seine Zuflucht nehmen könnte.

Der frühere französische Gesandte in Weimar, Baron von St. Aignan, war bei der, nach der Schlacht von Leipzig, beabsichtigten Rückkehr nach Frankreich unterweges von Kosaken angehalten und nach Frankfurt gebracht worden. Die dort versammelten ersten Diplomaten der Koalition, Fürst Metternich *), Graf Nesselrode und Lord Aberdeen **), zogen St. Aignan zu einer Konferenz (11. November), in welcher sie eine Antwort auf Napoleon's an den General Meerveldt am 16. Oktober mitgetheilte, und bisher unbeantwortet gebliebene Anträge entwarfen. Man verlangte von dem Kaiser die Beschränkung Frankreichs auf Das, was er früher oft selbst die natürlichen Gränzen desselben, Rhein, Alpen, Pyrenäen, genannt hatte, die Unabhängigkeit Deutschlands und der Schweiz, und schlug zu der Ausgleichung der übrigen Fragen einen Kongreß vor. St. Aignan brachte diese Note nach Paris, wo er am 13. November ankam.

Anstatt die Gelegenheit zur Abschließung eines nach Katastrophen, wie die an der Beresina und bei Leipzig, noch immer höchst vortheilhaften Friedens mit beiden Händen zu ergreifen, ließ Napoleon durch den Herzog von Bassano eine Antwort an Metternich ergehen, in welcher die gemachten Anträge nicht einmal berührt wurden. Bassano erklärte nur, es sei des Kaisers Wunsch, über einen Frieden „auf der Basis der Unabhängigkeit aller Nationen, sowohl unter dem kontinentalen als maritimen Gesichtspunkte" — zu unterhandeln, und brachte dazu einen Kongreß in Mannheim in Vorschlag. Napoleon war an und für sich einem Frieden, der Frankreichs sogenannte natürliche Gränzen zur Grundlage hatte, nicht abgeneigt. Er glaubte aber in Bezug auf die übrigen, dabei zur

*) Derselbe hatte von seinem Kaiser nach der Schlacht von Leipzig den Fürstentitel erhalten.

**) Früher englischer Botschafter in Wien und Metternich nahe befreundet.

Sprache zu bringenden Gegenstände, wie die Bestimmungen über Italien, Holland, die Entschädigung für seine Verwandten u. s. w., bessere Bedingungen zu erhalten, wenn er noch einmal das Kriegsglück versuchte. Er fürchtete, daß ohne einen neuen Sieg, der die Scharte von Leipzig auswetzte, der Friede ihn in den Augen der Franzosen demüthigen würde. Die blinde Zuversicht in seine Erfolge auf dem Schlachtfelde machte, daß er jetzt, wie sechs Monate vorher in Prag, auf nichts Bestimmtes einging und sich die Möglichkeit zu einem ehrenvollen Abschlusse entgehen ließ.

Metternich erklärte am 25. November, daß die Antwort des französischen Kabinets nicht befriedige, da sie die vorgeschlagenen Bedingungen außer Acht gelassen habe. Die Langmuth der verbündeten Monarchen und ihrer Minister, selbst des Kaisers Franz und Metternich's, mußte endlich ermüden, wenn sie sahen, daß der Gegner keine ihm dargebotene Gelegenheit zu einer Ausgleichung aufrichtig in Betracht zog, sondern nur Zeit zu gewinnen suchte. Zugleich ging die Absicht Napoleon's, den Krieg zu erneuern, aus der neuen Konskription von 300,000 Mann klar hervor. Die ohnedies vorhandene Ueberzeugung, daß mit ihm auf dem Wege der Unterhandlungen kein Ziel zu erreichen sei, ward dadurch noch verstärkt. Am 1. December erließen die Verbündeten von Frankfurt aus eine Erklärung über die Grundsätze, welche sie bei dem Kriege gegen Napoleon leiteten. „Sie führen nicht Krieg gegen Frankreich, sondern gegen das Uebergewicht, welches, zum Unglück Frankreichs und Europa's, der Kaiser Napoleon zu lange außerhalb der Gränzen seines Reiches ausgeübt hat. Sie wollen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, erkennen einen größeren Gebietsumfang desselben an, als es je unter den Königen gehabt hat, wollen aber ebenfalls frei, glücklich und in Ruhe sein, und werden die Waffen nicht eher niederlegen, als bis gewissenhaft beobachtete Verträge Europa einen wahrhaften Frieden gewährt haben." — Diese Erklärung der Verbündeten hatte den Zweck, die Franzosen von ihrem Kaiser zu trennen, indem sie vorgaben, nicht gegen jene, sondern nur gegen diesen Krieg zu führen, und Frankreich, wenn es sich von seinem Gebieter trennen wolle, einen wünschenswerthen Frieden in Aussicht zu stellen. Zugleich band sich die Koalition dadurch bis auf einen gewissen Grad die Hände, indem sie, wenn die französische Nation ihren Kaiser im Stich ließ, ihr auch die versprochenen Vortheile angedeihen lassen mußte. Napoleon verstand die Absicht dieser Erklärung, ihn in den Augen seines Volkes als ein Hinderniß für dessen Glück zu bezeichnen, fühlte auch, daß damit im Grunde auf seine Ent-

thronung hingewiesen sei, und war um so eher geneigt, das Glück der Waffen zu versuchen, die Franzosen durch Siege an sich zu fesseln, und seine Feinde von Neuem zu schrecken. Er ließ zwar, ehe ihm noch das Manifest der Koalition vom 1. December zu Gesicht gekommen war, durch den Herzog von Bassano erklären, daß er bereit sei, auf der Basis der Note vom 11. November zu unterhandeln, und Metternich versprach, dies den verbündeten Monarchen mittheilen zu wollen. Aber ein Kongreß kam in Folge der von Napoleon herbeigeführten Verzögerung nicht zu Stande. Der von französischer Seite ernannte Bevollmächtigte, Herzog von Vicenza, welcher nach Mannheim gehen wollte, wurde an den Vorposten abgewiesen. Die Verbündeten waren unterdessen anderen Sinnes geworden, und gedachten, ohne die Möglichkeit des Friedens abzuschneiden, den Ausgang vom Kriege abhängen zu lassen. Wenn der französische Kaiser sich dadurch bessere Bedingungen erkämpfen wollte, so dachten sie dagegen ihm schwerere aufzulegen.

Es gab nach der Schlacht von Leipzig eine Kriegspartei im Hauptquartier der Koalition, welche den Kampf auf das Aeußerste zu führen entschlossen war. Sie wollte in Frankreich einfallen, nach Paris vordringen, Napoleon stürzen, das französische Gebiet sehr verkleinern, und sich vom Feinde die Kriegskosten ersetzen lassen. An der Spitze dieser Partei standen Blücher und Gneisenau, die Prinzen Wilhelm und August von Preußen, durch ihre Tapferkeit eben so hervorragend wie durch ihren Rang, und die meisten Generale der schlesischen Armee. In demselben Sinne wirkte Stein bei dem Kaiser Alexander, der gegen Napoleon seit dem Einfalle in Rußland in demselben Maße eingenommen war, als er ihn früher bewundert hatte. Alexander wurde in dieser Stimmung außerdem noch durch den aus London zurückgekehrten General Pozzo di Borgo, einen Landsmann des französischen Kaisers, bestärkt. Pozzo di Borgo, 1789 Mitglied der französischen Reichsstände für Korsika, war später, als Paoli sich gegen den Konvent erklärte, zu dessen Partei übergetreten und hatte sich dabei mit Napoleon, der mit seiner ganzen Familie Frankreich treu blieb, überworfen. Pozzo di Borgo ward gezwungen, Korsika zu verlassen, lebte eine Zeit lang in England, ging dann in russische Militairdienste, wo seine Feindschaft gegen Napoleon mit dessen Größe zunahm, und zuletzt in einen tödtlichen Haß ausartete. Pozzo di Borgo, der schon früher dem französischen Kaiser in England, Preußen, Oesterreich und Rußland, so viel an ihm war, unermüdlich entgegengearbeitet hatte, trat jetzt im Hauptquartier der Verbündeten als sein heftigster Ankläger auf, und

trieb zu seinem Sturz*) an. Zu der Zeit seines Glückes hatte der triumphirende Imperator seines im Vergleich zu ihm so ohnmächtigen Landsmannes Haß oft verspottet. Jetzt sollte ihm derselbe gefährlich werden.

Das am Meisten in das Gewicht fallende Wort für eifrige Fortsetzung des Krieges bis an sein Ziel ging jedoch von den preußischen Heerführern, namentlich von Blücher, und dessen rechter Hand, Gneisenau, aus. Bis zu Ende August's 1813 war Preußen, obgleich ohne seine Erhebung die Russen nicht über die Oder gekommen sein würden, und Oesterreich nicht den Muth zum Anschlusse an die Koalition gehabt hätte, keineswegs seinem ganzen Werth nach gewürdigt worden. Rußland hatte, in Erinnerung an Moskau und die Beresina, die erste Stelle in der öffentlichen Meinung eingenommen. Aber von der Schlacht von Groß-Beeren, und besonders von der an der Katzbach und den ihr folgenden Gefechten an, stieg die Anerkennung der preußischen Tapferkeit in der Person Blücher's, und der preußischen Kriegskunst in der Gneisenau's, und traten die früher gefeiertsten Namen, wie Barclay de Tolly, Wittgenstein u. s. w., dagegen zurück. Ueberall, wo Blücher, Gneisenau, Yorck, Bülow, Kleist ein entscheidendes Wort mitzusprechen gehabt hatten, war von den Verbündeten gesiegt; überall, wo dies nicht der Fall gewesen, der Erfolg ausgeblieben oder verzögert worden. Ohne Blücher's Siege in Schlesien würde Napoleon sich in Sachsen bis zum Winter gehalten, und den Feldzug für sich glücklich beendigt haben; ohne Blücher's ungestümen Eifer und sein immerwährendes Drängen würde der Kronprinz von Schweden nicht auf das linke Elbufer gegangen, und die Schlacht von Leipzig nicht gewonnen worden sein. Ohne das schlesische Heer hätten die Verbündeten nicht das Rheinufer erreicht. Dies konnte selbst von Neid und Mißgunst nicht geläugnet werden. Es waren aber gerade diese Generale, welche bei jeder Gelegenheit die für den Frieden gestimmten Diplomaten, und die unter deren Einflusse stehenden Militairs zum Einfalle in Frankreich und zum Zuge nach Paris aufforderten. Bei Blücher ging diese begeisternde Anregung für Fortsetzung des Kampfes mehr aus Thatendrang und Schlachtenlust, und der Neigung, an Napoleon und Frankreich für die in Preußen verübten Unbilden Rache zu nehmen, hervor. Bei Gneisenau mischten sich in diese Stimmung deutsch-nationale Beweggründe, das Verlangen, das ver-

---

*) Pozzo di Borgo pflegte später zuweilen zu sagen: „Ich habe Napoleon zwar nicht zu Falle gebracht, aber doch etwas Sand auf seinen Sarg geworfen!“

lorene linke Rheinufer wieder mit dem Hauptlande zu verbinden, und die Ueberzeugung, daß, so lange Napoleon, dessen furchtbare Bedeutung von ihm besser als von Blücher gewürdigt wurde, mächtig bliebe, Deutschlands Unabhängigkeit immer gefährdet sein würde. Blücher's leidenschaftliche, Gneisenau's scharfsinnige Entwickelung aller Motive für Durchführung des Kampfes gegen Frankreich rissen zuletzt selbst den zögernden und bedächtigen Schwarzenberg fort, der, so weit es ihm die Politik seines Hofes verstattete, auf diese Ansichten einging.

Noch andere, in der nächsten Gegenwart liegende, unmittelbar wirksame Gründe verstärkten das von den preußischen Heerführern ausgehende Kriegsfeuer. Die Verbündeten wurden es bald inne, daß ihre Streitkräfte sich vermehrten, während die des Feindes sich verminderten. Man hatte, in Folge der aus dem Innern Frankreichs einlaufenden Nachrichten, Ursache, daran zu zweifeln, daß Napoleon im Stande sein werde, die von dem Senate dekretirten Aushebungen, wenigstens ihrem ganzen Umfange nach, zu verwirklichen. Dagegen wurden auf Seiten der Verbündeten die Belagerungskorps von Dresden und Danzig verfügbar. Nach den von dem General Bülow aus Holland einlaufenden Siegesberichten ließ sich die vollkommene Befreiung jener Gegenden von der französischen Herrschaft vor Schluß des Jahres erwarten. Der Kronprinz von Schweden war gegen Dänemark so rasch vorgeschritten, daß dasselbe bald zum Frieden genöthigt sein mußte, und die in Schleswig eingerückten Truppen gegen Frankreich verwandt werden konnten. Napoleon's eigener Schwager, Murat, König von Neapel, war von ihm abgefallen, und führte sein Heer in Italien zur Verstärkung der Oesterreicher herbei. Es war außerdem die Aussicht vorhanden, das am Rhein stehende Heer mit einer mächtigen Verstärkung aus den Ländern der früheren Rheinbundsstaaten zu versehen. Gleich nach dem Eintreffen der ersten Antwort Napoleon's war in Frankfurt eine Kommission, zu welcher Stein und Gneisenau gehörten, niedergesetzt worden, welche es den ehemaligen Rheinbundsfürsten zur Pflicht machte, 145,000 Mann regulairer Truppen zur Verwendung gegen Frankreich zu stellen. Dieses Kontingent sollte in acht sogenannte Bundeskorps eingetheilt, und dem böhmischen, dem schlesischen und dem Nordheer zugewiesen werden. Die Kriegspartei im Hauptquartier der Verbündeten glaubte allerdings nicht, daß es in den Wünschen des Kaisers Franz liege, den Kampf bis zur Entthronung seines Eidams auszudehnen, rechnete aber auf Napoleon's Stolz und Hartnäckigkeit zur Verwerfung aller mit den Verhältnissen übereinstimmenden Friedensanträge, die dann auch Oesterreich zur

Einwilligung in seinen Sturz nöthigen werde. Es wurde demnach beschlossen, die französische Gränze am 1. Januar 1814 zu überschreiten, und den großen Gegner im Mittelpunkte seiner Macht aufzusuchen.

Obgleich Napoleon im Wesentlichen unumschränkt regierte, so wollte er, unter den vorhandenen Umständen, die Formen der Verfassung nicht ohne Noth verletzen. Er hatte die Einberufung des gesetzgebenden Körpers durch ein von Gotha aus datirtes Dekret angeordnet (25. Oktober 1813), die Eröffnung auf den 2. December festgesetzt, dieselbe aber, um der Versammlung ein Ergebniß über den Stand der Friedensunterhandlungen mittheilen zu können, bis auf den 19. Decbr. verschoben. In der Zwischenzeit war von ihm seine Willfährigkeit zu Unterhandlungen, welche auf der Grundlage der Note vom 11. Novbr. beruhen sollten, zu erkennen gegeben, von den Verbündeten aber, als zu spät gekommen, abgelehnt worden. Auch war unterdessen das Manifest vom 2. December erschienen. Napoleon glaubte dadurch in den Stand gesetzt zu sein, die Verlängerung des Krieges der Koalition beimessen zu können, und um so mehr Recht zu haben, von den Franzosen die größten Anstrengungen zur Erkämpfung eines ehrenvollen Friedens zu fordern.

Am 19. December eröffnete Napoleon die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers mit kaiserlichem Glanze, und hielt eine der ihm eigenthümlichen, wie aus Erz gegossenen Reden, welche für den Augenblick eine große Wirkung hervorbrachte. Er beschwerte sich in ihr über den Abfall seiner Verbündeten, erklärte seine Neigung zu einem, mit der Ehre der Nation verträglichen, Frieden, und sprach die Hoffnung aus, daß dieselbe immer seiner und ihrer würdig erscheinen werde. Die Hauptsache aber war die Ankündigung, daß alle auf die Unterhandlungen bezüglichen Papiere vorgelegt werden sollten. Dadurch ward eine große Spannung erregt.

Am 20. December erschien ein Dekret, das sowohl aus dem Senat als dem gesetzgebenden Körper je fünf Mitglieder zu wählen befahl, die sich zu einer Kommission, behufs der Prüfung der vorzulegenden Dokumente, vereinigen sollten. Bei der Wahl zu der Kommission fand im gesetzgebenden Körper eine lebhafte Bewegung statt, und es gingen, ungeachtet der eifrigen Gegenwirkungen der Regierung, aus der Urne die Namen von fünf Deputirten hervor, die sämmtlich Gegner des Napoleonischen Systems, von denen aber zwei, Lainé und Raynouard, im Stillen Anhänger der Bourbonen waren.

Die Kommission, wie der größte Theil des gesetzgebenden Körpers, und überhaupt der aufgeklärten Klassen in Frankreich, traute der angeb-

lichen Friedensliebe Napoleon's nicht. Man glaubte wohl, daß derselbe im Allgemeinen, den Stand seiner Angelegenheiten in Betracht gezogen, zu einer Aussöhnung mit Europa geneigt, aber nicht, daß er die dazu nöthigen Opfer zu bringen bereit sei. Dieser Verdacht ward vermehrt, als die Rede des kaiserlichen Bevollmächtigten bei der Kommission, des Staatsrathes Regnault de St. Jean d'Angely, im Moniteur mit Weglassung oder Minderung aller der auf den Frieden bezüglichen Stellen erschien. Der Kaiser hatte gefürchtet, daß dieselben ihn in den Augen der Verbündeten als zu nachgiebig, und in denen seines Volkes als kleinmüthig erscheinen lassen könnten.

Die Kommission hatte zu ihrem Präsidenten Lainé, einen Advokaten aus Bordeaux, durch Charakter und Talent hervorragend, ernannt. Dieser hob in seiner Berichterstattung über die Berathungen seiner Kollegen zwar die Nothwendigkeit hervor, den Krieg, im Falle der Frieden unmöglich sein sollte, mit Nachdruck zu führen, wies aber auch auf die Nothwendigkeit, die Konstitution treu zu beobachten, besonders aber auf Gewährleistung für Ausübung der politischen Rechte der Nation, und der persönlichen Freiheit der Bürger hin. „Es ist nicht genug," sagte der Redner, „ein Volk zur Ergreifung der Waffen aufzufordern. Es muß auch wissen, daß sein Blut nur zur Vertheidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergossen werden soll." — Es ward damit allgemein verständlich auf die so lange gewährte Eroberungssucht Napoleon's und seine vielen Verfassungsverletzungen angespielt. Der Bericht Lainé's ward mit 223 gegen 31 Stimmen angenommen. — Noch viel feindseliger gegen Napoleon trat Raynouard auf, der, in langer und feuriger Rede, die zunehmende Last der Abgaben und der Konskription, den Untergang alles Seehandels, das Niederliegen des Ackerbaues, die Abnahme des Gewerbefleißes beklagte, und diesen traurigen Zustand in unverkennbarer Weise dem herrschenden System Schuld gab. Eine solche Sprache war, in keiner öffentlichen Versammlung in Frankreich, seitdem Napoleon am Ruder saß, mehr vernommen worden. Der Kaiser befahl, alle gedruckten Exemplare von Lainé's Bericht und Raynouard's Rede zu vernichten, und vertagte den gesetzgebenden Körper. Als aber ein Theil desselben am 1. Januar 1814 zur Beglückwünschung vor ihm erschien, brach er gegen die Mitglieder der Kommission in den heftigsten Zorn aus. Er nannte Lainé einen Aufwiegler, meinte, daß elf Zwölftheile der Deputirten gut gesinnt, die anderen aber Meuterer wären. Er sagte, daß Frankreich seiner mehr als er Frankreichs bedürfe, und daß er in drei Monaten als Sieger dastehen oder zu den Todten gehören werde. —

Er wagte es aber nicht, gegen Lainé und seine Kollegen anders als mit Worten einzuschreiten, indem er durch Strafen eher zu reizen als zu schrecken fürchtete.

Die Verbündeten hatten unterdessen ihre Vorbereitungen zu dem Einrücken in Frankreich vollendet. Ihre gesammte Streitmacht war nach wie vor in drei gewaltige Heerhaufen getheilt. Die böhmische, oder große, auch die Hauptarmee genannt, unter dem Oberbefehl des Fürsten von Schwarzenberg, war, überwiegend aus österreichischen Truppen zusammengesetzt, die Würtemberger, Badener, Hessen, Würzburger und Frankfurter eingeschlossen, 261,000 Mann stark, und führte 736 Kanonen bei sich. — Die schlesische Armee, den Feldmarschall Blücher an der Spitze, zählte, zwei deutsche Bundeskorps mitgerechnet, 137,000 Mann, und war mit 508 Geschützen versehen. — Die Nordarmee stellte jetzt kein Ganzes mehr dar. Das sogenannte polnische Heer unter Beningsen belagerte Hamburg. Der Kronprinz von Schweden war nach Schleswig-Holstein gezogen. Ein Korps unter Tauenzien belagerte die Oder- und Elbefestungen. Was von dem Nordheer im freien Felde verwandt werden konnte, beschränkte sich zunächst auf das Korps unter Bülow in Holland, 30,000 Mann. Ihm sollte das Korps unter Winzingerode, der sich jedoch sehr verspätete, nachrücken. Beide betrugen 60,000 Mann mit 258 Geschützen. Zu dem Nordheer in Holland sollten zwei deutsche Bundeskorps unter dem Herzoge von Weimar und dem Herzoge von Braunschweig stoßen, und seine Stärke in den Niederlanden auf 120,000 M. gebracht werden. — Außerdem konnten die Verbündeten noch auf zahlreiche Reserven rechnen. Wenn man alle ihre Streitkräfte am Rhein, in Holland und an der schweizerischen Gränze zusammenrechnet, so betrugen sie wenigstens 519,000 M. mit 1500 Kanonen.

Ungeachtet der ungeheueren Macht, welche die Verbündeten gegen Napoleon aufgestellt hatten, wurden von ihnen, zur freien Verfügung im Felde, nur ungefähr 270,000 Mann, die böhmische Armee und etwa 50,000 Mann von der schlesischen, bestimmt, und von diesen 270,000 blieb ein ansehnlicher Theil am Rhein zurück, so daß zum Angriff gegen Napoleon nur 200,000 Mann vorhanden waren. Der Plan der Verbündeten war, in Frankreich auf einer Linie von hundert Meilen, von Dünkirchen bis Genf, so viel als möglich, zu derselben Zeit, vorzudringen. Das böhmische Heer sollte größtentheils durch die Senkung zwischen Jura und Vogesen, und über das Juragebirge in die ehemalige Bourgogne einrücken, das schlesische vom Mittelrhein nach der Marne ziehen, und beider Marsch so eingerichtet werden, daß, Mitte Januars, das böhmische

bei Langres, das schlesische bei Metz angekommen waren, und dann in Verbindung mit einander traten.

Der ungeheueren Macht der Verbündeten hatte Napoleon verhältnißmäßig nur sehr geringe Widerstandsmittel entgegenzusetzen. Es waren von ihm außerordentliche Kommissarien, meist Senatoren, in die Departements zur Aufbietung der Nationalgarde für den aktiven Dienst, zur Beschleunigung der Truppenmärsche, zur Errichtung von Magazinen, geschickt worden, dieselben hatten aber wenig ausgerichtet. Da die Nation seit fünfzehn Jahren jeder Initiative entbehrte, den Stand der öffentlichen Verhältnisse oft nicht einmal den äußeren Umrissen nach kannte, und sich gewöhnt hatte, den Anstoß in allen Dingen von Napoleon zu erwarten, so war von ihr auf keinen freiwilligen Aufschwung, keine Entwickelung einer selbstständigen Kraft zu rechnen. Der Kaiser that auch jetzt nichts, um diese zerbröckelte Masse durch einen belebenden Kitt wieder einigermaßen aufzurichten. Nicht einmal eine Proklamation, den Grund, Sinn und Zweck des bevorstehenden Kampfes berührend, ward erlassen. Napoleon hatte vollkommen die Gewohnheit der legitimen und absoluten Fürsten angenommen, Alles mit seinen Ministern und den fremden Höfen, im Stillen und Geheimen, abzumachen, und holte bei der Entscheidung über Krieg und Frieden nicht einmal die Meinung der großen Reichskörper ein.

Seine zur Vertheidigung der Gränzen vorgeschobenen Korps waren gewissermaßen nur dünne Streifen, die erst von den in Folge der letzten Aushebungen zu erwartenden Rekruten und der mobilisirten Nationalgarde Stärke und Dichtigkeit erhalten sollten. Hierzu hätten aber wenigstens einige Monate Zeit gehört, die ihm aber von den Verbündeten nicht gelassen wurden. Er hatte bei der ihm früher so oft zu Statten gekommenen Langsamkeit, namentlich der Oesterreicher und Russen, und den einer Koalition eigenthümlichen Schwierigkeiten, die Erneuerung des Krieges erst zum Frühjahr erwartet, und seine Rüstungen, ungeachtet seiner unausgesetzten Thätigkeit, kaum zur Hälfte beendigt, als er sich auf allen Seiten angegriffen sah.

Napoleon's Streitkräfte waren im Allgemeinen wie folgt vertheilt:

Von Basel bis Straßburg 16,500 Mann unter Victor — 18,500 Mann unter Marmont von Straßburg bis Koblenz — in Mainz lagen 16,000 Mann unter Morand — eben so viel in den Festungen am Oberrhein und an der Schweizergränze. In zweiter Linie stand Ney bei Nancy mit 10,000 Mann — Mortier mit 12,500 Mann bei Langres — am Niederrhein, von Wesel nach Nimwegen, Macdonald, mit dem

sich Molitor auf dem Rückzuge aus Holland verband, mit 22,000 Mann. — Die äußersten Flügel bildeten, im Norden: Maison bei Antwerpen mit 16,000 Mann – im Süden: Augereau, der Lyon und die Umgegend vertheidigen sollte, im Anfange aber kaum einige Regimenter vorfand. Nach Abzug der Besatzungen in den Festungen, den großen Städten und Seeplätzen, konnte Napoleon in offenem Felde den 200,000 Mann der Verbündeten höchstens 80,000 meist junge Soldaten mit ungenügender Artillerie, und mittelmäßig berittener Kavallerie entgegenstellen. Seinem Systeme treu, nichts ohne den äußersten Zwang aufzugeben, ließ er 30,000 Franzosen bei der Armee des Vicekönigs von Italien, obgleich sie seiner Sache dort keine wesentlichen Dienste leisten konnten, und zog von Suchet's Truppen aus Katalonien nur einen Theil an sich.

Die Verbündeten hatten ihre Absicht, den Feldzug mitten im Winter zu beginnen, sorgfältig geheim gehalten, und Napoleon von einem solchen Entschlusse nichts geahnt. Schon vom 8. Decbr. an fing in der böhmischen Armee eine größere Zusammenziehung stattzufinden, die am 20. December vollendet war. In der Nacht vom 20. zum 21. December überschritt die Vorhut unter Bubna, Giulay und Aloysius Lichtenstein den Rhein bei Basel. Ihr folgten die übrigen Korps, zuletzt das des Kronprinzen von Würtemberg, und die preußischen und russischen Garden, bei welchen sich die Monarchen befanden, die am 1. Januar unterhalb Hüningen das linke Rheinufer betraten. Das Korps unter Wrede zog rechts nach dem Elsaß ab, die übrigen setzten ihren Marsch durch die Schweiz fort. Bubna besetzte am 30. December ohne Schwerdtschlag Genf, das sich von der erzwungenen Vereinigung mit Frankreich losriß und sich für unabhängig erklärte. Das Lichtenstein'sche Korps umstellte Besançon, die Korps von Hessen-Homburg und Colloredo zogen auf Dijon und Langres. Nirgends ward von französischer Seite ein ernster Widerstand entgegengesetzt. Er wäre auch gegen solche Massen erfolglos gewesen. Die Marschälle Victor, Mortier, Ney mußten sich mit ihrer geringen Macht zurückziehen. Das Volk empfing die fremden Truppen keineswegs als Befreier, machte aber auch keine Miene, sich ihnen entgegenzusetzen. Der ungeheuere Glückswechsel, im Laufe eines einzigen Jahres begonnen und vollbracht, schien Alles mit stummem und trübem Erstaunen zu erfüllen. Am 26. Januar war die böhmische Armee bis Bar an der Aube vorgedrungen, und ihrer Vereinigung mit der schlesischen stand wenig mehr im Wege.

Die schlesische Armee, am rechten Rheinufer von Mannheim bis Koblenz gelagert, brach in der Neujahrsnacht von 1814 auf. Yorck und Langeron gingen bei Caub, Sacken bei Mannheim, St. Priest, jetzt unter Blücher's Befehl gestellt, bei Koblenz über den Rhein. Ein Theil der Armee blieb zur Blokade von Mainz zurück. Das Korps unter Kleist war noch von Erfurt her im Anzuge. Sein Uebergang fand erst am 16. und 17. Januar statt. Marmont konnte eben so wenig wie Victor und Mortier Stand halten, und zog sich anfänglich bis auf Metz zurück, mußte aber, als Ney von Sacken aus Nancy verdrängt worden, hinter der Maas einen Anhaltspunkt suchen. Am 17. Januar schlug Blücher sein Hauptquartier in Nancy auf. Endlich gelang es den drei Marschällen: Victor, Marmont und Ney, sich bei St. Dizier und Vitry mit einander zu vereinigen.

Was die Nordarmee betrifft, so befand sich die eine Hälfte derselben, wie schon bemerkt worden, noch in Schleswig-Holstein. Von der anderen Hälfte, welche Holland unter Bülow erobert hatte, ging Winzingerode am 12. Januar zwischen Kaiserswerth und Doesburg, Czernischeff bei Düsseldorf über den Rhein. Macdonald, bis Lüttich und Namur zurückgedrängt, erhielt von Napoleon Befehl, rasch zur Vereinigung mit der Hauptarmee auf Chalons zu ziehen, und mußte Winzingerode und dem ihm nachrückenden Bülow die Straße nach dem Norden Frankreichs frei lassen. Bis dahin waren die Verbündeten nirgends auf einen erheblichen Widerstand gestoßen. Am 20. Januar ward die Festung Toul von einer Abtheilung der schlesischen Armee nach kurzer Gegenwehr genommen. Blücher setzte sich nach der Aube hin in Bewegung, um der böhmischen Armee die Hand zu reichen. Er hatte auf dem Wege dahin nur zwei unerhebliche Gefechte bei St. Aubin und Ligny (22. und 23. Januar) zu bestehen, und traf am 27. Januar in Brienne ein. Von jetzt an sollten aber die verbündeten Heere nicht so kampf- und gefahrlos wie bisher an ihr Ziel kommen.

Napoleon war so lange als möglich in Paris zurückgeblieben, weil er von dort aus am Besten das Zusammenziehen seiner Streitkräfte leiten, und den Marsch der Ergänzungsmannschaften beschleunigen konnte. Die Nachricht von der bevorstehenden Vereinigung der böhmischen und schlesischen Armee ließ aber keinen längeren Aufenthalt in der Hauptstadt zu. Ehe er aber zum Heere abging, ernannte er, wie schon ein Jahr vorher, seine Gemahlin zur Regentin während seiner Abwesenheit, und seinen Bruder Joseph zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht in der ersten Militairdivision. Es war dies eine unglückliche Wahl, um so über-

raschender, da er Joseph's Mangel an militairischem Talent aus dessen Walten in Spanien so genau kennen gelernt, und oft so streng gerügt hatte. Vielleicht hielt er in dieser schwankenden Zeit Niemand für so zuverlässig als ihn. Am 23. Januar entbot er die Officiere der pariser Nationalgarde in die Tuileries, sprach in kurzer, ergreifender Rede sein Vertrauen in sie aus, und stellte die Kaiserin und den König von Rom unter ihren Schutz. An demselben Tage erhielt er ein Schreiben Carnot's, das für ein Muster in Ausdruck und Gesinnung gelten kann, indem es einen edlen Freimuth mit Vaterlandsliebe, und Trauer über das erbleichende Gestirn eines großen Mannes vereinigte. Carnot bot Napoleon, von dem er sich seit Errichtung des Kaiserreiches fern gehalten hatte, in dessen Noth seine Dienste an. Er wurde zur Vertheidigung Antwerpens abgeschickt, eine Aufgabe, der er sich, wie Allem, was er that, mit Eifer und Selbstaufopferung unterzog. Es bleibt aber immer unerklärbar, warum Napoleon einen Ingenieur ersten Ranges, wie Carnot, nicht mit der Befestigung der Hauptstadt, einen Patrioten, wie ihn, nicht mit der Leitung einer Volksbewaffnung in dem Mittelpunkte Frankreichs beauftragte. Carnot gehörte zu den wenigen Notabilitäten aus der Zeit des Konvents, deren Name bei den Massen einen guten Klang hatte. Vielleicht fürchtete der Kaiser gerade die Popularität dieses ehrenwerthesten und berühmtesten Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses, und glaubte, daß Carnot, in Paris gelassen, zu sehr die Erinnerungen an die Revolution in den Augen der Menge erneuern könne. Am 25. Januar schied er von Gemahlin und Sohn, die er nie wiedersehen sollte.

Napoleon langte noch an demselben Abend in Chalons an der Marne an. Er hoffte, Blücher, den er als den unternehmendsten seiner Gegner kennen gelernt hatte, noch vor dessen Vereinigung mit dem böhmischen Heere zu überraschen. Er wollte sich zwischen die böhmische und die schlesische Armee werfen, und jede einzeln schlagen. Aber die Nothwendigkeit, seinen Truppen nach einem erschöpfenden Marsche einige Rast zu gönnen, und die losen Bestandtheile derselben fester unter einander zu verbinden, hatte Zeitverlust und die gegenseitige Annäherung der beiden feindlichen Heere zur Folge. Da Napoleon um jeden Preis ein Zusammentreffen suchte, und Blücher demselben nicht auswich, so kam es am 29. Januar bei Brienne zu einer Schlacht, in welcher Napoleon mit großem Verlust, und ohne weitere Vortheile davon zu tragen, das Schlachtfeld behauptete. Weder Blücher, noch die in der Nähe befindlichen Monarchen waren von der plötzlich erfolgten Ankunft Napoleon's unterrichtet. Aber die Art, wie die Franzosen angriffen, ließ mit Sicher-

heit auf seine Anwesenheit schließen. Die Manier dieses großen Kriegskünstlers ließ sich von Denen, welche schon mit ihm zu thun gehabt hatten, unter allen anderen herausfühlen. Die Schlacht von Brienne bot die eigenthümliche Erscheinung dar, daß die beiden obersten Heerführer dabei in eine große persönliche Gefahr geriethen. Als Blücher das auf einer Höhe liegende Schloß Brienne, in welchem sich die Kriegsschule befand, in der Napoleon seine erste militairische Vorbildung erhielt, erstiegen hatte, ward er und sein Gefolge von heimlich herangekommener französischer Infanterie überfallen, und wäre ohne einen glücklichen Zufall gefangen genommen worden — und Napoleon bekam, als er am späten Abend in sein Hauptquartier zurücktritt, mit Kosaken zu thun, die sich während der Dunkelheit unbemerkt unter sein Gefolge gemischt hatten, und ihn plötzlich angriffen. Er und die Seinigen waren genöthigt, zu ihrer Vertheidigung den Degen zu ziehen. Dieses erste Zusammentreffen in dem erneuerten Kriege war für Napoleon erfolglos ausgefallen. Er hatte seine Absicht, sich zwischen die beiden Heere zu werfen, nicht ausführen können. Der Feldzug war von ihm nicht, wie es sonst seine Art war, mit einem großen Schlage eröffnet worden.

Napoleon versäumte, durch falsche Nachrichten über die Bewegungen der böhmischen Armee getäuscht, zur Verwunderung seiner Gegner, Blücher am 30. und 31. Januar, bevor dieser noch Verstärkungen von der großen Armee erhalten hatte, anzugreifen. Der preußische Feldmarschall zog die Korps unter dem Kronprinzen von Würtemberg, Barclay de Tolly, Giulay und Wrede an sich. Seine Armee war so mannigfaltig zusammengesetzt, daß eine weiße Binde am Arme als Erkennungszeichen angeordnet wurde. Napoleon wurde genöthigt, bei La Rothière (1. Februar) in ungünstiger Stellung eine Schlacht anzunehmen, die er, obgleich er sich von Anfang an im Nachtheil befand, mit äußerster Hartnäckigkeit bis zum späten Abend fortsetzte. Die Verbündeten waren mehr als noch einmal so stark als die Franzosen gewesen, Napoleon mußte sich über die Aube, mit einem Verlust von 6000 Todten und Verwundeten, 3—4000 Gefangenen und 73 Kanonen zurückziehen. Dieser Rückzug sah während der ersten Nacht einer Flucht und Auflösung ähnlich. Wenn Schwarzenberg mehr Kühnheit besessen, und sich der im Rücken des französischen Heeres liegenden Aubebrücke bemächtigt hätte, so würde das französische Heer theils gefangen, theils versprengt, und der Krieg beendigt gewesen sein. Das Ausreißen nahm unter den jungen Soldaten überhand. Am 3. Februar hatte Napoleon kaum 40,000 Mann beisammen, und sah sich auf mehren Seiten von beinahe 200,000 Feinden

bedroht. Aus dieser verzweifelten Lage ging er wieder mit überraschender Kraft hervor. Es lag in seiner Natur, seine Person von den ihn umgebenden Umständen zu trennen, und, so lange ihm noch Mittel zum Handeln übrig blieben, den Muth nicht sinken zu lassen. Sein Blick schweifte immer über die Gegenwart hinaus, weshalb er, wenn diese eine unglückliche war, in ihr geistig nicht untergehen konnte. Es war, selbst von seinem militairischen und politischen Talent abgesehen, ein unnennbares Etwas in ihm, das ihn allen seinen Zeitgenossen, welche Erfolge sie auch gegen ihn davon tragen mochten, persönlich überlegen erscheinen ließ.

In einem zu Brienne von den Verbündeten gehaltenen Kriegsrath ward entschieden, die beiden Armeen wieder zu trennen, die große oder böhmische längs der Seine, die schlesische längs der Marne vorrücken zu lassen. Die Beschaffenheit des zwischen beiden Flüssen befindlichen, nur zwei bis drei Tagesmärsche breiten Raumes, der, von wenigen Straßen durchschnitten, zum Theil durch Wald und Morast unwegsam gemacht wird, schloß den Gedanken an jede massenhafte Bewegung aus. Napoleon wählte aber gerade diese Gegend zu einem großen Unternehmen aus. Als er die Nachricht von der Trennung der Verbündeten erhalten, so traf er rasch alle Vorbereitungen, um sich gegen sie einzeln, und zwar zuerst gegen die schlesische Armee, denn Blücher beschäftigte ihn immer am Meisten, wenden zu können. Blücher's Absicht, Macdonald, der dem Kaiser zu Hülfe zog, anzugreifen, sich des großen Artillerieparks, welchen derselbe bei sich führte, zu bemächtigen, und dann auf der Straße nach Paris vorzurücken, veranlaßte ihn, die Korps unter York, Sacken und Olsufief einzeln vorauszuschicken. Das Korps unter Kleist, und eine Abtheilung des Langeron'schen Korps unter Kapzewitsch zog den genannten nach. Am 9. Februar standen die verschiedenen Korps der schlesischen Armee zwischen Vertus, Chalons, Montmirail, Dormans und Champaubert auf einem für die Kriegführung höchst ungünstigen Boden getrennt von einander da. Napoleon war am 8. Februar von Nogent an der Seine aufgebrochen, und hatte 20,000 M. unter Victor, Oudinot und Pajol zum Schutze der Seinebrücken zurückgelassen. Er selbst führte 40,000 Mann, unter ihnen 18,000 Reiter, mit sich. Es waren ihm in der letzten Zeit Verstärkungen, aus alten Soldaten von der Soult'schen Armee und aus Artillerie bestehend, zugekommen. Napoleon's Marsch richtete sich nach Sezanne, welches die Verbündeten durch ein Kavalleriekorps von 4000 Mann hinlänglich gedeckt glaubten. Es kostete den

Franzosen unsägliche Mühe, um das Geschütz auf dem morastigen Boden fortzubringen. Aber der Soldat, der eine kühne That von Seiten seines Kaisers ahnte, war wieder voller Zuversicht, das in Masse zusammengeströmte Landvolk besserte freiwillig die Wege aus, und leistete dem Heere, indem es alle seine Wagen, Pferde und Ochsen hergab, eifrigen Vorschub. Blücher hatte einen Angriff des bei La Rothière geschlagenen Gegners anfangs gar nicht für möglich gehalten, und als er daran nicht mehr zweifeln konnte, immer noch nicht geglaubt, daß er mit der französischen Hauptmacht zu thun habe. Als er sich endlich überzeugte, daß Napoleon sich mitten unter die getrennten Korps der schlesischen Armee geworfen habe, befahl er, anstatt stehen zu bleiben, und die einzelnen Heersäulen mit sich zu vereinigen, sich rückwärts bei Vertus aufzustellen. Ehe dies aber bewerkstelligt werden konnte, zog die schlesische Armee in vier großen Abtheilungen getrennt einher.

Hierauf wurde am 10. Februar das Olsufief'sche Korps von den Franzosen überfallen, großentheils zu Grunde gerichtet, und der Ueberrest in wilde Flucht getrieben. Sacken wurde am 11. Februar bei Montmirail hart bedrängt, und Yorck, der ihm zu Hülfe kommen wollte, in seine Niederlage mit verwickelt. Beide suchten ihre Rettung auf der Straße nach Chateau=Thierry, das von Napoleon am folgenden Tage besetzt wurde. Sacken und Yorck zogen sich am rechten Marneufer auf Soissons und Reims zurück. Diese beiden Tage hatten den Verbündeten 10,000 Mann und 47 Kanonen gekostet. Blücher, über die vorausgesandten Korps ohne Nachricht geblieben, denn es war unmöglich, Kundschafter zu finden, und in großer Sorge um sie, brach mit den Korps unter Kleist und Kapzewitsch zu ihrer Unterstützung nach Etoges und Vauchamp auf. Marmont ward von Blücher zurückgedrängt, aber am 14. Februar fiel Napoleon mit großer Gewalt über die Preußen und Russen her. Die Franzosen, besonders die Reiterei unter Grouchy, waren im höchsten Grade kampflustig, und wollten für La Rothière Genugthuung nehmen. Sechstausend Kuirassiere und Dragoner drangen mit grauenerregendem Geschrei, unter wiederholten wüthenden Angriffen auf die Vierecke der Verbündeten ein, die aber unerschütterlich Stand hielten Die schlesische Armee befand sich jedoch am Rand des Verderbens, und ward nur dadurch gerettet, daß es den Franzosen von dem aufgeweichten Boden unmöglich gemacht wurde, die Angriffe der Kavallerie durch ihr Geschütz zu unterstützen. Sonst wären Blücher, Gneisenau, Yorck, Prinz Wilhelm, Prinz August, Kleist, Grolmann u. s. w. schwerlich dem

Tode oder der Gefangenschaft entronnen. Blücher erreichte gegen Abend den Wald von Etoges, wohin ihm Grouchy nicht folgen konnte. Dieser Tag hatte den Preußen und Russen mehre tausend Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekostet. Der Kaiser war, wie bei Brienne und La Rothière, an Zahl bedeutend schwächer als die Verbündeten gewesen.

Napoleon wurde von dieser Reihe von Siegen, welche von Neuem seine Meisterschaft in der Kriegführung bewiesen, die aber mehr ruhmvoll als entscheidungsreich gewesen sind, zu den kühnsten Hoffnungen emporgetragen. Er hatte kurze Zeit vorher dem Vicekönige von Italien befohlen, mit den französischen Divisionen seiner Armee schleunigst über die Alpen ihm zu Hülfe zu kommen. Jetzt widerrief er diese Maßregel. Auch in seiner Ansicht von der Nothwendigkeit eines baldigen Friedens ging eine Veränderung vor. Blücher zog sich nach Chalons zurück, wohin er York, Sacken und Winzingerode zu sich rief.

Unterdessen war die große Armee aufgebrochen, um, dem in Brienne gefaßten Plane gemäß, die Seine hinabzuziehen. Mortier, der die Nachhut Napoleon's befehligte, hatte Troyes am 6. Februar geräumt, wo Tages darauf das große Hauptquartier mit den verbündeten Monarchen eintraf. Am 10. Febr. setzte die böhmische Armee ihre Bewegungen fort. Der Kaiser Alexander blieb, der Unterhandlungen wegen, in Troyes zurück. Victor, Oudinot und Pajol vermochten nicht, die Uebergänge über die Seine dem Feinde lange streitig zu machen. Auch die Yonne ward von den Verbündeten überschritten. Sens fiel in ihre Hände, und ihre leichten Schaaren streiften bis Fontainebleau und Orleans hin. Victor und Oudinot wichen bis Nangis, wo Macdonald am 15. Februar zu ihnen stieß. Die Korps unter dem Kronprinzen von Würtemberg, Wittgenstein und Wrede standen am Weitesten voraus. Diese Vortheile waren aber von ungeheuerer Uebermacht, ohne große Anstrengung, nur langsam errungen worden, und wurden eben so langsam benutzt. Schwarzenberg's Bewegungen entsprachen den Absichten seines Hofes, der Friedensgedanken hegte.

Napoleon beging den Fehler, von der Verfolgung der schlesischen Armee zu früh abzulassen. Wenn er noch einige Tage damit fortgefahren hätte, dieselbe unaufhörlich zu bestürmen, so würde er sie wahrscheinlich auf längere Zeit hinaus für sich unschädlich gemacht haben. Aber der Drang, Alles plötzlich zu Ende zu bringen, eine Unternehmung zu beginnen, ehe noch die vorangegangene ganz vollendet war, schlug zu seinem Nachtheil aus.

Napoleon ließ zur Beobachtung der schlesischen Armee Mortier und Marmont zurück, brach am 15. Februar von Montmirail auf, und zog gegen Schwarzenberg. Eine große Menge von Wagen war in Bereitschaft gehalten, um sein Fußvolk schneller fortzubringen. Das Heer befand sich nach den letzten Siegen in belebter und erhöhter Stimmung, und war durch einige tausend Reiter, welche in Spanien gedient hatten, verstärkt worden. Am 17. Februar wurde Wittgenstein's Vorhut unter Pahlen, eine bayerische Division unter Lamotte, eine österreichische unter Hardegg geworfen. Der Kaiser befahl dem Marschall Victor, die Geschlagenen rasch zu verfolgen, und Montereau noch an demselben Abend zu nehmen. Da Victor zu früh inne hielt, zürnte Napoleon und entzog ihm das Kommando seines Armeekorps, setzte ihn aber, als der Marschall erklärte, als einfacher Grenadier bei dem Heere bleiben zu wollen, über zwei Divisionen Garde. Am 18. Februar wurden die Würtemberger aus Montereau vertrieben. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Napoleon selbst mehre Kanonen richtete, und zu den für ihn besorgten Artilleristen sagte: „Die Kugel, welche mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!“ — Napoleon schien auf dem Wege zu sein, die beiden Hauptarmeen der Koalition, die böhmische und die schlesische, einzeln zu schlagen, als die Theilung seiner Kräfte sich als schädlich erwies. Er manövrirte so, als hätte er starke Reserven besessen, und für Paris nichts zu fürchten gehabt, während doch das Gegentheil stattfand. Der Kaiser Alexander und der Fürst Schwarzenberg hatten schon am 16. Februar, vor dem Rückzuge nach Troyes, Blücher zu schleunigem Anzuge aufgefordert, und dieser versprochen, am 21. Februar mit 53,000 Mann bei Mery an der Seine zu erscheinen. Der preußische Feldherr hielt mit gewohnter Kraft und Pünktlichkeit Wort. Am 22. Februar suchte General Boyer, der mit Napoleon in Egypten gewesen, und unter dessen Schwager Leclerc in St. Domingo gedient hatte, der schlesischen Armee den Uebergang über die Seine, obwohl vergeblich, streitig zu machen. Napoleon erkannte aus der Heftigkeit des Angriffes, daß Blücher in der Nähe sein müsse, und war erstaunt, denselben nach den kürzlich erlittenen Niederlagen schon wieder in voller Thätigkeit zu finden. Dennoch wandte er sich zunächst gegen die böhmische Armee, welche er, irrthümlicher Weise, weil sie am Zahlreichsten war, auch für am Gefährlichsten hielt, und hoffte, dieselbe vor Blücher's Mitwirkung zu einer Schlacht zu zwingen. Aber Schwarzenberg wich einer Entscheidung aus, und zog sich nach der Aube zurück.

Während der militairischen Operationen hatten in der Stadt Chatillon, in der ehemaligen Bourgogne gelegen, Friedensunterhandlungen stattgefunden. Dieselben waren am 5. Febr. eröffnet worden. Napoleon wurde von Caulincourt, Herzog von Vicenza, vertreten. Als Bevollmächtigte der Verbündeten erschienen: Stadion, Rasumofsky, Wilhelm von Humboldt, die Lords Aberdeen, Cathcart und Sir Charles Stewart, ein Bruder des brittischen Ministers des Auswärtigen, Lord Castlereagh. Oesterreich und England war es Ernst damit, auf diesem Kongreß zu einem Frieden, der Napoleon auf dem Throne mit den Gränzen von 1792 gelassen hätte, zu gelangen. Beide Kabinette besorgten von einem gänzlichen Verschwinden des kaiserlichen Systems eine zu große Veränderung in Europa. Die Wiederherstellung der Bourbonen, mit Ausnahme des Herzoges von Orleans, wenig bekannt, und was von ihnen bekannt war, kein Vertrauen erweckend, lag damals noch nicht in den Absichten der Koalition. Der Kaiser Alexander war ein persönlicher Gegner Napoleon's geworden, und hielt dessen Entthronung für die Ruhe Europa's für nothwendig, aber ohne dabei eine Restauration des französischen Königshauses im Auge zu haben. Friedrich Wilhelm III. stimmte, obwohl nicht ohne Bedenken und Zögern, Alexander I. bei. Indessen würde die Ansicht des österreichischen und englischen Kabinets durchgedrungen sein, wenn sich der französische Kaiser zu der Erfüllung der Grundforderung der Koalition, die Abtretung aller von Frankreich seit 1792 gemachten Eroberungen, verstanden hätte. Napoleon hielt es aber für einen Makel an seinem Namen, wenn er Frankreich kleiner, als er es 1804 aus der Hand der Republik empfangen hatte, zurücklassen sollte. Auch fürchtete er die Unmöglichkeit, über das französische Volk, wenn er sich zu einer Verkleinerung im Dasein desselben verstanden hätte, fortzuregieren. Er hoffte vom Kriegsglück die Anerkennung der sogenannten natürlichen Gränzen Frankreichs, welche er im November 1813 so leicht erlangen konnte, aber in blindem Selbstvertrauen, als ungenügend, zurückwies, und welche die Koalition, seitdem sie zum Gefühl ihrer Stärke gekommen, ihm nicht mehr zuzugestehen entschlossen war.

Caulincourt war bei seinem Abgange nach Chatillon nur im Allgemeinen hin mit Verhaltungsvorschriften versehen worden. Napoleon weigerte sich unter allerlei Vorwänden, dieselben näher zu bestimmen, oder nahm die Zugeständnisse, welche ihm die Noth abgepreßt hatte, wenn glücklichere Umstände eingetreten waren, wieder zurück. Ungeachtet Cau=

lincourt's dringender Vorstellungen blieb derselbe, den kategorischen Erklärungen der Verbündeten gegenüber, mehrmals ganz ohne Instruktionen. Als der vorherrschende Ton in der Korrespondenz des Kaisers mit seinem Bevollmächtigten klang die Forderung durch, in jedem Fall das linke Rheinufer und Belgien bei Frankreich zu erhalten, in den übrigen Punkten aber, in Bezug auf die Verhältnisse zu Deutschland, Italien u. s. w., nach den Umständen zu verfahren. Als Caulincourt für Napoleon die sogenannten natürlichen Gränzen begehrte, wurden auf Rasumofsky's Vorschlag die Unterhandlungen abgebrochen (9. Februar). Caulincourt wandte sich hierauf in vertraulicher Form an Metternich mit der Frage, ob die Verbündeten sogleich einen Waffenstillstand einzugehen geneigt wären. Der österreichische Minister theilte diesen Antrag den Monarchen mit, in deren Rathe beschlossen wurde, lieber Präliminarien zu einem Frieden zu entwerfen. Ehe die Verbündeten sich über dieselben unter einander vereinigt hatten, wurden die Unterhandlungen von beiden Seiten bis zum 17. Februar vertagt. An diesem Tage wiederholten die Bevollmächtigten der verbündeten Mächte ihre schon früher gestellten Friedensbedingungen, diesmal aber in bestimmterer Form: Napoleon solle sich mit den Gränzen von 1792 für Frankreich begnügen, auf Italien, den Rheinbund und die Schweiz verzichten, die Festungen in Deutschland, Italien, Belgien alsbald überliefern, und in Besançon, Befort, Hüningen bundesgenössische Besatzungen einnehmen. Caulincourt wandte ein, daß der Könige von Sachsen und Westphalen und des Vicekönigs von Italien nicht gedacht sei, und verlangte einige Tage Frist zur Mittheilung dieser Vorschläge an Napoleon. Unterdessen hatte dieser glänzende Vortheile an der Seine und Marne davon getragen und verwarf die an ihn gelangten Anträge. Zu gleicher Zeit suchte er aber durch besondere Anknüpfungen mit dem Kaiser Franz die Koalition zu lockern. Dies blieb erfolglos. Napoleon's Siege hatten jedoch die Wirkung gehabt, daß der Fürst Wenzeslaus von Lichtenstein und der Graf Paar am 23. Februar zur Abschließung eines Waffenstillstandes in das französische Hauptquartier geschickt wurden. Der Kaiser beauftragte einen seiner Adjutanten, den Grafen Flahaut, mit Führung der betreffenden Unterhandlungen, die in Lusigny eröffnet wurden. Sie zerschlugen sich an der verschiedenen Meinung über die Ziehung einer Demarkationslinie, bei welcher Napoleon gewinnen, der Kaiser Alexander aber die vortheilhafte Stellung der Verbündeten nicht beeinträchtigen lassen wollte. Es ist keine Frage, daß Napoleon, wenn er um diese Zeit Cau-

lincourt zur Herausgabe aller seit 1792 von Frankreich gemachten Eroberungen ermächtigte, auf dem Throne geblieben wäre. In solchem Falle würde weder die persönliche Abneigung des Kaisers Alexander und die Kriegslust im Hauptquartier der schlesischen Armee, noch die Ankunft der beiden bourbonischen Prinzen in Frankreich, des Grafen von Artois und seines Sohnes, des Herzoges von Angouleme, einer Aussöhnung zwischen Europa und Napoleon, bei der Friedensneigung des österreichischen und englischen Kabinets, lange widerstanden haben. Es war ein Glück für die Welt, daß dies nicht geschah. Es würde der Geschichte eine ihrer größten Warnungen und Lehren fehlen, wenn derjenige, welcher mit seinem Glück und seinen Gaben einen so ungeheueren Mißbrauch getrieben hatte, dafür nicht durch seinen Sturz die Rache des Schicksals erfahren hätte. Der Kongreß von Chatillon sollte noch mehre Wochen lang fortdauern, aber, wie acht Monate vorher der von Prag, da Napoleon den Forderungen der Verbündeten nicht nachgeben zu können glaubte, zu keinem Ergebniß führen.

Oesterreich und England waren unter gewissen Umständen für den Frieden mit Beibehaltung der Napoleonischen Dynastie, Rußland und Preußen dagegen. In den östlichen Departements begann das Landvolk sich gegen die Verbündeten zu erheben, während in Paris eine Partei, Talleyrand an der Spitze, im Geheimen an Napoleon's Sturz arbeitete. Die Lage wurde immer verwickelter. Da hieb Blücher den Knoten entzwei, der sonst wahrscheinlich noch lange ungelöst geblieben wäre. Die schlesische Armee sollte wie die böhmische eine rückgängige Bewegung antreten. Der preußische Feldherr folgte dieser Einladung nicht, sondern erbot sich, nach Paris vorzubringen, und die Angriffe Napoleon's gegen Schwarzenberg auf sich abzuziehen. Er legte diesen Plan seinem Könige und dem Kaiser Alexander dar, und bat sich zur Verstärkung seines Heeres die Korps unter Bülow und Winzingerode aus. Die beiden Monarchen billigten sein Unternehmen, zu dem er schon am 24. Febr. aufgebrochen war. Die böhmische Armee setzte unterdessen den Rückzug nach der Aube fort. Bei einem zu Vandoeuvres gehaltenen Kriegsrath war man im großen Hauptquartier nicht ohne Sorge vor der Wendung, welche der Fortgang des Krieges nehmen könne. Blücher's Kühnheit wurde dagegen vom Erfolge gekrönt. Er schlug Marmont am 26., Mortier am 27. Februar, gewann an der Marne einen Verbindungspunkt mit der Nordarmee, und rückte bis Meaux vor. Marmont und Mortier widerstanden so viel sie vermochten, und verhinderten Blücher,

über den Ourcq zu setzen. Napoleon, von der Gefahr, in welcher sich Paris befand, unterrichtet, trat in großer Eile den Marsch gegen Blücher an. Der großen Armee gegenüber ließ er nur 15,000 Mann unter Oudinot, zu dessen Verstärkung Macdonald herbeigerufen wurde, zurück. Schwarzenberg, von Blücher benachrichtigt, daß Napoleon ihm folge, hielt mit dem Rückzuge inne, und zwang Oudinot, seine Stellung bei Bar an der Aube aufzugeben. Macdonald mußte sich nach Bar an der Seine zurückziehen. Jetzt vereinigten sich die beiden Marschälle, konnten sich aber gegen die dreimal so starke böhmische Armee nicht lange behaupten. Schwarzenberg rückte am 3. März in Troyes ein. Macdonald machte ihm jeden Fuß breit Landes streitig, und der österreichische Oberfeldherr, von den politischen Absichten seines Hofes bestimmt, rückte auch jetzt nur sehr langsam vor. Als derselbe die Nachricht erhielt, daß Napoleon sich von Blücher abgewandt habe, und sich wieder gegen die böhmische Armee kehren werde, trat er am 18. März abermals den Rückzug an, und beschloß, in einer festen Stellung bei Arcis an der Aube den Angriff zu erwarten.

Napoleon war, ungeachtet der Hindernisse, welche ihm Sturm, Schnee, Regen und unergründliche Wege entgegensetzten, in raschem Zuge bis an die Marne bei La Ferté gekommen (3. März). Blücher wich ihm aus, und wandte sich nordwärts nach der Straße von Soissons, um an der Nordarmee einen Rückhalt zu gewinnen. In Soissons lag eine schwache, aus Polen und einigen Abtheilungen Garde bestehende Besatzung unter dem General Moreau. Der Kaiser hoffte, daß dieser feste Platz Blücher einige Tage lang aufhalten, und möglich machen würde, denselben vor der Vereinigung mit der Nordarmee zu erreichen. Aber Moreau hatte sich von Blücher und Winzingerode nach kurzem Widerstande zu einer Uebergabe Soissons' bewegen lassen, und der schlesischen Armee stand die Rückzugslinie offen. Napoleon, ergrimmt, daß ihm Blücher auf diese Art entgangen, befahl, den General Moreau vor ein Kriegsgericht zu stellen. Am 7. März griff er die schlesische Armee bei Craonne, am 9. bei Laon an, ohne sie schlagen zu können, und erlitt mehr Verlust, als er dem Feinde zufügte. Die Preußen waren noch einmal so zahlreich als die Franzosen, und erhielten außerdem unaufhörlich Verstärkung. Ueberall, wohin Napoleon sich wandte, stieß er auf überlegene Kräfte. Hier und da führte er noch einen mächtigen Schlag aus, wie am 13. März, wo der General St. Priest, der Sohn eines französischen Ausgewanderten, bei Reims mit seinen Russen

gänzlich geschlagen wurde und selbst fiel, aber dies und Aehnliches konnte die allgemeine Lage der Dinge nicht ändern. Bei Reims musterte er sein Heer, das seit vier Wochen um die Hälfte zusammengeschmolzen war. Aber die Soldaten schienen, je länger der Kampf dauerte, immermehr an Muth und Ausdauer zu gewinnen. Die höheren Befehlshaber, deren Verhalten während der letzten Feldzüge in Rußland und Deutschland oft Manches zu wünschen übrig gelassen hatte, legten jetzt die größte Hingebung und Thatkraft an den Tag. Nie hat die französische Armee, im Vergleiche zu den geringen Mitteln, welche ihr zu Gebot standen, mehr Unternehmungsgeist als in diesem hoffnungslosen Kampfe gezeigt. Obgleich Napoleon offenbar die einzige Ursache war, daß seine Soldaten von Moskau bis in die Nähe von Paris zurückgedrängt worden, so ließ sich doch namentlich in dieser letzten Zeit nie ein Murren oder ein Vorwurf gegen ihn hören. Er wurde überall, wo er erschien, mit freudigem Zuruf empfangen. Er verdiente diese Anhänglichkeit, ungeachtet seiner verkehrten Politik, als General und Soldat im höchsten Grade, indem er sich allen Gefahren und Beschwerden des Krieges unterzog, und mitten unter dem zusammenbrechenden Gerüste seiner Größe dieselbe rastlose Thätigkeit, dieselbe Entschiedenheit des Willens, dieselbe tiefe Berechnung wie in den glücklichsten Tagen bewies.

Die Berathungen in Chatillon waren, um den Fortgang der Kriegsereignisse zu beobachten, und endgültige Entscheidungen vorzubereiten, eine Zeit lang unterbrochen gewesen. Als die Konferenzen am 28. Februar wieder aufgenommen wurden, und Caulincourt, von Napoleon ohne nähere Anweisungen gelassen, keine bestimmten Erklärungen vorlegen konnte, ward ihm von den Bevollmächtigten der Verbündeten erklärt, daß die Unterhandlungen, wenn nicht bis zum 10. März von französischer Seite annehmbarer Bedingungen einliefen, gänzlich abgebrochen werden würden. Am 1. März schlossen Großbrittanien, Preußen, Oesterreich und Rußland zu Chaumont einen auf zwanzig Jahre gültigen Vertrag ab, in welchem sie gelobten, bis zur Erkämpfung eines festen europäischen Friedens jedes 150,000 M. unter den Waffen zu halten. Großbrittanien versprach für das Jahr 1814 an seine Bundesgenossen fünf Millionen Pfd. Sterl. Subsidien zu zahlen. Am 2. März erhielt Caulincourt von Napoleon auf Hinhalten und Zögern berechnete Verhaltungsvorschriften. Die eindringlichsteu und beweglichsten Vorstellungen seines Ministers, den Forderungen der Verbündeten schleunigst nachzugeben, brachten auf den Kaiser keinen Eindruck hervor. Selbst als er nach der Schlacht von

Craonne bemerken mußte, daß sein Heer, wie er selbst sagte, wie Schnee hinschmolz, konnte er sich nicht überwinden, von dem Festhalten an der Rheingränze abzulassen. Caulincourt mußte, wenn er nicht die Auflösung des Kongresses alsbald herbeiführen wollte, die Zeit, ohne die Hauptsache, das Zurückgehen Frankreichs auf die Gränzen von 1792, zu berühren, mit Erklärungen und Vorstellungen auszufüllen suchen. Besonders beunruhigte ihn ein Schreiben Metternich's, worin dieser mit Bestimmtheit auf die Möglichkeit einer Entthronung Napoleon's, wenn der Friede nicht bald zu Stande kommen sollte, obgleich nicht ohne Bedauern von seiner Seite, hindeutete. Die Mitglieder des Kongresses bewiesen übrigens, von Oesterreich und England veranlaßt, große Langmuth gegen Frankreich, indem sie, in der Hoffnung, daß der französische Kaiser zu einer Einsicht in seine wahre Lage kommen werde, die Frist zu Unterhandlungen verlängerten.

Am 15. März fand die entscheidende Sitzung statt. Caulincourt verlangte, in Napoleon's Namen, die Rhein= und Alpengränze für Frankreich, d. h. den Besitz von Antwerpen, Köln, Mainz, Chambery, Nizza, gegen Zurückstellung aller übrigen Eroberungen Frankreichs an die Verbündeten. Nur für seinen Stiefsohn Eugen und seine Schwester Elisa forderte er Dotationen in Italien. Er versprach, die Festungswerke von Mainz zu schleifen, das fortan nur ein Handelsplatz sein sollte. Auf die Wiedererlangung der von England eroberten französischen Kolonien scheint Napoleon damals wenig Werth gelegt zu haben. Es ward ihrer bei den Unterhandlungen nur beiläufig Erwähnung gethan.

Caulincourt hatte nicht ohne lebhafte Besorgniß dem drangvollen Augenblick, in welchem er seine Bedingungen vorlegen sollte, entgegengesehen. Die anwesenden Diplomaten bemerkten, daß seine Lippen, während der Vorlesung seiner Denkschrift, vor innerer Bewegung zuckten und seine Hände zitterten. Die Bevollmächtigten der Verbündeten hörten Caulincourt's Erklärungen mit Erstaunen an, gaben aber keine unmittelbare Erwiderung ab, sondern verschoben solche bis zum 18. März. Sie wollten Napoleon's Vertreter Zeit lassen, auf andere Gedanken zu kommen. Aber Caulincourt war, als die äußerste Frist herangekommen, ohne Ermächtigung zur Vorlegung neuer Bedingungen geblieben. Von der Ueberzeugung erfüllt, daß der kaiserliche Thron nur durch Eingehen auf die Forderungen der Verbündeten gerettet werden könne, fühlte er sich mehrmals zur Annahme derselben versucht, ward aber immer wieder

durch die Furcht zurückgehalten, daß Napoleon alle Zugeständnisse der Art verwerfen werde.

Am 18. März erklärten die Bevollmächtigten der Verbündeten, da Caulincourt's Vorschläge unannehmbar seien, ihren Auftrag für erledigt, und den Kongreß für aufgelöst. Als Caulincourt in Begriff war, sich zum Kaiser zurückzubegeben, erhielt er unterweges, zu Joigny, am 21. März, von Napoleon die Vollmacht, auf die Grundlage der Gränzen von 1792 zu unterhandeln, jedoch nur im allerschlimmsten Falle, und unter allerlei Klauseln, welche die Zugeständnisse so gut wie wieder aufhoben. Es war aber zu spät, und es blieb jetzt nur noch die Entscheidung durch die Waffen übrig. Auch Oesterreich und England gingen von jetzt an mit Preußen und Rußland Hand in Hand. Es trat außerdem der für Napoleon verhängnißvolle Umstand ein, daß der Kaiser Franz, Metternich und überhaupt die Staatsmänner der Koalition, welche zu einer Uebereinkunft geneigter als die Heerführer waren, sich bei einem plötzlichen Andrange des französischen Generals Alix nach Dijon zurückzogen. Auf diese Art war der Kaiser von Oesterreich bei dem Marsche nach Paris nicht zugegen, und die Entscheidung über Napoleon's Schicksal ward von Alexander I. abhängig, der am Wenigsten zur Nachsicht und Aussöhnung mit ihm geneigt war.

Napoleon hatte endlich, namentlich durch die Schlacht bei Arcis an der Aube (20. und 21. März), wo seine Angriffe an der Massenhaftigkeit der böhmischen Armee wirkungslos abgeprallt waren, die Ueberzeugung gewonnen, daß es ihm, bei den wenigen Truppen, welche ihm zu Gebot standen, unmöglich sei, den Krieg gegen die große Uebermacht seiner Feinde länger aufrecht zu erhalten. Wo er sich auch hinwandte, stieß er immer auf drei- bis viermal überlegene Streitkräfte. Die Verbündeten hätten ihn, bei mehr Kühnheit und Umsicht von ihrer Seite, umstellen und ihm jeden Ausweg versperren können. Er beschloß deshalb, durch ein äußerstes Wagniß dem Kriege eine andere Gestalt zu geben, auf die Gefahr einer Bloßstellung der Hauptstadt hin, sich in den Rücken des Feindes zu werfen, die Besatzungen aus den östlichen Festungen an sich zu ziehen, und eine allgemeine Volkserhebung zu erregen. Er hoffte, auf diese Art den Feind für die Rheinlinie besorgt zu machen, ihn zum Rückzuge dahin zu bewegen, und einen Frieden mit den sogenannten natürlichen Gränzen zu erlangen. Zu seinem Unglück ward seine Absicht durch ein aufgefangenes Schreiben an die Kaiserin den Verbündeten alsbald bekannt. Eben so fiel ihnen ein Schreiben des Polizeiministers Sa-

vary in die Hände, worin dieser über die Stimmung in der Hauptstadt berichtete, und erklärte, daß man daselbst den Feind, weil man von seiner Ankunft die Beendigung des Krieges hoffe, mit Sehnsucht erwarte. Auch waren geheime Mittheilungen Talleyrand's ähnlicher Art bei dem Kaiser Alexander angelangt. Die Monarchen von Preußen und Rußland beschlossen demnach, sich von Napoleon's Marsch in ihrem Rücken nicht beirren zu lassen, und die schlesische Armee unter Blücher auf dem kürzesten Wege nach Paris vorrücken zu lassen, während das Hauptheer unter Schwarzenberg sich die Seine entlang nach demselben Ziel in Bewegung setzte. Winzingerode sollte mit 10,000 Reitern, einigen Regimentern leichter Infanterie und zahlreicher Artillerie Napoleon folgen, um diesen in dem Wahn zu lassen, daß die feindliche Macht ihm nachzöge und sich von Paris entferne. Der Kaiser hätte, wenn er alle seine Streitkräfte zusammenraffte, und seine Hauptstadt um jeden Preis zu decken suchte, noch Siege davon tragen, und neue Unterhandlungen anknüpfen können. Der von ihm gefaßte Plan mußte, errathen und vereitelt, ihm den Untergang bringen.

Napoleon's Lage verschlimmerte sich jetzt auf allen Seiten. Von dem Einrücken Lord Wellington's in Südfrankreich ist schon die Rede gewesen. Aber auch Belgien war für die Franzosen, mit Ausnahme Antwerpens, das Carnot vertheidigte, verloren gegangen. Der General Maison mußte sich auf Lille zurückziehen, und Bülow konnte bis Laon vorrücken. In Oberitalien hatte der Vicekönig die Oesterreicher bei Vallagio (8. Februar) geschlagen, aber Murat, der unterdessen gegen Napoleon aufgetreten war, zwang die französischen Besatzungen, den Kirchenstaat und Toskana zu räumen. Lord Bentink landete mit 16,000 Engländern und Sicilianern bei Livorno, und konnte von dort aus das südöstliche Frankreich bedrohen. Pius VII. war von Napoleon endlich in Freiheit gesetzt worden (23. Januar), und wurde, auf seinem Zuge nach Rom, in Mittelitalien überall mit unendlichem Jubel empfangen. Alles trennte und entfernte sich von Napoleon oder erklärte sich gegen ihn.

Als Napoleon seinen Marsch im Rücken der Verbündeten mit nur 30,000 Mann antrat, hatte er den Marschällen Mortier und Marmont befohlen, ihm über Chalons oder Epernay zu folgen, und sich mit ihm zu vereinigen. Als sie in der Ebene von Fère Campenoise die Marne zu erreichen suchten, geriethen sie, deren Korps zusammen nicht viel über 12,000 Mann zählte, unter die beinahe 100,000 Mann starke schlesische Armee, die nach Paris zog. Nur mit Aufbietung aller Kräfte konnten sie

der Vernichtung entgehen, verloren aber einige tausend Mann, 60 Kanonen und 350 Munitionswagen. Zu derselben Zeit, und ebenfalls in der Nähe von Fère Champenoise wurde der General Pacthod mit 6000 Mann Nationalgarden, die, eben erst aufgeboten, noch nicht alle uniformirt waren, von überlegenen Massen des schlesischen und böhmischen Heeres angegriffen. Sechs Stunden dauerte der Kampf, der von den Verbündeten vornehmlich mit Kavallerie und Artillerie geführt wurde. Ganze Reihen der Nationalgarde wurden niedergestreckt, die russischen Gardereiter bestürmten die Vierecke. Alle diese Angriffe waren eine Zeit lang vergeblich. Pacthod durchritt unaufhörlich die Reihen, und rief seinen Soldaten zu, lieber zu sterben als sich zu ergeben. Gegen Abend lagen 5000 Franzosen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Dem General Pacthod hatte eine Kartätschenkugel den Arm zerschmettert, ohne daß er aufgehört hätte, Befehle zu ertheilen. Was nicht schon am Boden lag, wurde jetzt überwältigt. Die in der Nähe befindlichen Monarchen von Preußen und Rußland drückten Pacthod ihre Bewunderung über sein heldenmüthiges Betragen aus. Friedrich Wilhelm III. übergab ihn der Pflege seines eigenen Leibarztes. Wenn Napoleon zur rechten Zeit die gesammte Nationalgarde Frankreichs 'auf das Schlachtfeld gerufen hätte, so würde er wahrscheinlich den Mangel an Linientruppen ersetzt, und dem Kriege eine andere Wendung gegeben haben. Denn ähnliche Beispiele von Tapferkeit wie unter Pacthod sind nicht selten gewesen, nur von weniger zahlreichen Korps dargelegt, nicht so bekannt geworden.

Mortier und Marmont waren, außer Stand gesetzt, sich mit Napoleon zu vereinigen, froh, durch die feindlichen Massen den Rückweg nach Paris zu finden. Ihre an Zahl geschwächten, durch die schnellen Märsche äußerst erschöpften Truppen hatten sich gleichwohl bei jeder Gelegenheit mit großem Nachdruck geschlagen. Die Kavallerie der Verbündeten war, ohne Infanterie und Artillerie, zahlreicher als die beiden französischen Korps zusammen gewesen Die Hauptmacht der böhmischen und schlesischen Armee drang jetzt unaufhaltsam nach der französischen Hauptstadt vor.

Napoleon hatte die Streitkräfte, mit welchen er im Rücken der Verbündeten operirte, durch Zuzug wieder von 30,000 auf 50,000 Mann gebracht. An der Spitze der einzelnen Korps standen mehre seiner trefflichsten Unterbefehlshaber: Ney, Macdonald, Oudinot, Sebastiani, Gerard, Kellermann, St. Germain. Denn bei dem ungeheueren Abgange an Mannschaft seit dem Rückzuge aus Rußland, hatte er von den ausgezeichneteren Generalen verhältnißmäßig nur wenige verloren. Er hoffte sein Heer durch Verstärkungen bald auf 80,000, durch Vereinigung mit

den Besatzungen der Maas- und Moselfestungen auf 100,000 Mann zu bringen, und den Krieg in die Länge zu ziehen. Am 25. März kam er in Bar an der Aube an, wo er die Nachhut des böhmischen Heeres erreichte. Im großen Hauptquartier verbreitete seine Annäherung Ueberraschung und Schrecken. Alle werthvollen Sachen, die sich daselbst befanden, wurden schnell nach Langres und Vesoul geschafft, obgleich Manches davon der leichten französischen Reiterei in die Hände fiel. Mehre Diplomaten: die Oesterreicher Wessenberg, Palfy, der Schwede Skiöldebrand, die Russen Markof, Tolstoi, Beguelin, wurden gefangen genommen. Auch war für die böhmische Armee, durch Napoleon's Auftreten in ihrem Rücken, der Zuzug an Truppen, Munition, Lebensmittel, und die Verbindung mit der Heimath unterbrochen.

Der General Winzingerode zog mit seinem starken Reiterkorps mit großem Geräusch hinter dem Kaiser her, machte denselben glauben, daß ihm das Gros der Alliirten folge, und kündigte überall Quartier für die verbündeten Monarchen an, wodurch Napoleon in seiner Meinung noch bestärkt wurde. Was diesen hätte enttäuschen können, wie einige Nachrichten, die ihm zukamen, und der Umstand, daß er nur auf Kavallerie der Verbündeten stieß, war nicht hinreichend, um einen so leidenschaftlichen und hartnäckigen Charakter von einer einmal festgewurzelten Ansicht sogleich zurückzubringen. Erst bei St. Dizier stieg der erste bedeutende Zweifel über die Richtigkeit seiner Voraussetzung in ihm auf. Winzingerode wurde daselbst von ihm geschlagen (26. März), und die Aussagen der Gefangenen stimmten alle über den Marsch der Verbündeten nach Paris überein. Napoleon war betroffen, beobachtete ein tiefes Stillschweigen, und ritt eine Zeit lang gedankenvoll auf dem Schlachtfelde, ohne einen Entschluß zu fassen, umher. Noch hätte er die ihn bedrohende Katastrophe vermeiden können, wenn er am 27. März früh mit seinem ganzen Heere nach Paris aufgebrochen wäre. In diesem Falle hätte er vor dem Feinde daselbst eintreffen können. Aber nach St. Dizier zurückgekehrt, ward er wiederum anderen Sinnes. Er glaubte nach wie vor, daß die Bewegungen der Verbündeten den Rückzug zum Zweck hätten. So verhängnißvoll dieser Irrthum für ihn wurde, so kann er einigermaßen erklärt werden. Die bisherige Kriegführung seiner Feinde hatte ihn an solche Kühnheit nicht gewöhnt, die von ihnen auch, ohne die Napoleon unbekannt gebliebene Entfernung des Kaisers Franz, Metternichs und der übrigen Diplomaten von der Armee, wahrscheinlich nicht begangen worden wäre. Napoleon verlor, indem er am 27. März einen Angriff auf Vitry anordnete, abermals eine unersetzliche Zeit. Da kamen ihm

bestimmte Nachrichten von der bei Fère Champenoise erlittene Niederlage der Marschälle Mortier, Marmont, der Vernichtung der Division Pactbod, und dem Marsche Blücher's und Schwarzenberg's nach Paris zu. Jetzt war keine Täuschung mehr möglich.

Napoleon war erschüttert, und berief gegen seine Gewohnheit einen Kriegsrath, der mehre Stunden dauerte. Er setzte den Korpsführern seine Absicht aus einander, sich mit seiner ganzen Macht in die Vogesen zu werfen, sich mit den Festungsbesatzungen von Metz, Verdun, Thionville u. s. w. zu vereinigen, und die kriegerische Bevölkerung der östlichen Provinzen unter die Waffen zu rufen. Aber alle Generale waren gegen diesen Plan, und riethen zum schleunigen Rückmarsch nach Paris. Der Kaiser hat es später oft bedauert, seine Absicht nicht durchgesetzt zu haben. Er war aber seit seinem Rückzuge aus Rußland nicht mehr so unbedingter Gebieter seiner Unterbefehlshaber wie früher, und hatte während des Feldzuges in Sachsen einige seiner großartigsten Entwürfe dem Widerstreben seiner Marschälle aufopfern müssen.

Der Rückmarsch wurde sogleich angetreten. Die Soldaten verdoppelten, obgleich zum Theil ohne Schuhe und ohne Brodt, bei gräulichem Wetter und grundlosen Wegen, ihre Anstrengungen, um dem Kaiser zu genügen. Die Garde, am 29. März in Troyes angekommen, hatte 15 Stunden in einem Zuge zurückgelegt, ein in der Kriegsgeschichte äußerst seltenes Beispiel. Napoleon erhielt unterwegs eine trostlose Nachricht über die andere. Erst eine in Chiffern abgefaßte Depesche seines Generalpostdirektors Grafen La Valette, daß die Royalisten in Paris geheime Berathungen pflegen, und nur die Ankunft der Verbündeten erwarteten, um mit ihren Absichten hervorzutreten, dann von seinem Bruder Joseph die Nachricht, daß Mortier und Marmont zwar vor Paris, aber mit zur Vertheidigung desselben ungenügenden Kräften angekommen wären, endlich daß Lyon am 21. März vom Feinde besetzt worden sei. Der Kaiser eilte so stürmisch weiter, daß selbst von den dienstthuenden Schwadronen ihm nur ein Theil zu folgen vermochte. Dem Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, wurde befohlen, Paris auf das Aeußerste zu vertheidigen, und wenigstens das linke Seineufer bis zur Ankunft der Armee zu halten.

Unerklärbar bleibt es immer, warum Napoleon, als er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, mit seinem Heere Paris vor den Verbündeten zu erreichen, nicht für seine Person dahin eilte, wo er, mit Kurierpferden, jedenfalls vor Blücher und Schwarzenberg eingetroffen wäre. Selbst wenn er daselbst nur mit wenigen Begleitern ankam, konnte er der Lage der Dinge eine andere Gestalt geben. Er hatte nur nöthig,

sich dem Volke, unter welchem es viele tausend ehemalige Soldaten gab, zu zeigen, um dasselbe mit sich fortzureißen, und zur muthigsten Gegenwehr zu entflammen. An Geschütz und Munition fehlte es nicht. Das Läuten der Sturmglocken, das Schlagen des Generalmarsches, das Errichten von Barrikaden, und Ziehen von Gräben an den geeigneten Stellen, würde die Jugend und die unteren Klassen mit Kampfbegier erfüllt haben. Ein Theil von Paris würde vielleicht, wenn die Verbündeten gleichwohl eindrangen, verwüstet, aber das Ganze bis zur Ankunft des Heeres gehalten worden sein. Von einem Hervortreten der geheimen Gegner des kaiserlichen Systems, und einer Entsetzung des Kaisers durch die großen Staatskörper hätte dann nicht die Rede sein können, und Napoleon oder wenigstens seine Dynastie würde wahrscheinlich nicht gefallen sein. Der in solcher Lage natürliche Entschluß selbst nach dem Mittelpunkt seiner Macht zu eilen, fiel diesem sonst so kühnen Manne nicht zur rechten Zeit ein. Als es geschah, war es zu spät geworden. Er glaubte eine Zeit lang, daß Mortier, Marmont und die Nationalgarde zur Vertheidigung der Hauptstadt, bis zur Ankunft seines Heeres ausreichen würden.

Eben so unbegreiflich bleibt es, warum Napoleon, als die Verbündeten über den Rhein gegangen waren, Paris nicht so gut und schnell als möglich befestigen ließ, da er wußte, daß es, wie früher, nach Danton's Aussage, die Citadelle der Revolution, so jetzt die des Kaiserreiches war. Daselbst wurden Machthaber erhoben und gestürzt, Verfassungen gegeben und abgeschafft, Staatsstreiche ausgeführt, und Frankreich von dort aus in allen Richtungen geleitet. Der Kaiser hatte aber wenig oder nichts zur Vertheidigung der großen Stadt gethan, obgleich er ein Erscheinen des Feindes vor ihr seit Beginn des Feldzuges nicht für unmöglich halten konnte. Am 29. März verließ, der einige Tage vorher eingetroffenen Anweisung gemäß, die Kaiserin-Regentin mit dem Könige von Rom, den Mitgliedern der kaiserlichen Familie, mit Ausnahme Joseph's, dem Hofe, den Großwürdenträgern, Ministern, dem Schatz u. s. w. Paris, und begab sich nach Blois. Talleyrand that, als wollte er Marie Luise begleiten, kehrte aber, angeblich weil man ihn, wahrscheinlich verabredeter Maßen, wegen Ermangelung eines Passes, an der Barriere anhielt, wieder in die Stadt zurück, wo er blieb. Da der Polizeiminister Savary, Herzog von Rovigo, der Kaiserin-Regentin gefolgt war, so hatte Talleyrand freie Hand bekommen. Dem Hofe folgte in der Richtung nach der Loire eine Menge von reichen und vornehmen Personen, während vom Lande viele Flüchtlinge mit ihrer Habe, selbst mit ihren Heerden in der Stadt ankamen. Der Anblick

derselben, sowie der der vielen Verwundeten, die nach Paris gebracht wurden, machte, bei dem Mangel an kräftigen Vertheidigungsanstalten, auf die friedliche Bevölkerung einen niederschlagenden Eindruck. Aber die Soldaten waren bis zum letzten Augenblick von Muth und Zuversicht erfüllt

Die Vertheidigung von Paris beruhte auf den Korps unter Mortier und Marmont, zusammen höchstens 24,000 Mann stark, auf der Nationalgarde, von welcher sich aber, bei den untüchtigen, schwankenden Maßregeln, nur 3000 Mann den Linientruppen anschlossen. Den Oberbefehl über die bewaffnete Macht in und um Paris führte Joseph, dem es aber zur Erfüllung einer so wichtigen Aufgabe an Charakter und Talent fehlte. Ihm zur Seite stand der General Hulin, Kommandant von Paris, und der Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, Oberbefehlshaber der Nationalgarde, beide von vieljährigen Kriegsmühen gealtert und geschwächt. In der Nähe von Paris lagen in verschiedenen Depots über 10,000 Konskribirte, die aber nicht herbeigezogen wurden. Eben so wenig erging ein Aufruf an die Nationalgarde der benachbarten Departements. Die im Arsenal vorhandenen Gewehre wurden unter das Volk, welches danach laut verlangte, nicht ausgetheilt. Der Montmartre, von welchem ein großer Theil von Paris beherrscht wird, war nur mit 12 Kanonen besetzt. Vor den Barrieren hatte man, statt 200 Kanonen, wie Napoleon befohlen, deren nur 72 aufgefahren.

Die Angriffsmacht der Verbündeten bestand aus den Korps von York, Kleist, Langeron von der schlesischen Armee, und dem Fußvolk des Korps von Winzingerode, dieses ursprünglich zur Nordarmee gehörig — aus der preußischen und russischen Garde, den Korps unter dem Kronprinzen von Würtemberg, Rajewsky, Giulay und Nostiz, von dem böhmischen Heere — wenigstens 100,000 Mann, denen die Franzosen nur 30,000 Mann, Freiwillige von der Nationalgarde, die Zöglinge der polytechnischen und der Veterinair-Schule von Alfort, eingerechnet, entgegenzustellen vermochten. Während Napoleon's Gegenwart in Paris unter den Massen die größte Begeisterung und den entschlossensten Widerstand hervorgerufen haben würde, schlug die Rathlosigkeit und Schlaffheit seines Bruders Joseph den Muth des Volkes nieder. Außerdem hatte das kaiserliche Regiment nicht blos in dem royalistischen Adel des Faubourg St. Germain, sondern auch in der zahlreichen Klasse der Kapitalisten, Börsenmänner und Spekulanten schon seit längerer Zeit heimliche aber entschiedene Gegner gehabt. Mit Napoleon's Unglück trat diese Gesinnung ohne Hehl hervor. Je näher die Verbündeten an Paris herankamen, um so höher stiegen die französischen Staatspapiere an der

Börse. In einer Proklamation des Oberbefehlshabers Fürsten von Schwarzenberg, kündigte sich dieser, im Namen der verbündeten Monarchen, als den besten Freund der Franzosen an, und stellte die gegen Paris vorrückenden Armeen als Befreier von einem drückenden Joch dar. Er versprach den Parisern ihnen alle Leiden des Krieges zu ersparen, und machte sie auf das Beispiel von Bordeaux und Lyon aufmerksam. Solche Erklärungen konnten ihre Wirkung auf eine Bevölkerung nicht verfehlen, die in sich getheilt war, und sich von ihrer Regierung verlassen sah.

Die letzte Schlacht (30. März) in diesem Feldzuge, die von Montmartre genannt, fing schon am Morgen an, wurde aber erst gegen Mittag, als das schlesische Heer in die Linie eingerückt war, allgemein. Der Schauplatz des Kampfes war der Raum zwischen der Seine und Marne, Paris und dem Montmartre. Die Korps unter Mortier und Marmont fochten so tapfer wie in der besten Zeit des französischen Waffenglückes. Marmont ergriff sogar einen Augenblick lang gegen die Russen unter Barclay de Tolli die Offensive. Seine Reiter, namentlich die aus Spanien gekommenen Dragoner, führten die entschlossensten Attaken aus. Joseph, der im Anfange des Kampfes mit dem Kriegsminister Clarke auf dem Montmartre anwesend war, glaubte es zuerst nur mit einem Theile der feindlichen Macht zu thun zu haben. Als aber die Heersäulen der schlesischen Armeen unter Blücher sich in der Ebene von St. Denis zu entwickeln begannen, und das Korps des Kronprinzen von Würtemberg sichtbar wurde, sank ihm der Muth. Er verlor den Kopf, eilte nach Paris zurück, und ermächtigte die beiden Marschälle zu Unterhandlungen mit dem Feinde, die unter den vorhandenen Umständen nur zu einer Kapitulation führen konnten. Einige Stunden später verließ er mit Clarke Paris, und schlug, wie am Tage vorher die Kaiserin, den Weg nach Blois ein. Es gab jetzt in Paris weder Regentin noch Regierung mehr. Um 3 Uhr Nachmittags schloß Marmont, dem nur noch 5000 Mann übrig geblieben, und der selbst verwundet worden, mit dem Grafen Orlof, Adjutanten des Kaisers Alexander, einen Waffenstillstand von zwei Stunden, dem Mortier beitrat, ab. Vermöge dieses Waffenstillstandes sollte der Montmartre den Verbündeten eingeräumt werden. Langeron, der davon nicht in Kenntniß gesetzt worden, ließ ihn mit Sturm nehmen, und Blücher unmittelbar nachher 84 Kanonen auf ihm auffahren. Jetzt war Paris so gut wie in der Gewalt des Feindes. Dieser letzte Kampf hatte den Verbündeten gegen 8000 Mann an Todten und Verwundeten, den Franzosen, welche in mehr gedeckten Stellungen fochten, kaum die Hälfte, aber 126 Kanonen gekostet.

Mortier und Marmont kamen hierauf in Vilette, einer Vorstadt von

Paris, mit den Bevollmächtigten der Verbündeten, Nesselrode, Orlof und Paar zusammen, und es ward zwischen ihnen mündlich verabredet, daß die französischen Truppen während der Nacht Paris räumen, und die Alliirten dasselbe am folgenden Morgen besetzen sollten. Mortier begab sich schon vor Abschluß der Verhandlungen zu seinem Korps zurück, das gegen Abend durch Paris nach Fontainebleau abzog. Der Ueberrest des Marmont'schen Korps folgte ihm während der Nacht in derselben Richtung. Der Marschall Moncey übergab den Oberbefehl über die Nationalgarde an den Royalisten Montmorency, und entfernte sich ebenfalls. Um 2 Uhr in der Nacht ward, in Marmont's Gegenwart, zwischen den Obersten Fabvier und Denis von der einen, Orlof und Paar von der anderen Seite eine Konvention unterzeichnet, nach welcher alle Zeughäuser und andere militairische Anstalten den Verbündeten übergeben, die Nationalgarde und Municipal-Gensdarmerie als gänzlich von den Linientruppen abgesondert angesehen, und die Monarchen über deren Entlassung oder Beibehaltung bestimmen sollten. Die Stadt Paris wurde, wie es hieß, der Großmuth der hohen verbündeten Mächte empfohlen.

Talleyrand hatte sich schon am Abend des 30. März mit Orlof, dem Adjutanten und Günstlinge des Kaisers Alexander in Verbindung gesetzt. Bei Talleyrand war der Sturz Napoleon's und seiner Dynastie schon beschlossen. Es kam nur noch darauf an, von den verbündeten Monarchen eine bestimmte Erklärung der Art zu erlangen, und in den höheren Klassen der pariser Bevölkerung die Darlegung einer ähnlichen Gesinnung hervorzurufen. Darauf wurde von Talleyrand im Stillen hingearbeitet. Der Seine- und der Polizeipräfekt begaben sich während der Nacht in das Hauptquartier der Verbündeten, wo sie von dem Kaiser Alexander mit Aeußerungen des größten Wohlwollens empfangen wurden, und die Versicherung erhielten, daß die Sieger es weder auf die Eroberung noch Beherrschung Frankreich's, sondern nur auf Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens abgesehen hätten. Das französische Volk solle selbst über seine Zukunft zu entscheiden haben. Als die beiden Präfekten (Chabrot und Pasquier) sich bei Sonnenaufgang nach Paris zurückbegaben, waren die Soldaten der Verbündeten damit beschäftigt, sich zum festlichen Einzug zu schmücken.

Napoleon hatte sich zu spät zu Dem, was, 24 Stunden früher unternommen, seinen Thron wahrscheinlich gerettet haben würde, entschlossen. Er war am Abend des 30. März mit verhängtem Zügel, zuletzt von Villeneuve aus, ohne seine Dienstschwadronen, nur von Caulincourt

und Flahaut*) begleitet, bis Fontainebleau geritten. Dort stieg er in einen Wagen und wollte nach Paris. Gegen 11 Uhr erreichte er das Posthaus Cour de France bei Juvisy, nur einige Stunden von der Hauptstadt entfernt. Er ließ daselbst halten, um Erkundigungen einzuziehen. Als man ihm keine zu geben vermochte, fuhr er in stürmischer Eile weiter. Paris näher gekommen, sah er von einer Erhöhung des Weges aus die zahllosen Wachtfeuer des Feindes am Ufer der Seine, und in der Ebene zwischen der Stadt und dem Montmartre. Bald darauf stieß er auf Reiterei und Geschütz, das, von dem General Belliard geführt, nach Fontainebleau zog. Der Kaiser ließ halten, erkannte Belliard, welcher zu den ausgezeichnetsten Kavalleriegeneralen der Armee gehörte, und forschte ihn über die Lage der Dinge aus. Belliard sprach von der Erschöpfung der Truppen, von der ungeheuern Uebermacht des Feindes, und suchte Napoleon von der Unmöglichkeit weiteren Widerstandes, wenigstens für den Augenblick, zu überzeugen. Der Kaiser beharrte jedoch auf seinem Vorsatz nach Paris zu eilen. Während der Unterredung mit Belliard kamen die Generale Hulin und Curial von Paris an, die sich ebenfalls nach Fontainebleau begaben, und sich Belliard's Meinung anschlossen. Napoleon ließ sich von dem Widerspruche seiner Unterfeldherren, wie mehrmals in der letzten Zeit, erschüttern. Wenn er auf seinem Willen bestand, so wären ihm die Truppen, selbst von ihren Generalen verlassen, wie immer gefolgt. Die Kapitulation wäre zwar vor Napoleon's Ankunft schon unterzeichnet gewesen, er hätte sie aber in seiner Eigenschaft als Souverain umstoßen, und Mortier und Marmont durch andere Generale ersetzen können. Der Kaiser Alexander hatte seine Erklärung, mit Napoleon und dessen Familie nicht mehr unterhandeln zu wollen, noch nicht abgegeben. Die Nachricht von des Kaisers Ankunft in Paris würde im Hauptquartier der Verbündeten einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben, zumal da man im ersten Augenblick unmöglich wissen konnte, ob er nicht von Truppen begleitet daselbst erschienen sei. Die Masse der Bevölkerung würde sich noch im letzten Augenblick für ihn erhoben haben. An ein Hervortreten seiner geheimen Gegner, an eine royalistische Kundgebung, wäre nicht zu denken gewesen. Bei einer Fortsetzung seines Weges nach Paris war seine Rettung noch möglich, mit dem Umkehren nach der Cour de France aber sein Sturz gewiß. Dem Einzuge der Verbündeten in Paris stand fortan kein Hinderniß entgegen, und seine Feinde

*) Nach Anderen befand sich auf Berthier in seiner Begleitung

im Innern konnten ihren Gesinnungen Luft machen. Indem er, der so viel in seinem Leben gewagt hatte, dieses letzte Wagniß, sich nach Paris zu werfen, unterließ, war sein Schicksal unwiderruflich entschieden.

---

7. Einzug der Verbündeten in Paris. — Napoleon's Sturz. — Rückkehr der Bourbonen.

Am 31. März, in der Frühe, besetzten Abtheilungen der verbündeten Heere die Barrieren von Paris. Um Mittag zogen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm, ersterer von seinem Bruder Konstantin, letzterer von seinen beiden ältesten Söhnen begleitet, mit zahlreichem und glänzendem Gefolge in der eroberten Weltstadt ein. Der Kaiser Franz war noch zurück. Er entging dadurch der Verlegenheit, entweder zu der Entthronung seines eigenen Eidams unmittelbar mitzuwirken, oder, wenn er dieser Maßregel widerstand, mit seinen Verbündeten uneinig zu werden, und den in der letzten Zeit immer bestimmter hervorgetretenen Zweck des Krieges zu vereiteln. Der Mann, welcher, durch seine Thatkraft und Kühnheit, am Meisten zu der Erringung des großen Zieles beigetragen, der Stolz des preußischen Heeres und Volkes, der greise Feldmarschall Blücher, fehlte, schon seit einiger Zeit an einem Augenübel leidend, bei dem Siegeseinzug. Es waren nur die durch ihr äußeres Ansehen ausgezeichnetsten Truppen, vornehmlich die Garden, welche in Paris einrückten. Die übrigen Korps blieben um die Stadt gelagert. Da der Kaiser Alexander, besonders seit dem Einmarsch in Frankreich, als das Haupt der Koalition dastand, so wurde einer seiner Generale, Sacken, zum Gouverneur von Paris ernannt. Seine Absichten gegen Napoleon andeutend stieg Alexander I. in Talleyrand's Wohnung ab.

Paris hatte seit den Zeiten der Jungfrau von Orleans keinen Feind in seinen Mauern mehr gesehen. Das spanische und italienische Kriegsvolk, welches 150 Jahre später, zur Zeit der Ligue, in der französischen Hauptstadt lag, war einer französischen Partei zu Hülfe gekommen, und erregte deshalb nicht die Vorstellung von fremder Gewalt und Eroberung. Jetzt waren es nicht nur Preußen und Oesterreicher, welche von den Franzosen früher oft geschlagen worden, die aber durch den Besitz der gemeinsamen abendländischen Kultur für Geistesverwandte gelten konnten, sondern die halb orientalischen Massen der Russen, und die barbarischen Kontingente der Kosaken, Tartaren und Baschkiren, die, wenigstens für den Augenblick, zu Herren des Mittelpunktes der europäischen

Civilisation geworden waren. Diese Demüthigung wurde indessen für die Pariser durch das großmüthige Verhalten der verbündeten Monarchen, und durch die in den höheren Stellen der verbündeten, namentlich der russischen Armee, verbreitete französische Kultur gemildert. Die russischen Officiere von vornehmer Herkunft sahen sich als die Zöglinge der Franzosen, in der Weise wie einst die Römer gegen die Griechen gethan*), an. Die Pariser fühlten ihr Mißgeschick weniger, indem sie an den fremden Gästen den so weit reichenden Einfluß ihrer Sprache, Sitte und Lebensweise bemerken konnten. Der Triumph ihrer Intelligenz tröstete sie in etwas über ihre militairische Niederlage. Besonders war es der leicht bewegliche Sinn der französischen Frauen in den höheren Klassen, der sich darin gefiel, das was ihnen an den Siegern noch rauh und eckig erscheinen mochte, durch ihre Anziehungskraft abschleifen zu können. Ein solches Verhältniß konnte allerdings nur zwischen den Reichen und Vornehmen unter den Einheimischen und Fremden entstehen. Die unteren Klassen der pariser Bevölkerung, in denen es so viele alte Soldaten gab, sahen mit finsterem Erstaunen auf die kriegerischen Ankömmlinge, in deren Hauptstädten sie früher die Meister gespielt hatten. Aber auch dieses Gefühl des Unmuthes verschwand bald über der trefflichen Manneszucht der Verbündeten, den großen Geldsummen, welche von ihnen in Umlauf gesetzt wurden, über dem den Parisern eigenthümlichen Bedürfniß der Zerstreuung, und dem Eindruck, welchen das drückende und zuletzt unglückliche Regierungssystem Napoleon's zurückgelassen hatte. Die Erinnerung an die erste Revolution, und die mit ihr verbunden gewesenen Grundsätze schien damals, selbst im Mittelpunkt ihres Ursprunges und Verlaufes, erloschen zu sein. Erst später wurde, durch die Mißgriffe der Restauration, das Gefühl des gekränkten Nationalstolzes, und die Besorgniß, daß in der Besiegung Frankreichs, durch die Armeen absolutistisch regierter Staaten das Werk von 1789 gefährdet sei, rege gemacht

Während die Heerschaaren der Verbündeten über die Boulevards nach den Champs Elysées zogen, begann zunächst von den in den Fenstern liegenden Frauen ein Wehen mit weißen Tüchern, anfänglich nur als Gegengruß auf die weiße Armbinde der Alliirten, die für diese, bei ihren so verschiedenartigen Uniformirungen, ein gegenseitiges Erkennungsmittel abgab, von den Parisern aber als ein Friedenszeichen angesehen wurde. Dann erklang aus einzelnen Gruppen der Ruf: „Es lebe Alexander! Es leben die Verbündeten!" — welcher sich bald verbreitete. Plötzlich erschien eine

---

*) Graecia capta ferum victorem cepit.

Schaar Royalisten zu Pferde, den noch jungen, eifrig legitimistisch gesinnten und von Jesuiten erzogenen Sosthenes de la Rochefoucauld-Doudeauville an der Spitze, welchem sich die Herzöge von Mouchy, Fitzjames, Luxemburg, Cäsar von Choiseul, Florian von Kergorlay, und der berühmte Schriftsteller Chateaubriand angeschlossen hatten. Diese alle trugen weiße Kokarden, weiße Bänder im Knopfloch, eine weiße Fahne ragte aus ihrem Zuge hervor, und riefen unaufhörlich: „Es lebe der König! Es leben die Bourbonen!" — Das eigentliche Volk und die zur Erhaltung der Ordnung aufgebotene Nationalgarde blieben stumm. Aber die zuschauenden Frauen in den Fenstern, die heimlichen Gegner Napoleon's, welche jetzt hervorzutreten wagten, und eine gesinnungslose Menge, die auch ihm zugejauchzt haben würde, wenn er erschienen wäre, pflanzte jenen Ruf geschäftig fort.

Der russische Minister, Graf Nesselrode, hatte mit Talleyrand, noch ehe der Kaiser Alexander in dessen Hotel abstieg, eine Unterredung über die Lage der Dinge gehabt. Später fand bei Alexander eine Versammlung statt, welcher, außer dem Könige von Preußen, von Seiten der Verbündeten: Schwarzenberg, Liechtenstein, Nesselrode, Pozzo di Borgo, unter den Franzosen: Talleyrand, der Herzog von Dalberg, de Pradt*), Erzbischof von Mecheln, der Baron Louis**), der Abbé von Montesquiou, Bourienne***), lange Napoleon's Geheimschreiber, und der frühere republikanische General Dessolles beiwohnten.

In dieser Konferenz wurde, aber nur zum Schein, denn in der Hauptsache waren alle Theilnehmer im voraus einig, die Frage: Ob Napoleon auf dem Throne zu lassen — ob sein Sohn mit einer Regentschaft anzuerkennen — ob Ludwig XVIII. zurückzurufen sei? — aufgeworfen. Talleyrand und alle anwesenden Franzosen sprachen mit Eifer für die Wiederherstellung der Bourbonen. Alexander I. sah hierin einen Ausdruck der Wünsche des französischen Volkes, und erklärte weder mit Napoleon noch einem Mitgliede seiner Familie ferner in Unterhandlungen treten zu wollen. Michaud, Gründer der Quotidienne und Geschichtschreiber der Kreuzzüge, der sich in einem Nebenzimmer befand, faßte im Namen des Kaisers von Rußland eine Proklamation ab, in welcher die verbündeten Monarchen, Frankreich's Integrität, wie dasselbe unter seinen

*) De Pradt war von Napoleon zum Groß-Almosenier von Frankreich ernannt worden.

**) Wie Talleyrand früher zum geistlichen Stande gehörig.

***) Bourienne hatte Napoleon's Bekanntschaft schon bei der Belagerung von Toulon (1793) gemacht, war aber später, wie Dessolles, bei ihm in Ungunst gekommen.

rechtmäßigen Königen bestanden habe, zu erhalten, und die Verfassung, welche sich die Nation geben würde, anzuerkennen, versprachen. Zugleich ward der Senat zur Errichtung einer provisorischen Regierung aufgefordert. Diese Proklamation, nur von Alexander I. unterschrieben, und von Nesselrode gegengezeichnet, ward sogleich gedruckt und angeschlagen. Die royalistischen Kundgebungen griffen alsbald um sich. Eine Menge vornehmer Frauen theilte in den Straßen an die Vorübergehenden weiße Kokarden und Bänder aus. Bourienne wurde mit der in diesem Augenblick besonders wichtigen Stelle als General-Post-Direktor bekleidet.

Caulincourt war von Napoleon, alsbald nachdem dieser die Kapitulation von Paris vernommen hatte, an den Kaiser von Rußland zur Anknüpfung von Unterhandlungen abgeschickt worden. Caulincourt konnte in Bondy von Alexander nur die Zusicherung einer Audienz nach dem Einzuge in Paris erlangen. Er richtete hier Napoleon's Aufträge aus, welcher, gegen Erhaltung seines Thrones, in die Abtretung aller von Frankreich unter der Republik und dem Kaiserreich gemachten Eroberungen einwilligte. Der Herzog von Vicenza war aber zu spät gekommen, und fand mit seinen Vorstellungen kein Gehör. Die Royalisten wanden sich, um ein mögliches Schwanken in Alexander's Entschließungen zu verhindern, an Nesselrode, der auch seinen Gebieter bei dem einmal gefaßten Vorsatze zu erhalten wußte. Am Abend erließ der russische Minister an den Polizeipräfekten Pasquier die Weisung, alle wegen ihrer Anhänglichkeit an die Bourbonen in Haft befindlichen Personen auf freien Fuß zu setzen.

Den Anfang zum Abfall vom Kaiser, mit Hinweisung auf die Bourbonen, machten (1. April) unter allen Behörden der Generalrath des Departements der Seine und die Municipalität der Hauptstadt. Ihre an die Bevölkerung gerichtete Proklamation enthielt harte, aber im Ganzen gerechte Anschuldigungen gegen Napoleon, zu deren Darlegung freilich jetzt kein Muth mehr gehörte. Der Verfasser dieser Ansprache, Bellart, hatte bisher zu Napoleon's eifrigsten Schmeichlern gehört. Die unteren Schichten der pariser Bevölkerung waren früher republikanisch gesinnt gewesen, und hatten dann dem Kaiserreich, ohne jedoch die Erinnerung an die Revolution je ganz zu verlieren, angehangen. Das was die vornehmeren und reicheren Klassen von dem Napoleonischen System abstieß, die immerwährende Kriegführung und die Konskription, zogen die muthige Jugend des hauptstädtischen Arbeiterstandes an, indem sie ihr Aussicht auf Beförderung und Auszeichnung gewährte. Aber die reiche pariser Bourgeoisie, der alte Stamm derselben, welcher schon vor 1789 vorhanden gewesen, war zwar konstitutionell und liberal, wollte jedoch von

Revolution und Republik nichts wissen. Diese Klasse hatte, früher dann und wann von Napoleon's Siegen geblendet, im Ganzen an seiner stolzen Despotie eben so wenig Geschmack, wie einst an der blutigen Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses gefunden. Die Bourgeoisie war der Wiederherstellung des verbannten Königshauses nicht abgeneigt, wenn dasselbe sich mit den Grundsätzen von 1789 befreunden wollte.

Am 1. April berief Talleyrand, in seiner Eigenschaft als Vicegroßwahlherr von Frankreich, den Senat zusammen, von welchem ungefähr 30 Mitglieder in Paris anwesend waren. Mit Ausnahme einiger wenigen, welche Napoleon Ideologen nannte, waren die Senatoren die fügsamsten Werkzeuge des imperialistischen Systems und die begeistertsten Lobredner seines Gründers gewesen. Aber ohne wahrhafte Ueberzeugungen irgend einer Art, immer nur auf ihre Sicherheit und ihren Vortheil bedacht, waren dieselben Männer jetzt zu einem Angriff auf den bedacht, vor welchem sie so lange im Staube gelegen hatten. In ihrer Sitzung vom 1. April ward die Errichtung einer provisorischen Regierung, aus Talleyrand, Dalberg, Montesquiou, Jaucourt und Beurnonville bestehend, und eine Proklamation an das französische Volk, worin die Abfassung einer neuen freisinnigen Verfassung angekündigt wurde, beschlossen. Am 2. April erklärte der Senat Napoleon und seine Familie des Thronrechts für verlustig, und sprach die Nation von dem ihm geleisteten Eide der Treue los. Am 3. April wurden die Gründe zu dieser Erklärung, was am vorhergehenden Tage aus Mangel an Zeit unterlassen worden, näher bestimmt. Es wurden dem gestürzten Eroberer, außer seinen unaufhörlichen Angriffskriegen, vielfache Verletzungen der von ihm bei seiner Krönung beschworenen Verfassung, eigenmächtige Steuererhöhungen, Unterdrückung der Preßfreiheit, willkührliche Einkerkerungen u. s. w. zur Last gelegt. Aber unter allen Menschen hätten die Senatoren am Wenigsten ein Recht gehabt, dem Kaiser aus seinen Regierungshandlungen einen Vorwurf zu machen. Denn sie hatten nicht nur zu Allem, was er unternahm, ihre ausdrückliche Zustimmung ertheilt, ihn bei seinen Eroberungskriegen durch die Leichtigkeit, mit welcher sie seine ausschweifendsten Forderungen an Mannschaft bewilligten, unterstützt, sondern auch seine Verfassungsverletzungen durch die von ihnen gewährten Ausnahmsgesetze bestätigt. Nicht selten waren sie ihm bei seinen freiheitsfeindlichen Absichten entgegen gekommen. Alle ihre Anklagen gegen ihn fielen auf sie selbst zurück. Außerdem hatten sich die meisten Mitglieder des Senats nur durch ihn erhoben, waren ihm zu persönlicher Dankbarkeit verpflichtet, und von ihm mit Dotationen, Titeln und Ehrenstellen überhäuft worden.

Dies Alles ward jetzt vergessen und mit Füßen getreten, und sie warfen sich über den zu Richtern auf, dessen Mitschuldige sie gewesen waren.

Die provisorische Regierung stellte den General Dessolles an die Spitze der pariser Nationalgarde und ernannte, statt der Minister, Kommissarien, für die Justiz: Henrion de Pansey — für das Auswärtige: Laforêt — das Innere: Beuguot — den Krieg: Dupont*) — für die Marine: Malouet**) — die Finanzen: Baron Louis — die Polizei: Anglès. — Dupont de Nemours***) wurde Generalsekretair der provisorischen Regierung.

Die provisorische Regierung erließ eine Proklamation an die Armee, theilte ihr die Entscheidung des Senates mit, und forderte sie zum Verlassen der Napoleonischen Adler auf. Der Kaiser Alexander versprach alle französischen Kriegsgefangenen auf freien Fuß zu setzen, was in Paris mit außerordentlicher Freude aufgenommen wurde. Dieser Monarch wurde durch seine persönliche Anmuth, seinen Geist, die freisinnigen Ansichten, welche er damals über Verfassungswesen und Volksrechte darlegte, der Liebling des pariser Publikums, und seine Popularität diente seiner Politik, indem durch sie das Bild Napoleon's eine Zeit lang in Schatten gestellt wurde. Alexander vermied sorgfältig sich das Ansehen eines Siegers und Gebieters zu geben, und schien die Entscheidung über Frankreichs Zukunft lediglich von dem Willen der Nation abhängig zu machen.

Napoleon sann unterdessen auf Fortsetzung des Krieges. Er hatte sein Hauptquartier in Fontainebleau aufgeschlagen. Dort langte die Garde am 2. April, der Ueberrest der Armee am folgenden Tage an. Es standen ihm jetzt wieder über 50,000 Mann zu Gebot. Wenn er sich mit dieser Macht in Eilmärschen nach Toulouse, in dessen Nähe Soult mit 40,000 Mann stand, wandte, die Truppen unter Suchet und Augereau an sich zog, und den Vicekönig aus Italien entbot, so konnte er von Neuem eine furchtbare Armee aufstellen, und den Krieg in die Länge ziehen. Die Verbündeten würden, um ihn vollständig nieder zu werfen, großer Anstrengungen und vieler Zeit bedurft haben. Aber Napoleon dachte, wie schon mehrmals, das Verlorene mit einem einzigen großen Schlage wieder zu gewinnen, und die Hauptstadt mit stürmender Hand zu nehmen. Als er sich am 4. April den Truppen zeigte, wurde er mit begeistertem Zuruf empfangen. Sie schwuren, als er ihnen seinen Entschluß ankündigte, für ihn siegen oder sterben, und ihm überall hin folgen

*) Derselbe, der bei Baylen kapitulirt hatte.

**) Ehemaliges Mitglied der Reichsstände und der ersten Nationalversammlung.

***) Mitglied der Constituante, und später Präsident im Rathe der Alten.

zu wollen. Aber die Marschälle und Generale waren nicht von denselben Gefühlen wie die Officiere und Soldaten erfüllt. Jene besorgten in den großen Schiffbruch mit verwickelt zu werden, beriethen unter einander, wie dieser Gefahr zu entgehen, und begaben sich noch an demselben Tage in das Kabinet des Kaisers. Ney führte das Wort, und stellte ihm, mit Hinweisung auf die Ereignisse in Paris, die Nothwendigkeit einer Abdankung vor. Napoleon erklärte sich dazu bereit, wenn sein Sohn als Nachfolger unter der Regentschaft seiner Mutter anerkannt würde, widrigenfalls er gegen Paris das Aeußerste zu unternehmen bereit sei. Er stellte hierauf seine erste bedingte Entsagung aus. Ney, Macdonald und Caulincourt sollten dieselbe nach Paris überbringen. Sie hatten Befehl Marmont, der in Essonne die Vorhut des Napoleonischen Heeres kommandirte, mit sich nach der Hauptstadt zu nehmen, und ihn bei den Unterhandlungen zuzuziehen. So sehr glaubte Napoleon an die Treue dieses Marschalls. Es waren aber unterdessen schon mehre hohe Befehlshaber vom Kaiser abgefallen. Victor und Nansouty hatten die provisorische Regierung anerkannt. Marmont ließ sich durch geheime Sendlinge aus Paris ebenfalls berücken, knüpfte mit Schwarzenberg Unterhandlungen an, und versprach sein Korps von Essonne nach Versailles, innerhalb der Linie der Verbündeten, zu führen. Er verständigte sich darüber mit mehren seiner Unterbefehlshaber, und ließ ihnen, als er Ney, Macdonald und Caulincourt nach Paris begleitete, Anweisungen in diesem Sinne zurück.

In der Hauptstadt angekommen begaben sich die drei Unterhändler Napoleon's erst zu Talleyrand, dann zu dem Kaiser Alexander, welche den Antrag auf eine bedingte Entsagung nicht sogleich verwarfen, und eine bestimmte Antwort auf den folgenden Tag verschoben. Beide waren keineswegs geneigt, alles das, was bereits zu Napoleon's Sturz geschehen war, rückgängig zu machen, fürchteten aber einen verzweifelten Entschluß von Seiten dessen, der noch immer der Abgott eines zahlreichen und tapferen Heeres war, und wollten so viel als möglich Zeit gewinnen. Marmont nahm an den Unterhandlungen, welche Ney, Macdonald und Caulincourt führten, keinen Antheil, sondern suchte bei Schwarzenberg einen Aufschub für die Ausführung seines Planes, um die Officiere und Soldaten dafür zu gewinnen, nach. Da geschah es, daß der von Marmont in das Geheimniß gezogene General Souham plötzlich den Befehl erhielt, in Fontainebleau zu erscheinen. Besorgt, daß Napoleon, mit seinen Absichten bekannt geworden, ihn festhalten, und als Verräther bestrafen lassen könne, rief er eiligst seine Mitwisser, wie Bourdesoult und Andere, zusammen, und bewog sie, den Vertrag Marmont's mit

Schwarzenberg eiligst zur Ausführung zu bringen. Am 5. April Morgens um vier Uhr trat das Marmont'sche Korps den Marsch nach Versailles an. Da es noch dunkel war, so gewahrten die Soldaten nicht sogleich, daß sie in das Innere der feindlichen Stellung gerathen waren, und sich russische Reiterei in ihrem Rücken zeigte. Als sie dessen inne wurden, wollten sie zurück, und wurden nur mit großer Mühe und unter allerlei Vorspiegelungen bis nach Versailles gebracht. Dort vollkommen enttäuscht, erhoben sie sich gegen die ihnen gewordenen Befehle, bedrohten die ihnen verdächtigen Generale, und verlangten mit Ungestüm, zu ihrem Kaiser nach Fontainebleau zurückzukehren. Es gelang Marmont, der sich mitten unter sie begab, sie, obwohl nicht ohne Mühe, zu beruhigen, und zum Abzuge nach der Normandie zu bewegen.

Als der Kaiser von Rußland von diesem politisch und militairisch gleich wichtigen Ereigniß Nachricht erhielt, benutzte er dasselbe, um Napoleon's Unterhändlern zu erklären, daß die Verbündeten auf eine bedingte Entsagung nicht mehr eingehen könnten. Ney, Macdonald und Caulincourt verließen nach diesem Bescheide Paris. Jetzt eilte die Katastrophe, wie ein nach dem Abgrund rollender Stein, rasch ihrem Ende zu.

Der Abfall Marmont's war der letzte entscheidende Stoß, welchen der wankende Thron Napoleon's erlitt. So lange der Kaiser sich noch an der Spitze von einigen fünfzigtausend treuen Soldaten befand, die er in kurzer Zeit bedeutend vermehren konnte, den Weg nach Paris und dem Süden frei hatte, war für seine Dynastie nicht Alles verloren. Die Verbündeten würden sich, einen langen Krieg besorgend, vielleicht mit seiner persönlichen Entsagung und Entfernung aus Frankreich begnügt, und seinen Sohn, mit der Regentschaft seiner Mutter, die immer eine Tochter des Kaisers von Oesterreich war, anerkannt haben. Jetzt sahen sie sich aber zu keiner solchen Rücksicht mehr veranlaßt.

Marmont's That ist, so schwierig die Umstände waren, und so viel Napoleon vorgeworfen werden konnte, von der öffentlichen Meinung verdammt worden, und wird es in der Folge auch immer von der Geschichte sein. Er hatte kein Recht, aus einer vermeintlichen Sorge für Frankreichs Zukunft, sich seiner nächsten Pflicht zu entschlagen, die darin bestand, bei seinem Gebieter bis zu dessen Abdankung auszuhalten, und Alles zu vermeiden, was dessen Sturz beschleunigen konnte. Napoleon hatte, als er 1796 den Oberbefehl über die Armee in Italien erhielt, Marmont als Kapitain vorgefunden, und denselben von Stufe zu Stufe, zum Marschall, Herzog, General-Gouverneur von Dalmatien, Oberbefehlshaber der Armee von Portugal erhoben, und mehrmals sogar seines

verschwenderischen Günstlings Schulden bezahlt. Dankbarkeit und lange Gewohnheit hätten Marmont unerschütterlich an den binden sollen, der so viel für ihn gethan hatte. Es ist nicht selten, daß pflichtwidrige Handlungen, zumal in kritischen Momenten, die Maske des Patriotismus vornehmen, und die Welt über ihre wahre Beschaffenheit lange täuschen. Marmont's That ist aber sogleich für einen selbstsüchtigen Verrath erkannt worden. Er war der Verpflichtung gegen seinen Wohlthäter überdrüssig geworden, kehrte dessen sinkendem Gestirn den Rücken, und wandte sich der neu aufgehenden Sonne zu. Marmont hat die Strafe getroffen, welche für einen Mann, der eine große Rolle gespielt hat, namentlich aber für einen berühmten Krieger, die empfindlichste sein muß. Sein Name ist mit einem Makel behaftet geblieben.

Ney und Caulincourt blieben, nach der letzten Unterredung mit dem Kaiser Alexander, in Chevilly, zur Abschließung eines Waffenstillstandes mit Schwarzenberg, zurück. Macdonald kehrte zu Napoleon nach Fontainebleau zurück, und theilte ihm die endgültige Entschließung der Verbündeten mit. Nach Marmont's Abfall bot ein weiterer Kampf auch nicht die entfernteste Aussicht auf Erfolg mehr dar. Napoleon's Heer war durch die Entfernung des Marmont'schen Korps nicht nur an Zahl geschwächt, sondern auch seine Stellung blosgegeben worden. Der Kaiser beschloß deshalb, für den Augenblick dem Drange der Umstände nachzugeben, wahrscheinlich schon damals in seinem Innern mit Gedanken an die einstige Wiedererlangung der verlorenen Größe beschäftigt. Die Nachricht, daß die Bourbonen vom Senat zurückgerufen wären, ließ ihn aus deren leicht vorauszusehenden Mißgriffen neue Hoffnung für sich schöpfen. Am 6. April stellte er seine unbedingte Thronentsagung aus. Sie lautete: „Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß für Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt derselbe, seinem Eide treu, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien verzichtet, und daß es kein Opfer, selbst nicht das des Lebens gibt, welches er nicht zum Wohle Frankreichs darzubringen bereit ist." — Ney, Macdonald und Caulincourt eilten wiederum nach Paris, um sich mit den Verbündeten über die weiteren Bestimmungen, die Zukunft Napoleon's und seiner Familie betreffend, zu verständigen.

Napoleon schien, nachdem der entscheidende Schritt gethan, sich wie von einer schweren Last befreit zu fühlen, zeigte sich heiterer als seit langer Zeit, und äußerte sich mit Ruhe über Das, was ihm bevorstand. Dann und wann behielt jedoch der kriegerische Instinkt in ihm die Oberhand, und er sprach davon, seine Soldaten von Neuem gegen den Feind

führen zu wollen. Es war dies aber nur wie der ferne Donner nach einem Gewitter, das sich verzogen hat, und bei einem Manne natürlich, der seit zweiundzwanzig Jahren unaufhörlich im Felde gelegen, und auf so vielen Schlachtfeldern, von Madrid bis Moskau, von den Pyramiden bis Friedland, gekämpft hatte. Am 7. April erließ Napoleon einen Tagesbefehl an sein Heer, in welchem er dasselbe mit Marmont's Abfall, seiner Entsetzung durch den Senat, und seiner Absicht zu entsagen, bekannt machte. Ueber die Mitglieder des Senats äußerte er sich folgendermaßen: „So lange das Glück mir treu blieb, haben diese Leute nie ein Wort über den angeblichen Mißbrauch meiner Gewalt laut werden lassen. Wenn ich, wie man mir vorwerfen will, die Menschen verachte, so wird die Welt jetzt erkennen, daß ich einigen Grund dazu gehabt habe...... Ich verdanke meine Krone Gott und der Nation, nur Gott und die Nation können sie mir wiedernehmen. Ich habe dieselbe aber immer als eine Bürde angesehen, und mich ihr nur in der Ueberzeugung unterzogen, daß ich sie allein zu tragen vermag. Wenn ich aber als das einzige Hinderniß des Friedens angesehen werde, so bringe ich Frankreich meinen Thron zum Opfer dar." — Es war dieselbe große, jetzt aber gemäßigtere Sprache als zur Zeit seines Glückes, und aus ihr leuchtete derselbe unbeugsame Sinn, der diesen außerordentlichen Mann, ungeachtet seiner Mängel, von den meisten geschichtlichen Berühmtheiten unterscheidet.

Die von Ney, Macdonald und Caulincourt mit den Verbündeten über Napoleon's und seiner Familie Abfindung geführte Verhandlung kam erst am 11. April zu Stande. Napoleon und seine Gemahlin sollten den kaiserlichen, seine Brüder, Neffen und Nichten den Prinzen- und Prinzessinnentitel fortführen. Napoleon erhielt die Insel Elba mit vollen Souverainetätsrechten. Marie Luise wurde Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla, mit dem Recht der Nachfolge für ihren Sohn. Es wurde für Napoleon und seine Familie eine jährliche Dotation von 2 Mill. Fr. auf den französischen Staatsschatz angewiesen, die ihm aber nie ausgezahlt worden ist. Eben so wenig ward der Artikel des zwischen ihm und den Verbündeten abgeschlossenen Vertrages, nach welchem zwei Mill. Fr. Gratifikationen für mehre seiner von ihm bezeichneten Getreuen*) ausgesetzt waren, erfüllt. Es war dies um so unbilliger, da die Bourbonen sich Napoleon's Ersparnisse von der Civilliste und sonstige Kapitalien zueigneten. Die in Bezug auf ihre Folgen wichtigste Bestim-

*) Unter diesen befanden sich: Friant, Cambronne, Ornano, Drouot, Gourgaud, Fain, Corvisart u. s. w.

mung war, daß Napoleon ein Bataillon seiner alten Garde nach Elba mit sich nehmen durfte. Ohne diese Kerntruppe würde es ihm unmöglich gewesen sein, ein Jahr nachher wieder in Frankreich zu erscheinen.

Unterdessen war Graf Orlof, der Adjutant des Kaisers Alexander, mit dem von den verbündeten Souverainen ratificirten Vertrage aus Paris in Fontainebleau angekommen. Es fehlte nur noch Napoleon's Unterschrift. In diesem Augenblick, wo derselbe seinen Sturz selbst anerkennen und bestätigen sollte, wurde er von einem tiefen Ueberdruß am Dasein ergriffen, und dachte den quälenden Eindrücken der Gegenwart und den düsteren Erwartungen der Zukunft durch einen freiwilligen Tod zu entgehen. Er nahm eine starke Portion Opium zu sich (12. April), die ihm einer seiner Aerzte, Namens Yvan, während des Rückzuges aus Rußland besorgt hatte, damit er nicht lebend in die Hände seiner Feinde fiele, und das er seitdem aufbewahrt hatte. Napoleon brach aber das Gift, ehe es noch seine volle Wirkung gethan hatte, wieder aus, erhielt von dem Arzt, ungeachtet seines lebhaften Verlangens, keine neue Dosis, und wurde von seinen Getreuen nicht aus den Augen gelassen. Als er endlich, aus einem tiefen Schlaf erwacht, wieder zu sich kam, schien er wie verwandelt und wieder sich ganz zurückgegeben zu sein, und beschloß, sich dem Kampf mit seinem Geschick nicht mehr zu entziehen. Er stellte die Entsagung ohne weitere Zögerung aus.

Marie Luise war am 3. April in Blois angelangt. In ihrer Nähe befanden sich die vormaligen Könige Joseph und Hieronymus, Napoleon's Mutter Lätitia, und sein Oheim, der Kardinal Fesch, die Minister Clarke, Savary, Montalivet, Mollien, Gaudin, Decrès, die Großbeamten der Krone, Staatsräthe u. s. w. Marie Luise erließ, in ihrer Eigenschaft als Regentin, gleich nach ihrer Ankunft in Blois, eine Proklamation an die Franzosen, in der sie dieselben zur Treue gegen den Kaiser aufforderte, und befahl, nur die von ihrer Residenz aus erlassenen Verordnungen anzuerkennen, indem jede vom Feinde besetzte Stadt aufhöre, frei zu sein. Einige Tage über blieb man in Blois ohne Nachricht über die Vorgänge in Paris. Als diese bekannt wurden, wollte Marie Luise sich zu Napoleon nach Fontainebleau begeben. Im Rathe der Verbündeten war aber beschlossen worden, diese Vereinigung nicht zu gestatten. Der Adjutant des Kaisers Alexander, Schuwalof, und der Baron von St. Aignan erschienen in Blois, und geleiteten die Kaiserin nach Orleans. Dort erschienen Bevollmächtigte der provisorischen Regierung, und nahmen den Staatsschatz in Gewahrsam. Marie Luise entließ die Minister, und fühlte sich bald vereinsamt. Die Mitglieder der Napoleonischen Fa-

milie zerstreuten sich. Die Einen wandten sich nach der Schweiz, die Anderen nach Italien. Marie Luise hatte in Rambouillet eine Zusammenkunft mit ihrem Vater, dem Kaiser Franz, und begab sich von da, bis sie die Regierung in Parma antreten konnte, nach Oesterreich zurück.

Nachdem Paris von den Verbündeten eingenommen, Napoleon vom Senat entsetzt worden, und zuletzt entsagt hatte, hörte der Kampf, der jetzt ohne Gegenstand geworden, auch auf allen den Punkten auf, wo er bis dahin noch fortgedauert hatte. Der General Maison schloß am 7. April mit dem Herzoge von Weimar einen Waffenstillstand ab, und erkannte am 13. die Bourbonen an, nachdem er noch zuvor einen furchtbaren Aufstand der Garnison in Lille gedämpft hatte, welche nach Fontainebleau Napoleon zu Hülfe ziehen wollte. — Der Marschall Soult war nach der Schlacht von Orthez auf Toulouse zurückgegangen. Dort erwartete er mit 43,000 Franzosen die 60,000 Mann starke Armee Lord Wellington's. Am 10. April kämpfte Soult bei Toulouse mit äußerster Anstrengung gegen die große Ueberlegenheit des Feindes, und er und seine Soldaten schieden mit Ruhm von der Wahlstatt. Am 12. April ward Soult von den Ereignissen in Paris und Fontainebleau unterrichtet, und von da an schwiegen auf französischer und englischer Seite die Donner des Krieges. — Suchet und Augereau stellten, als sie die Abdankung Napoleon's erfuhren, ebenfalls den Kampf ein, und erkannten die provisorische Regierung an. — Der Vicekönig von Italien schloß am 12. April einen Waffenstillstand mit dem österreichischen General Bellegarde, und übergab den Befehl über die französischen Truppen dem General Grenier, der dieselben nach Frankreich zurückführte. Nach einem Volksaufstande in Mailand, in welchem der Minister Prina ermordet wurde, sah der Vicekönig das Königreich Italien als verloren für sich an, und begab sich nach München. Am 28. April zogen die Oesterreicher in Mailand ein.

Napoleon legte in Fontainebleau, während Alles um ihn her wankte oder zusammenstürzte, eine unerschütterliche Ruhe dar, höchst selten von Ausbrüchen des Zornes oder der Verachtung über den ihm von so vielen Seiten her bewiesenen Undank unterbrochen. Er zeigte sich bis zum letzten Tage seines Aufenthaltes jeden Morgen auf der Parade, mit derselben zuversichtlichen Haltung wie in den Tagen seines größten Glückes und Glanzes. Auf seinem marmorfesten Antlitz war keine Veränderung zu erkennen. Sein Blick war eben so kühn und durchdringend wie auf dem Schlachtfelde. Ob es in seinem Innern stürmte und wogte, wie unter solchen Umständen wahrscheinlich ist, konnten selbst seine vertrautesten

Umgebungen nicht erforschen. Er sprach oft von den Ereignissen und der Zukunft, als wenn er von ihnen nicht unmittelbar selbst berührt würde.

Endlich schlug die Stunde des Scheidens für ihn. Am 20. April befanden sich die Bevollmächtigten der vier verbündeten Großmächte, England, Preußen, Rußland und Oesterreich, welche Napoleon bis zu dem Ort seiner Einschiffung begleiten sollten, Campbel, Waldburg-Truchseß, Koller, Schuwaloff, ferner Macdonald, Caulincourt, Bertrand, Drouot, Anatole Montesquiou, Graf Turenne, Cambronne, Gourgaud, Flahaut, der Herzog von Bassano, der Baron Fain u. s. w., in einer Gallerie des Schlosses von Fontainebleau, als ein Hofbeamter erschien, und: „Meine Herren! Der Kaiser!“ — rief. Es war ein feierlicher und erwartungsvoller Moment. Die Flügelthüre öffnete sich, und Napoleon durchschritt die Reihen der Versammlung, ohne eine Spur von Bewegung zu verrathen, nicht mehr und nicht weniger als gewöhnlich grüßend, und stieg, von den Anwesenden begleitet, die Treppe in den Schloßhof hinab, wo das erste Regiment seiner alten Garde in Schlachtordnung aufgestellt war. Er richtete an diese Veteranen, die er zum Theil noch von Italien und Egypten her kannte, Worte, die der Größe des Augenblickes entsprachen, dankte ihnen für ihre Treue und Tapferkeit, und erinnerte sie an die Thaten, welche sie zusammen vollbracht hatten. Er ließ sich hierauf den Adler des Regiments bringen, drückte denselben an seine Brust und rief: „Soldaten! Diese Umarmung gilt Euch Allen!“ — Der tragische Charakter dieses Auftrittes ergriff selbst die anwesenden Fremden, und brachte auf die Franzosen einen erschütternden Eindruck hervor.

Die Reise des besiegten Eroberers bis zum Ort seiner Bestimmung entsprach nicht der Würde dieser Abschiedsscene. Napoleon begab sich, in Begleitung Bertrand's und Drouot's, und der Bevollmächtigten der Verbündeten, über Lyon nach dem Süden. Bis Valence kamen ihm noch häufig Zeichen der Ehrerbietung und Theilnahme entgegen. Von da an, wo das südfranzösische Wesen anfängt, ward er zuerst mit Gleichgültigkeit und Kälte, dann mit Abneigung und Haß empfangen. Die Revolution war eine Zeit lang im Süden noch blutiger als im Norden gewesen, aber daselbst nicht so vollkommen durchgedrungen und herrschend geworden. Zu den Erinnerungen an das alte Königshaus gesellte sich im Süden der Einfluß des Klerus, der sich, ungeachtet des Konkordats, mit dem Napoleonischen Regierungssystem nie aufrichtig ausgesöhnt hatte. Die Last der Konskription war, bei dem weniger kriegerischen Geiste des Südens, tiefer als im Norden empfunden worden, und hatte gegen deren Urheber Erbitterung erregt. Dem weniger großmüthigen

Charakter des Südfranzosen flößte eine gefallene Größe keine Rücksicht ein. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen geschah es, daß Napoleon in Orange mit dem Ruf: „Es lebe Ludwig XVIII.!“ — in Avignon mit Schmähungen und Verwünschungen empfangen wurde, und in Orgon sein Leben in Gefahr gerieth. Er mußte die Kleidung wechseln, legte einen blauen Rock an, setzte einen Hut mit weißer Kokarde auf und ritt als Kurier seinem Wagen voran. Später, jenseits St. Canal, in der Nähe von Aix, wurde er von einem mordlustigen Haufen, darunter viele Weiber, unter wildem Geschrei erwartet. Er legte, um sein Leben zu retten, die österreichische Uniform des Generals Koller an. Der Mann, von welchem es noch vor wenigen Wochen abgehangen hatte, auf dem ersten Throne Europa's zu bleiben, der vom Pabst gekrönte Imperator, der Sieger in vierzig Schlachten, war genöthigt, sich vor dem Pöbel in einem Lande zu verkleiden, das er fünfzehn Jahre lang mit unumschränkter Gewalt beherrscht hatte. Solche Kontraste waren noch im Leben keiner anderen historischen Person erschienen. Napoleon's Schwester, Pauline Borghese, kam ihm bis Le Luc entgegen, was ihm einigen Trost gewährte. Am 27. April langte der Zug in Frejus an. Was mußte in dem großen Verbannten vorgehen, wenn er sich der Begeisterung erinnerte, welche einst sein Erscheinen in diesem Orte, bei seiner Rückkehr aus Egypten, erregt hatte! Am 4. Mai traf er in Elba ein. Er kam daselbst, von den übermäßigen Anstrengungen des Krieges, und den noch größeren inneren Erschütterungen, welche er in der letzten Zeit empfunden hatte, erschöpft, in leidendem Zustande an. Aber mit der Ruhe und Abgeschiedenheit, welche er daselbst fand, kehrte die natürliche Spannkraft seines Wesens bald wieder, seine Herrschsucht und Kriegslust regte sich von Neuem, und er bereitete sich im Stillen auf den letzten großen Akt seines Lebens vor.

Napoleon's erste Gemahlin, Josephine, von der er sich zu seinem Glücke nie hätte trennen sollen, überlebte den Sturz des Kaiserthrones nicht lange. Er hatte sich nur deshalb von ihr, die, wie er später selbst sagte, seine einzige wahrhafte Liebe gewesen, scheiden lassen, um von einer anderen Frau einen Sohn und Erben zu bekommen. Diese politische Selbstsucht, der von ihm das moralische Gefühl aufgeopfert wurde, sah sich jetzt in ihren Berechnungen getäuscht. Der ersehnte Sprößling war mit seinem Vater zugleich entthront worden. Josephine wurde von den hohen Fremden, namentlich von Alexander I., mit großer Auszeichnung behandelt, und in Malmaison öfters besucht. Auch ihre beiden Kinder, der ehemalige Vicekönig von Italien und die ehemalige Königin von

Holland, erfreuten sich des besonderen Wohlwollens des russischen Kaisers. Josephine starb in Folge einer Erkältung, die sie sich bei dem Empfange des russischen Kaisers in Malmaison zugezogen hatte, noch ehe die Verbündeten Paris verlassen hatten.

In der Hauptstadt war seit Napoleon's Sturz, bevor die neue Ordnung der Dinge in einigermaßen klaren Umrissen hervortrat, ein chaotischer Zustand vorhanden, in welchem Alles verworren durch einander wogte. Im eigentlichen Volk, und in den zahlreichen ehemaligen Militairs lebte die Erinnerung an Napoleon und an seine Epoche ungeschwächt fort, während die officielle und halbofficielle Welt plötzlich wie aus den Fugen gehoben schien, und eine ganz neue Physiognomie annahm. In diesen Kreisen war die Reaktion gegen den Bonapartismus fast eben so groß, wie 1792 und 1793 unter den Jakobinern die gegen das alte Königthum. Es erschien eine Fluth von Zeitungsartikeln, Flugschriften und Maueranschlägen gegen Napoleon und seine Regierung, in denen eine oft erkünstelte Leidenschaft sich zuweilen bis zur unfruchtbaren Höhe der Wuth hinaufschraubte, oft aber auch in den Abgrund des Lächerlichen fiel. Napoleon wurde nicht nur als ein Despot, sondern auch als ein Feigling dargestellt, der nichts durch sich selbst, sondern Alles durch Andere gethan habe. Es wurden ihm die größten Laster und Schandthaten angedichtet, die Denen, welche ihn einigermaßen kannten, anstößig oder abgeschmackt erscheinen mußten. Chateaubriand gab eine schon in Bereitschaft gehaltene Flugschrift: „Napoléon et les Bourbons“ — heraus, die ihm, ungeachtet einiger Blitze des Genie's, wegen ihrer ungeheueren Uebertreibungen, wenig Ehre macht. Talentlosere oder niedrigere Federn kannten vollends kein Maß, und sprachen in ihrem Diatriben und Pamphlets dem gesunden Menschenverstande Hohn. Die Bourbonen wurden bis in den Himmel erhoben, und als Ideale von Größe, Kraft und Güte hingestellt. Ludwig XVIII., der seit zwanzig Jahren nicht mehr zu Pferde gestiegen war, und jetzt ohne Unterstützung nicht gehen konnte, wurde mit Heinrich IV. verglichen. Der Graf von Artois, welcher nur auf der Jagd Pulver gerochen hatte, sollte an den großen Condé, den letzten Helden dieser unkriegerisch gewordenen Familie, erinnern. Männer und Frauen von ausgezeichnetem Range forderten zur Zerstörung der Bildnisse und Namenszüge Napoleon's auf, legten dabei sogar selbst Hand an, und machten, bei Vertheilung von antibonapartistischen Satyren und Karikaturen, mit den dazu von der Polizei bezahlten Agenten gemeinschaftliche Sache. Anstatt Das, was in dem Charakter und System Napoleon's verwerflich war und was

die Bourbonen empfehlen konnte, klar und verständig auseinanderzusetzen, ließen sich die Gegner der gestürzten Ordnung der Dinge, und diejenigen, welche sich ihnen aus Schmeichelei und Gunstbuhlerei anschlossen, gränzenlose Entstellungen der Wahrheit zu Schulden kommen, die dazu beitrugen, elf Monate später eine neue Reaktion im entgegengesetzten Sinne hervorzurufen.

Der Senat hatte unter dem Vorsitze des Reichserzschatzmeisters Lebrun, Herzog von Piacenza, einen Ausschuß zur Entwerfung einer neuen Konstitution niedergesetzt. Dieselbe, aus 24 kurzen Artikeln bestehend, das Werk von zwei Tagen, und am 6. April von der provisorischen Regierung und dem Senat angenommen, bietet wenig Neues oder Eigenthümliches dar. Als das Einzige der Art können angesehen werden: Artikel 2. „Das französische Volk ruft freiwillig Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich, Bruder des letzten Königs, auf den französischen Thron......" — Artikel 3. Der alte Adel nimmt seine Titel wieder an, der neue besitzt die seinigen erblich. — Artikel 5. Die Steuergesetze werden zuerst dem gesetzgebenden Körper vorgelegt. — Artikel 6. Die Senatorswürde ist erblich im Recht der Erstgeburt, und eben so die mit ihr verbundenen Dotationen. — Artikel 10. Der gesetzgebende Körper versammelt sich, aus eigener Macht (de droit), jedes Jahr am 1. Oktbr. — Alles Uebrige in dieser Konstitution ist entweder schon in denen von 1791, 1799 und 1804 dagewesen, oder in der von 1814 wiederholt worden. Sie hat der Form nach bis zum 4. Junius 1814 bestanden, und scheiterte an zwei Klippen, an der Abneigung Ludwig XVIII., dem sie zur Bestätigung vorgelegt wurde, sein Thronrecht, das er einzig auf seine Geburt stützte, von einer Berufung oder Wahl abhängig zu machen, und an der Geringschätzung, welche Alles, was von dem servilen Senat Napoleon's ausging, im Publikum erregte. Besonders nahm man daran Anstoß, daß diese Körperschaft ihre Stellen aus lebenslänglichen zu erblichen machen wollte. Sonst sind in dieser Verfassung nur die Grundsätze von 1789 ohne Hinzufügung neuer Ideen wiederholt worden.

Der Graf von Artois oder „Monsieur", wie derselbe jetzt wieder nach dem Brauch der altfranzösischen Monarchie genannt wurde, war von Ludwig XVIII. zum Generalstatthalter des Königreiches ernannt worden, und zog als solcher am 12. April durch die Barriere von Bondy in Paris ein. Die provisorische Regierung ordnete sich ihm unter. Aber der Senat, von welchem eben erst ein Kaiser entsetzt worden, und der die Anerkennung des Königs von der Annahme seines Verfassungsentwurfes abhängig machen wollte, sah sich, in Abwesenheit des gesetzgebenden Körpers, als das ein-

zige Organ der Nation an, grollte über Artois' eigenmächtiges Auftreten, und hielt sich von ihm fern. Talleyrand brachte eine Ausgleichung zu Stande. Der Bruder Ludwig XVIII. ließ es sich gefallen, daß der Senat seine Würde bestätigte. Jetzt brachte auch der Senat dem Generalstatthalter, unter Talleyrand's Vortritt, seine Huldigungen dar. Der Graf von Artois übernahm die Regierung im Namen seines königlichen Bruders. Die Anmuth und Güte, welche in der Person und dem Charakter dieses Prinzen lagen, milderten in Etwas den üblen Eindruck, welchen das Hervordrängen und die Hoffahrt des alten Adels, der ihn umgab, auf das Publikum hervorbrachten. Sehr übel wurde dem Grafen von Artois von allen Parteien, mit Ausnahme der Royalisten, die Militairkonvention vom 23. April ausgelegt, vermöge welcher 53 Festungen von den französischen Besatzungen geräumt, und mit allem Zubehör, darunter gegen 13,000 Kanonen, den Verbündeten überlassen wurden. Auch eine große Anzahl von Kriegsschiffen mußte sammt ihrem Material ausgeliefert werden. Aber der Generalstatthalter konnte, da Frankreich auf seine alten Gränzen zurückgeführt werden sollte, nicht anders handeln, und diese Verluste waren nicht der Rückkehr der Bourbonen, sondern der zuletzt unglücklichen Eroberungssucht Napoleon's beizumessen.

An wen aber in der officiellen Welt Alles dachte, von dem Alles sprach, und dessen Name auch in das Volk zu dringen anfing, war Ludwig XVIII. Derselbe hatte seit 1791 ein irrendes Leben, wie die letzten Stuarts, geführt, war in Belgien, Deutschland, Italien, Polen, Rußland gewesen, und zuletzt nach England gekommen. Am 18. April verließ er das dem Lord Moira zugehörige Schloß Hartwell, wo er die letzten Jahre über gewohnt hatte, und kam am 20. April in London an, wo ihm der Hof und der Gemeinderath eine prachtvolle Aufnahme bereiteten. Das englische Volk, welches sich bisher wenig oder gar nicht um die Bourbonen in seiner Mitte bekümmert hatte, nahm jetzt lebhaften Antheil an ihnen, indem es ihre Wiederherstellung als einen Sieg Englands über Frankreich ansah. Ludwig XVIII. hatte die den französischen Großen seiner Zeit eigenen Vorurtheile gegen Großbrittanien, seine Verfassung, seine Sitten, bei näherer Bekanntschaft abgelegt, und zog es, nächst Frankreich, jedem anderen Aufenthalt vor. Der damalige Prinz-Regent, nachmalige König Georg IV., verlieh ihm den Hosenbandorden, und erwies ihm königliche Ehrenbezeugungen. Bei einer feierlichen Gelegenheit sagte Ludwig XVIII. zu dem Prinz-Regenten: „Nächst Gott werde ich die Wiedereinsetzung meines Hauses in seine Rechte immer den Rathschlägen Eurer Königlichen Hoheit, diesem ruhmwürdigen Lande,

und dem Vertrauen, welches mir seine Bevölkerung bewiesen hat, zuzuschreiben!" — Seltsamer Weise erwähnte dieser König auch später nie der preußischen, russischen und österreichischen Waffen, durch welche ihm vornehmlich das Thor der Rückkehr geöffnet worden ist. Er glaubte nur England verpflichtet zu sein. Das Schiff, welches ihn von Dover nach Calais trug, wurde von einem englischen Geschwader unter dem Befehl eines königlichen Prinzen, des Herzoges von Clarence, nachmaligen König Wilhelm IV., begleitet. Mit Ludwig XVIII. waren die Herzogin von Angouleme, deren Gemahl sich noch in Südfrankreich befand, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, und mehre Mitglieder des alten Hofadels, die Herzöge von Havré, Duras, Grammont, Lorges und Serrent. Am Höchsten in seiner Gunst stand der Graf von Blacas-d'Aulx, der in die Stelle seines Vertrauten, des 1810 verstorbenen Grafen von Avaray, getreten war. Avaray hatte den damaligen Grafen der Provence auf seiner Flucht nach Brüssel (Junius 1791) begleitet, und ihm dieselbe erst möglich gemacht. Blacas, der von einem in der französischen Litteraturgeschichte bekannten Troubadour des dreizehnten Jahrhunderts abstammte, war im Anfange der Revolution ausgewandert, und hatte sich seitdem immer zu den verbannten Prinzen gehalten.

Eine unermeßliche Volksmenge erwartete am Strand von Calais den ankommenden König. Als Ludwig XVIII. die französische Küste nach dreiundzwanzigjähriger Abwesenheit wiedersah, konnte er, obwohl sonst eine mehr verständige als gefühlvolle Natur, sich einer tiefen Bewegung nicht erwehren, und sagte zu der Tochter Ludwig XVI. gewandt: „Meine Krone ist eine Dornenkrone, darum muß ich sie tragen. Wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf Dein Haupt setzen!" — In Calais wurde er von dem dort kommandirenden General Maison begrüßt. Im Schlosse zu Compiegne stellten sich ihm die meisten unter den Napoleonischen Marschällen vor. Alexander Berthier, Fürst von Neufchatel und Wagram, führte das Wort. Er sprach von fünfundzwanzig Jahren des Unglücks, und überhaupt in einer Weise, die seiner eigenen und seiner Kriegsgefährten Vergangenheit wenig angemessen war, und von Schmeicheleien überfloß. Ludwig XVIII., der ein feines Urtheil und eine nicht gewöhnliche Gabe des Ausdruckes besaß, hütete sich, in seiner Antwort Etwas zu sagen oder zu berühren, was seinen Zuhörern hätte mißfallen können, und gewann die militairischen Würdenträger der Republik und des Kaiserreiches durch die lebhafte Anerkennung, welche er ihren Verdiensten zollte. Gegen Talleyrand, der ebenfalls erschien,

und die vom Senat dekretirte Verfassung befürwortete, zeigte er sich der Form nach sehr liebenswürdig, aber in Bezug auf den zu verhandelnden Gegenstand durchaus ablehnend, und sagte zu ihm unter Anderem: „Wenn ich die Verfassung, von welcher Sie sprechen, annähme, so würden Sie sitzen, und ich vor Ihnen stehen müssen!“ — Er empfing daselbst auch den Besuch Alexander I. und Friedrich Wilhelm III., welche, besonders Ersterer, ihm die Bedürfnisse des neuen Frankreichs zu berücksichtigen dringend anriethen. Ludwig XVIII. war dazu schon längst entschlossen, wollte aber die Zeit und Weise der Ausführung sich allein vorbehalten. In St. Ouen bei Paris wartete ihm der Senat auf. Talleyrand sprach abermals und öffentlich von der Konstitution, wurde aber mit Kälte angehört. Da erschien, nachdem der König glaubte, die Freiheit seiner Entschließungen hinlänglich dargethan zu haben, die nach diesem Orte benannte Deklaration, welche die Verleihung einer zeitgemäßen Verfassung ankündigte, und deren Grundzüge im Voraus angab.

Am 3. Mai zog Ludwig XVIII. in Paris ein. In seinem Wagen befanden sich die Herzogin von Angouleme, der Prinz Condé und der Herzog von Bourbon. Die Stadt, in welcher der Bruder, die Schwester, die Schwägerin des so lange abwesend gewesenen Königs auf dem Schaffot geendigt, in welcher sein Neffe im tiefsten Elend verkommen war, konnte auf ihn im ersten Augenblick unmöglich einen wohlthuenden Eindruck hervorbringen. Sein Blick war deshalb, ungeachtet der festlichen Veranlassung, kalt, und seine Miene ernst. Als die neben ihm sitzende Herzogin von Angouleme die Thürme der Conciergerie gewahrte, wo ihre Mutter die letzten zehn Wochen vor ihrer Hinrichtung zugebracht hatte, kam sie einer Ohnmacht nahe. Napoleon's Garde bildete das Spalier durch die Straßen, bis zu den Tuileries. Die finsteren Blicke dieser Soldaten, die noch ihre Uniformen aus der Kaiserzeit und die Napoleonischen Insignien trugen, und die kalte Neugierde der niederen Volksmenge bei dem Anblick des Königs waren ebenfalls nicht geeignet, diesen heiterer zu stimmen. Entschädigt wurde er jedoch bald nachher durch den Beifall, welchen die Deklaration von St. Ouen, und einige Wochen später die von ihm verliehene Charte constitutionnelle bei den aufgeklärten Klassen der Nation fand. Von dieser Zeit an faßte Ludwig XVIII. Vertrauen in die Zukunft, und fing sich in dem ihm wiedergegebenen Vaterlande heimisch zu fühlen an.

8. Stimmung in Frankreich bei Rückkehr der Bourbonen. — Der erste Pariser Frieden. — Verleihung einer neuen Verfassung. — Stellung der Parteien.

1814.

Das Unerwartetste, Außerordentlichste, was noch wenige Monate vorher Niemand, aller Wünsche ungeachtet, für möglich oder wenigstens so nahe bevorstehend gehalten hatte, war wirklich eingetreten. Der größte Schlachtenlieferer und Eroberer der modernen Welt, der Gründer eines Reiches, das die schönsten Theile von Mittel- und Südeuropa umfaßt oder unter seinem Einfluß gehalten hatte, war gestürzt, und das seit länger als zwanzig Jahren vertriebene alte Königshaus zurückgekehrt und in das Erbe seiner Vorfahren wieder eingesetzt worden. Man sollte glauben, daß das Verschwinden einer so außerordentlichen Erscheinung, wie Napoleon, eine große Lücke in dem öffentlichen Leben Europa's überhaupt, besonders aber eine tiefe Leere in Frankreich zurückgelassen hätte. Dies fand jedoch im ersten Augenblick nicht in dem Grade statt, wie sonst wohl natürlich gewesen wäre Der Haß, von dem die meisten Völker gegen den allgemeinen Dränger erfüllt gewesen, wurde zwar von den Franzosen, mit Ausnahme der Royalisten, nicht getheilt, aber auch sie waren der langen inneren Unterdrückung und der unaufhörlichen und zuletzt unglücklich endigenden Kriege so überdrüssig geworden, daß sie sich in ihrer großen Mehrheit den Bourbonen mit Hoffnung und Vertrauen zuwandten. In fast allen Klassen, das Kriegsvolk ausgenommen, namentlich aber in den höheren und mittleren, wurde der Fall des Kolosses als eine Befreiung und der Anfang zu einer besseren Zeit angesehen.

Diese Stimmung unter den Franzosen wurde durch die Schonung und Milde vermehrt, mit der die Sieger, besonders auf Veranlassung des Kaisers Alexander von Rußland, das eroberte Land zu behandeln sich angelegen sein ließen. Verschiedene Beweggründe wirkten hierzu mit. Die verbündeten Mächte hatten schon vor ihrem Eintritt in Frankreich erklärt, daß sie nur gegen Napoleon selbst, aber nicht gegen das französische Volk, unter den Waffen ständen. In der That hatte sich, selbst als der Kampf auf französischem Boden geführt wurde, nirgends eine eigentlich nationale Erhebung gegen die fremden Heere gezeigt. Es war keine Spur von der Begeisterung hervorgetreten, die 1792 zahllose Freiwillige aus den entlegensten Gegenden zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes fortriß. Die Verbündeten hatten nur von Seiten des Napoleonschen Heeres Widerstand gefunden. Die Sache Frankreichs schien dem-

nach wirklich von der Napoleon's getrennt zu sein, und war es im Grunde, die Konsularepoche, wo er die ganze innere Verwaltung feststellte und verbesserte, ausgenommen, auch immer gewesen.

Dann wollten die Sieger, welche in der Wiedereinsetzung der Bourbonen eine Gewährleistung für die innere Ruhe Frankreichs und den Beginn einer neuen Aera für Europa sahen, diesen Fürstenstamm der Nation so annehmbar als möglich machen, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß seine Rückkehr mit keinen zu großen Opfern verbunden war. Die persönliche Mäßigung der Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, die in ihnen keinen Gedanken an einen Mißbrauch ihres Glückes und eine Demüthigung des französischen Volkes aufkommen ließ, die Genugthuung und Freude über den Sturz dessen, der ihnen als der einzige wirkliche Feind erschien, die besonders unter den englischen Staatsmännern, ungeachtet des langen Kampfes, immer herrschend gebliebene Ansicht, daß Frankreich nicht über Gebühr geschwächt werden dürfe, wenn ein politisches Gleichgewicht in Europa hergestellt werden sollte, verhalfen den Franzosen zu einem Frieden, wie er sonst nicht leicht einem lange siegreichen und zuletzt bezwungenen Gegner gewährt worden ist.

Am 30. Mai 1814 ward ein Frieden, der erste Pariser genannt, zwischen Frankreich auf der einen und Großbrittanien, Rußland, Oesterreich, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden auf der anderen Seite unterzeichnet, der sich zunächst mit der Feststellung der französischen Verhältnisse beschäftigte, die Entscheidung über die allgemeinen europäischen Angelegenheiten aber einem in Wien abzuhaltenden Kongreß überließ. Frankreich blieb nicht nur in dem ungeschmälerten Besitz des ihm vor 1792 zugehörigen Gebietes, sondern es wurden ihm von den während der Revolution gemachten Erwerbungen die Departements Montblanc (Savoyen), Vaucluse (Avignon und Venaissin), die früher würtembergische Enklave Monbeillard, und einige kleinere Landstrecken an der deutschen und niederländischen Gränze, Alles zusammen 150 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern, gelassen. Frankreich erhielt die vor 1789 besessenen Kolonien, mit Ausnahme der Inseln Tabago, St. Lucia und Isle de France (jetzt St. Mauritius genannt), die es an England abtrat, zurück. Es ward den Besiegten kein Ersatz für die vielen während der langen Kriege den Völkern auferlegten außerordentlichen Geldleistungen, keine Zurückgabe der häufig ganz willkührlich an sich gerissenen Kunstwerke und Seltenheiten aller Art, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, auferlegt. Man nahm von Seiten der verbündeten Souveraine auf die Franzosen so viele Rücksicht, daß diese Großmuth

zuweilen als ein Mangel an Dankbarkeit gegen die eigenen Landsleute und Krieger angesehen werden konnte. Die Räumung Frankreichs ward mit solcher Eile angeordnet, daß einem Theile der Sieger nicht die Befriedigung gewährt wurde, das sichtbare Ziel so vieler Kämpfe, Paris, das eine Zeit lang, wie das alte Rom, der Sitz der Weltherrschaft gewesen war, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Bourbonen waren zur Zeit ihrer Rückkehr dem französischen Volke fast unbekannt. Nur die mit der Geschichte ihres Landes vertrauten Personen wußten etwas von ihrem Dasein. In den Massen war seit Jahren nichts mehr von dem alten Königsstamm vernommen worden. Aber auch das Ausland hatte sich, seitdem er den Kontinent verlassen und in England eine Zuflucht gefunden, nicht mehr um ihn bekümmert. Dieser früher so berühmte Name war zum letzten Mal bei Gelegenheit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien als ein Gegenstand der Theilnahme und des Mitleids genannt worden, seitdem aber so gut wie verschollen. Die meisten Monarchen hatten lange jede Berührung mit den Bourbonen vermieden, so als wenn ihr tragisches Schicksal ansteckend gewesen wäre. Sie konnten die Rechte derselben innerlich nicht leugnen, da ihre eigenen auf keiner anderen Grundlage als die der Nachkommen Heinrich IV. beruhten, aber wagten es nicht, dieselben äußerlich anzuerkennen. Rußland und Preußen hatten sie früher aus ihrem Gebiet gewiesen. Der unglückliche Gustav IV. Adolph von Schweden, der sich ihnen günstig gezeigt, war wie sie vom Throne gestürzt worden. Man hatte geglaubt, daß sie das Schicksal der letzten Stuarts haben, und in dem Dunkel irgend eines alten Schlosses erlöschen würden.

Ihre unerwartete Erhebung nach so langer Vergessenheit mußte als eine der wunderbarsten Fügungen der Vorsehung erscheinen. Ihre Rückkehr erneuerte nicht blos in ihrer eigenen Partei, sondern überhaupt in den aufgeklärten Klassen, den Widerwillen gegen die Ausschweifungen der Revolution, gegen die ungerechte Hinopferung Ludwig XVI., seiner Familie, und gegen die zahllosen Gräuel, zu denen jener Frevel das Zeichen gegeben hatte, Erinnerungen, die, unter dem Kriegssturm der Napoleon'schen Epoche, wie verklungen waren. In dem Gedächtniß der Massen ward die Vergangenheit durch die letzten großen Begebenheiten ebenfalls aufgefrischt. Man erinnerte sich, daß der jetzt zurückgekehrte König ein Bruder Ludwig XVI. war.

Die Ursachen des Unterganges dieses Fürsten traten in dem Volksbewußtsein wieder hervor. Obgleich der Sturz Napoleon's in den Massen — das Heer und des Kaisers persönliche Anhänger ausgenom=

men — mehr Erstaunen als Mitgefühl erregte, obgleich von den jakobinischen und demagogischen Theorien, die erst später während der Parteikämpfe unter der Julimonarchie wieder erneuert wurden, damals in Frankreich keine Spur vorhanden war, so regte sich doch die Besorgniß, daß die Rückkehr der Brüder und Neffen des hingerichteten Königs von Versuchen, seinen Tod zu rächen, und die Ordnung der Dinge, mit der Ludwig XVI. gefallen, wiederherzustellen, begleitet sein könnte. Es war nothwendig, diese Befürchtung, die in jener ersten Zeit der Restauration mehr ein dunkles Vorgefühl als eine herrschende Ansicht war, um jeden Preis zu beseitigen, weil sonst eine Annäherung zwischen der alten Dynastie und der aus der Revolution hervorgegangenen Nation unmöglich gewesen wäre.

Zu diesem Zwecke hatte Ludwig XVIII. von dem Schlosse St. Ouen aus (2. Mai) eine Deklaration erlassen, worin er die Grundzüge der Frankreich zu verleihenden Verfassung ankündigte, und deren feierliche Bekanntmachung in Gegenwart des Senates und des gesetzgebenden Körpers auf den 4. Juni festsetzte. Diese Deklaration und die in ihr niedergelegten Principien waren von den aufgeklärten Klassen mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Sie mußten in der That auch alle diejenigen befriedigen, die, von den Erschütterungen der letzten fünfundzwanzig Jahre belehrt, in dem legitimen Königthum nicht ein Joch, sondern, wenn es von einer freien Verfassung umgeben ist, einen Schutz gegen Verletzungen des Rechts und einen Zügel für das gefährliche Treiben der Parteien sehen. Alle seit 1789 in das französische Volksleben eingeführten wesentlichen Reformen waren von der Deklaration von St. Ouen ausdrücklich anerkannt, und die neue Konstitution in diesem Sinne abzufassen versprochen worden. Indessen waren, als es sich um die Erfüllung dieser Verheißung handelte, manche Hindernisse zu beseitigen, die in der eigenthümlichen Stellung einer Dynastie zu einem Volke lagen, die, lange durch eine Alles erschütternde Umwälzung von einander getrennt, in Folge fast eben so großer Ereignisse, wie die, welche den Bruch zwischen ihnen hervorgebracht, unerwarteter Weise zu einer gegenseitigen Annäherung veranlaßt wurden. Es war unvermeidlich, daß die Dynastie nicht zuweilen mit Trauer in die Vergangenheit, das Volk mit Mißtrauen in die Zukunft blickte. Nur von gegenseitiger Mäßigung, und dem vermittelnden Einflusse einer die Rechte der Krone und die Freiheiten der Nation gleich sehr berücksichtigenden Verfassung konnte eine Aussöhnung dieses tiefen Widerspruches erwartet werden.

Zwei entgegengesetzte Auffassungsweisen hatten in den Umgebungen,

der Familie und selbst in dem Geiste Ludwig XVIII. um die Herrschaft gestritten. Auf der einen Seite fühlte man die Nothwendigkeit, einen Zustand zu gründen, durch den der Nation ein bedeutender Antheil an der Leitung ihrer Angelegenheiten eingeräumt wurde; auf der anderen fürchtete man den Mißbrauch, der mit der öffentlichen Freiheit getrieben werden kann, und in Frankreich zu einem so furchtbaren Umsturz geführt hatte. Es konnte nicht geläugnet werden, daß das Unglück Ludwig XVI. und seines Hauses mit der Eröffnung einer Volksvertretung angefangen, und daß die Beschränkung seiner Rechte deren völlige Vernichtung nach sich gezogen hatte. Indessen drängte sich zugleich der Gedanke auf, daß das französische Volk sich 1814 in einer anderen Lage befand, von einem anderen Geiste als 1789 erfüllt war, daß gewisse Grundsätze, die sich damals als neu und außerordentlich ankündigten, jetzt natürlich und nothwendig erscheinen, und in ihren Gränzen gehalten werden könnten. Auch war die Revolution zum Theil erst entstanden, wenigstens so weit über das ihr ursprünglich vorschwebende Ziel hinausgegangen, weil die Krone nicht selbst mit den unvermeidlich gewordenen Reformen vorangegangen, sondern sie sich einzeln hatte entreißen lassen, so daß deren endliche Gewährung das Ansehen einer Niederlage für sie annahm. Wenn der König jetzt auf einmal zugestehe, was er für immer überhaupt nicht versagen könne, so würde die Nation zufriedengestellt sein, und die Parteien keine Gelegenheit zur Verfolgung weiterer Ansprüche finden.

Eine Wiederherstellung der alten, vor 1789 bestandenen Verfassung mußte auf den ersten Blick unmöglich erscheinen, da das Princip der rechtlichen Gleichheit der Klassen und Individuen, unter allen aus der Revolution hervorgegangenen Veränderungen, am Tiefsten in das Volksleben eingedrungen, und mit dieser Gleichheit das Dasein von Ständen, im engeren Sinne des Wortes, unvereinbar geworden. Mit Anerkennung der gesetzlichen Gleichheit, aber Umgehung aller politischen Garantien, eine unverantwortliche und unumschränkte Staatsgewalt errichten zu wollen, mußte als unausführbar erscheinen, wenn man bedachte, daß von 1789 an gewisse konstitutionelle Formen, für die Regierung wie für das Volk verbindlich, als unerläßlich erachtet worden, und die Nation sich gewöhnt hatte, ohne dieselben keinen rechtlichen Zustand begreifen zu können. Selbst ein Eroberer nach Außen und Unterdrücker im Innern, wie Napoleon, hatte dem Namen nach ein Grundgesetz über sich anerkannt, wenn auch dessen Wesen unaufhörlich von ihm verletzt wurde.

Indem nun 1814 in Frankreich weder eine unumschränkte noch eine ständische Regierungsform möglich war, so blieb nichts übrig, als

die restaurirte Monarchie auf parlamentarische Institutionen zu stützen, für deren Muster schon seit lange England galt, und die, sobald das Königthum mit der öffentlichen Freiheit verbunden werden soll, aller einzelnen Modifikationen ungeachtet, im Ganzen und Großen nicht anders als in England aufgefaßt werden können. Wo weder Absolutismus noch mittelalterthümliches Ständewesen, noch Republik denkbar oder ersprießlich sind, werden die parlamentarischen Einrichtungen immer die einzig mögliche Bedingung des Daseins der Monarchie bilden.

Ludwig XVIII. hatte sich schon vor der Revolution, in der Versammlung der Notabeln, als ein Anhänger politischer Reformen gezeigt. Er wurde erst ein Gegner der Bewegung von 1789, als sie das Königthum selbst bedrohte, und später in die blutigste Tyrannei ausartete. Sein Aufenthalt in England führte ihn wieder den Eindrücken seiner Jugend zu. Er konnte dort die Montesquieu'schen Theorien, mit denen er früh bekannt geworden, im Staatsleben verwirklicht sehen, und sich aus eigener Anschauung überzeugen, daß sie mit der Würde des Thrones und der Erhaltung des inneren Friedens vereinbar seien. Sein natürlicher Scharfsinn führte ihn von selbst darauf, daß nach der Herrschaft eines Napoleon, der, ungeachtet seines endlichen Unterliegens, den französischen Namen mit einer unauslöschlichen Glorie von Triumphen verherrlicht hatte, eine andere Regierung, die auf diesem Gebiet nicht mit ihm zu wetteifern vermochte, nur dann Aussicht auf Dauer und Befestigung haben konnte, wenn sie der von dem Eroberer verschmähten und gedrückten Freiheit zu ihrem Recht verhalf. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer freisinnigen, zum Theil auf Wahlrecht und Vertretung gegründeten Verfassung war in diesem Könige schon lange vor seiner Wiedereinsetzung der herrschende Gedanke geworden, und er blieb ihm später unter Einflüssen und Umständen treu, die bei anderen weniger geistesstarken Fürsten leicht eine entgegengesetzte Ansicht hervorgerufen haben würden.

Indessen war es Ludwig XVIII. nicht möglich, ungeachtet seines Verständnisses für den Geist seiner Zeit und seines Volkes, sich und sein Haus der Revolution unterzuordnen. Indem er den größten und wesentlichsten Theil der durch sie herbeigeführten Zustände anerkannte, mußte er ihr Princip, das der Volkssouverainetät, verwerfen. Er hatte, viele Jahre lang aus seinem Lande verbannt, von den fremden Mächten vernachlässigt, nie das ihm durch seine Geburt verliehene Recht auf die französische Krone aufgegeben. Je hoffnungsloser oft seine Lage gewesen, um so mehr hatte er sich dieses Recht vergegenwärtigt, sich in seiner Ver-

lassenheit und Hülflosigkeit an ihm erhoben, in ihm gestärkt, es sich wie einen Spiegel vorgehalten, indem er sich selbst vollständig erkannte. Auch konnte er sich zuletzt auf nichts Anderes als eine unantastbare äußere Thatsache, wie sein Geburtsrecht, berufen. Denn er hatte keine Gelegenheit gehabt, sich Verdienste um Frankreich zu erwerben, und konnte sich bei all' seinem Geiste nicht mit der persönlichen Größe dessen vergleichen, der vor ihm den Thron eingenommen. Die Anwendung von Meinungen und Grundsätzen ist den Umständen und der Anerkennung Anderer unterworfen, nur eine natürliche Erscheinung kann weder geläugnet noch gedeutet werden. Ludwig XVIII. hatte vollkommen begriffen, daß er entweder ein geborener König oder so viel wie nichts war. Sich auf die steile und enge Höhe eines so ausschließenden Princips, wie die Legitimität, stellend, war er mehr wie einmal nahe daran gewesen, von dem Sturm der Revolution in den Abgrund gerissen zu werden. Aber er war nur dadurch, daß er sich auf diesem Felsen, ohne zu wanken und zu weichen, unerschütterlich festhielt, in den Augen der Welt, als die Wogen sich zurückzogen, als derjenige erschienen, für den er genommen sein wollte, das in ihm personificirte Königthum für das Ursprüngliche haltend, hatte er die ihm vom Senat vorgelegte Verfassung, die mit der, welche er selbst verleihen wollte, in fast allen Einzelheiten übereinstimmte, dennoch ablehnen müssen, weil seine Wiedereinsetzung von deren Annahme abhängig gemacht wurde, und er in solchem Falle nicht als der geborene und unzweifelhafte Herrscher dagestanden hätte. Deshalb rechnete er auch seine Thronbesteigung von dem Tode seines Neffen an, und sprach 1814 von dem zwanzigsten Jahre seiner Regierung, obgleich er während dieser Zeit nicht die geringste Macht in Frankreich ausgeübt hatte. Es war ihm aber nicht möglich, so fremdartig sich diese Haltung auch ausnehmen mochte, anders zu verfahren, ohne das einzige Recht, auf das er sich stützen konnte, den Grundsatz einer unveränderlichen Thronfolge, aufzugeben.

Außerdem konnte Ludwig XVIII., ungeachtet seines durchdringenden Verstandes, die Revolution nicht in ihrer ganzen Tiefe und Schwere begreifen, nicht zugeben, daß sie der Anfang zu einer vollkommen neuen Ordnung der Dinge in Frankreich geworden. So richtig er auch die großen, von ihr hervorgebrachten Veränderungen auffaßte und deren Anerkennung für nothwendig erachtete, so lebte er doch immer der Ueberzeugung, daß sein Haus, trotz aller Erschütterungen, von der Vorsehung ein unwandelbares Recht auf die oberste Stelle in Frankreich erhalten hatte. Seine Dynastie war die älteste in Europa, und er glaubte, daß

sie über alle Stürme hinaus zu dauern bestimmt wäre. Eine fünfundzwanzigjährige Unterbrechung erschien ihm als keine Aufhebung eines achthundertjährigen Besitzes. In der That war in jenem Augenblicke Alles dazu geeignet, ihn in solcher Ueberzeugung und Hoffnung zu bestärken. Er hatte einen Theil von Frankreich ohne eine andere Macht als seinen Namen im Triumph durchzogen, die fremden Sieger hatten ihn mit der größten Rücksicht behandelt, die Bewohner seiner Hauptstadt ihn mit Entzücken aufgenommen. Es gehörte keine geringe Mäßigung und Herrschaft über angeborene Neigungen und Meinungen, um über dem berauschenden Eindrucke der Gegenwart der Zukunft nicht zu vergessen, und, in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt, diese freiwillig zu beschränken. Indem Ludwig XVIII. eine Verfassung erließ, die alle wesentlichen seit 1789 von dem französischen Volke errungenen Rechte einschloß, ihnen aber das Siegel seiner königlichen Bestätigung zu ihrer vollen Gültigkeit aufdrückte, hoffte er, die Vergangenheit und die Gegenwart, die Legitimität und die Revolution, unter einander in Uebereinstimmung zu bringen, die Wiederkehr des Napoleon'schen Militairdespotismus, der beide Principien verletzt hatte, zu verhindern, und mit Hülfe der Zeit und Erfahrung die Nation an das Königthum und die Freiheit zu gewöhnen.

In diesem Sinne war die Verfassungsurkunde (la charte constitutionnelle) von einer aus Mitgliedern des Senates und des gesetzgebenden Körpers, die aber alle für Gegner Napoleon's und seines Regierungssystems galten, zusammengesetzten Kommission berathen worden. Es befanden sich darunter auch einige Vertrauensmänner des Königs und persönliche Anhänger und Diener der Bourbonen, die, obgleich mit ihren Ueberzeugungen in der vorrevolutionairen Epoche wurzelnd, den Forderungen der Gegenwart nachzugeben gezwungen waren. Ludwig XVIII., ungeachtet seiner wankenden Gesundheit, geistig sehr thätig, hatte an der Abfassung einen lebhaften Antheil genommen, und alle bedeutenderen Bestimmungen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Da er längst zu der Gewährung parlamentarischer Institutionen entschlossen war, so legte er deren vollständiger Darlegung keine Hindernisse entgegen, bestand aber auf Beobachtung der Formen, welche diese Verleihung als eine freiwillige Handlung seiner obersten gesetzgebenden Macht bezeichneten. Er glaubte dadurch sich und sein Haus zu sichern, indem er sich erinnerte, daß die Ludwig XVI. aufgedrungene Verfassung von 1791 der erste Grund zu seinem Sturze gewesen, und auch sein Werk fester zu begründen, indem er es von dem Belieben und den Mei-

nungen der Parteien unabhängig erklärte. Denn es wäre damals, wo Frankreich eben erst aus einer fünfzehnjährigen Unterdrückung hervorging, der politischen Freiheit ganz entwöhnt und von fremden Truppen besetzt war, unmöglich gewesen, eine Verfassung in Gemeinschaft mit einer Volksvertretung zu berathen. Eine solche würde einmal nichts Besseres als der König hervorgebracht, und dann mit den seit dem Sturze Napoleon's wiederauftauchenden Erinnerungen an die Revolution von 1789 zu kämpfen gehabt haben. Ein neuer Zustand konnte damals nur aus der Hand eines Monarchen hervorgehen, der, nach dem außerordentlichsten Wechsel, den die Geschichte kennt, wie durch ein Wunder in das Erbe seiner Vorfahren zurückgekommen war. Keine andere Gewalt, als die des Königs, keine noch so zahlreiche Versammlung hätte in jenem Augenblick Ansehen genug gehabt, um eine Willensäußerung von sich zu geben, die nicht alsbald bestritten worden wäre.

Drei Bestimmungen in dieser neuen Verfassung waren es, welche für besonders wesentlich galten und eine allgemeinere Wirkung äußerten: die Befreiung von jeder Art von Verantwortlichkeit für die bis zur Rückkehr der Bourbonen dargelegten politischen Meinungen, Abstimmungen und damit verbundenen Handlungen — die Rechtmäßigkeit der Erwerbung der, während der Revolution, zu Staatsgütern erklärten Besitzungen der königlichen Familie, der Kirche, und der Ausgewanderten — die Beibehaltung der bisherigen Gesetzbücher. — Außerdem wurden alle übrigen Bedingungen einer freien und zeitgemäßen Einrichtung des öffentlichen Lebens erfüllt. Die Theilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung; die Steuerbewilligung; die rechtliche Gleichheit aller Staatsbürger und Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern; die Freiheit des religiösen Bekenntnisses (obgleich die katholische Religion für die des Staates erklärt wurde); die Preßfreiheit (später sehr beschränkt); Zuziehung von Geschworenen bei der Aburtheilung von Verbrechen — bildeten, ungeachtet der Wiedereinsetzung der alten Dynastie, einen tiefgehenden Unterschied zwischen der Gegenwart und der vor 1789 bestandenen Ordnung der Dinge.

Die gesammte Staatsmaschine wurde von drei Gewalten, dem Könige, einer Pairs= und einer Deputirtenkammer, in Bewegung gesetzt. In den inneren Einrichtungen des königlichen Hauses, der Erbfolgeordnung, den Titeln u. s. w. trat keine Veränderung ein. Der schon vor der Revolution veraltete Titel: König von Navarra, zu klein, um neben dem eines Königs von Frankreich genannt zu werden, und nach Aufhebung der früheren Eintheilung des Landes noch ungeeigneter, ward beibehalten.

Dem Könige allein stand die vollziehende Gewalt, das Antragerecht auf Erlassung neuer Gesetze oder Abänderung der bestehenden, die unumschränkte Bestätigung oder Verwerfung der Kammerbeschlüsse, der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Ernennung aller öffentlichen Beamten zu. Die Kammern hatten nur die Befugniß, den König bittweise auf Vorlegung neuer Gesetze aufmerksam zu machen. Ward ein solcher Antrag von ihm verworfen, so konnte er in derselben Kammersession nicht wieder in Anregung gebracht werden.

Des Napoleon'schen Senats, sowohl durch seine Schmeichelei gegen seinen Gründer zur Zeit seiner Größe als durch seine Auflehnung gegen ihn, als er unglücklich geworden, bei allen Parteien übel berüchtigt, war in der Verfassungsurkunde keine Erwähnung gethan worden. An seine Stelle trat eine Pairskammer, von der aber vierundfünfzig der ehemaligen Senatoren ausgeschlossen wurden. Die königlichen Prinzen waren geborene Mitglieder dieser Versammlung, ein Recht, das aber durch die Bestimmung, die ihnen die Theilnahme an den Berathungen ohne besondere Erlaubniß des Königs verbot, so gut wie aufgehoben wurde. Diese Beschränkung war wegen der schon damals in der königlichen Familie vorhandenen Meinungsverschiedenheit eingeführt worden. Man scheute die ultraroyalistische Opposition des Grafen von Artois und die liberale des Herzoges von Orleans. Die meisten alten und großen Familien, aber auch viele neuere Notabilitäten wurden in die Pairskammer aufgenommen. Es konnte ihnen diese Würde erblich oder lebenslänglich, je nach dem Willen des Königs, verliehen werden, die Erblichkeit im Recht der Erstgeburt wurde erst später der allgemeine Charakter. Eine Anzahl von Erzbischöfen und Bischöfen ward mit der Pairie bekleidet, aber nur als eine persönliche Auszeichnung, ohne daß dieselbe nothwendig auf ihre Nachfolger überging, und eine Gerechtsame ihres geistlichen Sitzes wurde. Die Einwilligung der Pairskammer war zu allen Gesetzentwürfen der Regierung nöthig, obgleich es von letzterer abhing, solche erst ihr oder der Deputirtenkammer vorzulegen. Nur mit dem Budget mußte der Anfang bei den Deputirten gemacht werden. Die Oeffentlichkeit war bei den Sitzungen der Pairs ausgeschlossen. Die Pairs sollten zugleich einen obersten Gerichtshof bilden, um über die gegen die Sicherheit des Staates begangenen Verbrechen zu richten.

Der letzte gesetzgebende Körper des Kaiserreiches dauerte als Deputirtenkammer fort. Nach dem neuen Grundgesetz ward der Eintritt in dieselbe von der Vollendung des vierzigsten Lebensjahres und der Entrichtung einer jährlichen direkten Steuer von tausend Franken abhängig

gemacht. Die Deputirten sollten auf fünf Jahre ernannt, aber jährlich ein Fünftheil derselben ausscheiden und durch neue Wahlen ersetzt werden. Ihre Sitzungen waren öffentlich. Kein Gesetz konnte ohne ihre Zustimmung erlassen oder abgeändert werden. Die Deputirtenkammer besaß das Recht der Anklage gegen die königlichen Minister, die in solchem Falle von den Pairs gerichtet wurden. Der König konnte sie in jedem Augenblick vertagen oder auflösen, mußte sie aber innerhalb dreier Monate wiederberufen, oder die Wahlen zu einer neuen Kammer ausschreiben. Die beiden Kammern mußten in derselben Zeit eröffnet und geschlossen werden. Die Grundsteuer konnte der Regierung immer nur auf ein Jahr, die indirekten Steuern aber auf mehre Jahre hinaus bewilligt werden. Um Wähler zu sein, gehörte ein Alter von dreißig Jahren und die jährliche Entrichtung einer direkten Steuer von dreihundert Franken. An den unter dem Kaiserreich bestandenen Formen der Verwaltung und Rechtspflege ward nichts verändert.

Im 74. Art. versprach der König nicht nur für sich selbst eine treue Beobachtung dieser Verfassung, sondern legte auch seinen Nachfolgern die Verbindlichkeit auf, dieselbe bei ihrer Krönung zu beschwören. Er entzog sie dadurch, obgleich er sie aus freier Bewegung erlassen, seiner eigenen Willkühr, und stellte sie als ein für die Krone und die Nation gleich verbindliches Grundgesetz auf.

Diese Verfassung von 1814 ist allen seit 1789 bis auf diese Stunde angestellten Versuchen, dem öffentlichen Leben in Frankreich eine freie und dauernde Gestalt zu verleihen, bei Weitem überlegen gewesen. Sie hätte, in sich selbst betrachtet, sehr wohl dazu dienen können, der seit Ludwig XIV. etwas veralteten und gesunkenen Dynastie eine verjüngte und erhöhte Bedeutung zu verleihen, und das durch die Revolution zerrissene Band zwischen ihr und der Nation zu erneuern. Sie würde unter glücklicheren Umständen Frankreich für immer vor der Wiederkehr der Revolution bewahrt haben. Denn der endliche Ausgang ist nicht der einzige Probierstein dessen, was geschieht. Es gibt Dinge, die an und für sich wahr und gut sind, wenn sie auch von der Verblendung und Verkehrtheit einer gewissen Zeit nicht begriffen werden, und auf die ein Volk nach langen Irrwegen und großen Opfern zurückzukommen gezwungen wird.

Zwei Bestimmungen in diesem Verfassungswerk können, unbeschadet der Trefflichkeit des Ganzen, gerügt werden. Es war dies die Errichtung einer erblichen aristokratischen Körperschaft wie die Pairskammer und die in dem Art. 14 dem Könige allein beigelegte Befugniß, die

nöthigen Veranstaltungen zur Ausführung der Gesetze und der Sicherheit des Staates zu treffen.

Ludwig XVIII. schwebte die hohe Stellung vor, welche das Haus der Lords, ungeachtet der fortschreitenden Bedeutung der Gemeinen, noch immer in England einnimmt, und es zur Ausführung der ihm von der Verfassung zugedachten Rolle, eine zwischen dem Königthum und dem Volke vermittelnde Gewalt zu bilden, und deren zu scharfe und schroffe Gegensätze auszugleichen, geeignet macht. Aber es gehört dazu die ganze übrige politische und sociale Organisation Englands. Die englische Pairschaft, auf sich selbst beschränkt, ohne die weiteren Verzweigungen und Wurzeln in der Nation, würde nicht stark genug sein, um zwischen Monarchie und Demokratie ein Gleichgewicht zu erhalten, und entweder sich dem Königthum unbedingt unterordnen oder in dem Volke ganz aufgehen müssen. In Frankreich wäre die Errichtung einer wahrhaften, nicht blos in Namen und Titeln bestehenden Aristokratie schon vor 1789 schwer gewesen, war aber von jener Zeit an fast unmöglich geworden. Es fehlte dem französischen Adel, und von diesem konnte bei einer solchen Institution allein die Rede sein, an der nöthigen moralischen und materiellen Unabhängigkeit, und an Ansehen und Einfluß im Volke. Eine erste Kammer konnte indessen in der 1814 eingeführten Verfassung nicht vermißt werden. Eine solche hätte aber, um ihre Bestimmung zu erfüllen, ebenfalls aus Wahlen, nur unter anderen Bedingungen als die Deputirtenkammer, hervorgehen müssen. Der alte und in der französischen Geschichte berühmte Name der Pairie täuschte über die Angemessenheit einer solchen Schöpfung im neuen Frankreich, die kaum ein Schatten von dem gewesen ist, was sie sein sollte.

Der Art. 14 war von Ludwig XVIII. nicht in der Absicht aufgestellt worden, um unter gewissen Umständen eine unumschränkte Gewalt auszuüben, sondern um in von der Verfassung nicht vorhergesehenen Fällen, bei Abwesenheit der Kammern oder plötzlich hereinbrechender Gefahr, die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn hätte er die vor 1789 bestandene Willkührherrschaft an sich reißen wollen, so würde er es 1815, nach der Schlacht von Waterloo und der gänzlichen Unterwerfung Frankreichs, wenigstens versucht haben. Es ist aber von ihm nie der geringste Schritt solcher Art gethan worden. Indessen flößte der Art. 14, nicht gleich im Anfange der Restauration, aber etwas später, selbst manchen ihrer Freunde Mißtrauen ein, gab den Gegnern einen Vorwand mehr zu ihrer Bekämpfung, und veranlaßte den

Nachfolger Ludwig XVIII. zu einer offenbaren Verletzung des Grundgesetzes, ohne daß er, auf jene Bestimmung gestützt, seinen Eid zu brechen, und sein Gewissen zu beschweren glaubte. Der Art. 14 stand im Widerspruch zu dem übrigen Verfassungswerk, dessen Bestimmung es war, jede monarchische oder revolutionaire Willkühr für immer fern zu halten, und erhöhte die wirkliche Macht der Krone nicht. Denn ein Fürst, der, bei Verfolgung seiner Pläne, zu einem Staatsstreiche seine Zuflucht nimmt, hört auf ein solcher im wahren Sinne des Wortes zu sein, und setzt sich in die Lage eines Usurpators oder Faktionschefs.

In den dem Hofe nahe stehenden Kreisen war man schon vorher über den Inhalt der Charte constitutionnelle vollkommen unterrichtet, für den größten Theil der hauptstädtischen Bevölkerung trat dies erst mit ihrer feierlichen Bekanntmachung ein. Die Deklaration vom 2. Mai hatte zwar die Grundzüge des neuen Verfassungswerkes angegeben, aber es konnte immer noch zweifelhaft bleiben, in welchem Sinne manche derselben ausgeführt werden würden. Der Kaiser Alexander, der bei den Berathungen der verbündeten Monarchen und ihrer Minister nach der Einnahme von Paris immer für eine milde und großmüthige Behandlung Frankreichs gestimmt, der die Deklaration von St. Ouen beschleunigt, und ausdrücklich auf einige der politischen Freiheit besonders günstige Bestimmungen in ihr gedrungen hatte, war auf die Abfassung der Verfassung selbst nicht ohne Einfluß gewesen. Seine Unterstützung machte es Ludwig XVIII. möglich, die Bedenklichkeiten zu besiegen, die sich in seiner Familie und seinen Umgebungen gegen die Gründung einer wahrhaft konstitutionellen Monarchie geltend machten, und die bei der außerordentlichen Lage, in der er sich befand und bei dem Rückblick auf eine so stürmische Vergangenheit zuweilen in ihm selbst aufsteigen mußten. Der Kaiser von Rußland waltete in seinem eigenen Reiche so gemäßigt und freisinnig, wie es der Charakter des russischen Volkes und die von demselben erreichte Stufe der Gesittung nur immer erlaubten. In Bezug auf Frankreich aber war er überzeugt, daß eine offene Anerkennung des in der Nation seit Napoleon's Sturz wieder erwachten Geistes der Freiheit allein dem restaurirten Königthum Dauer verleihen und den so schwer errungenen Frieden Europa's sichern konnte.

Am 4. Juni eröffnete Ludwig XVIII. die neuen Kammern. Unter den Mitgliedern des ehemaligen Senates hatten nur die Einladungen erhalten, welche in die Reihen der Pairschaft aufgenommen worden. Der Napoleon'sche gesetzgebende Körper war unter dem Namen Deputirtenkammer vollständig erschienen. Nur ein einziges Mitglied, welches in

dem Proceß Ludwig XVI. für dessen Tod gestimmt, hatte sich freiwillig zurückgezogen. Der König, der selbst in der Verbannung und unter den beschränktesten Verhältnissen immer, so viel als möglich, durch sein äußeres Auftreten seine Abkunft und seinen Rang dargelegt hatte, erschien bei dieser Gelegenheit, wo er die feierlichste Handlung seiner Regierung vollzog, von einem an die alte Monarchie erinnernden Glanze umgeben. Sein Hofstaat, seine Leibgarden waren auf dem vor 1789 bestandenen Fuß, und in manchen Dingen mit noch größerer Pracht, eingerichtet worden. Außer den Prinzen, den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, den Ministern und der nächsten Umgebung des Königs, befanden sich unter den Zuschauern, fast alle den obersten Klassen angehörig, viele Personen, welche den Untergang Ludwig XVI. und die Schrecken der Revolution mit eigenen Augen gesehen; Andere, die lange im Auslande unter Entbehrungen aller Art geweilt, und jetzt, wie ihr König, endlich am Ziel so viele Jahre hindurch vergeblich gehegter Wünsche und Hoffnungen angelangt waren. Ueberall sah man die so lange geächtet gewesene weiße Farbe der alten Dynastie, auf der Kopfbedeckung der Männer, dem Putze der Frauen, überall prangten auf den Sesseln, dem Fußboden, an den Wänden, die goldenen Lilien des französischen Königswappens, die seit 1791 nicht mehr zum Vorschein gekommen waren. Die auffallende Aehnlichkeit in den Zügen der meisten Mitglieder des Bourbon'schen Hauses, die Anwesenheit so vieler großen Namen des alten Frankreichs, vermehrten die Erinnerung an eine verschwundene Zeit, die wie durch einen Zauber plötzlich erneuert zu sein schien.

Indessen kündigte sich die eigentliche Bedeutung dieser Feierlichkeit sehr bald in der Rede des Königs an, und ließ keine zu große Täuschung über den tiefen Unterschied zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, ungeachtet der Aufstellung mancher Symbole der letzteren, zu. Ludwig XVIII. theilte den Kammern die Nachricht von dem eben abgeschlossenen ersten pariser Frieden mit, suchte den Gedanken an eine Demüthigung Frankreichs zu entfernen, erwähnte der seit Wiederherstellung der Ruhe in Europa wieder frei gewordenen Wege für Handel und Schifffahrt und der sich daran knüpfenden Aussichten, und wies auf die Charte constitutionnelle als ein Unterpfand seiner Absichten für das Glück und die Freiheit seines Volkes hin. Am Schluß seiner Rede berührte er in gefühlvoller Weise das Schicksal seines Bruders, dessen Stelle er einnahm, und das Testament desselben, in welchem er nicht nur seinen Feinden vergibt, sondern auch seinem Sohne, wenn er je in den Besitz der Macht gelangen sollte, diese Vergebung zur Pflicht macht.

Der König erklärte solcher Gestalt, mild und würdig, daß er auch diesen Theil des Vermächtnisses seines Bruders annehme. Bei der Erwähnung Ludwig XVI. und seines Sohnes, deren Persönlichkeit damals noch in frischem Andenken stand, und in deren Untergang so viele unter den Verwandten und Freunden der Anwesenden hineingezogen worden, bemächtigte sich eine allgemeine Rührung der Versammlung, in der jene tragischen Erinnerungen, von dem ausgesprochen, der selbst an ihnen so nahe betheiligt gewesen, mit besonderer Stärke erwachten.

Diese erste Berührung Ludwig XVIII. mit den Vertretern seines Volkes brachte alsbald, selbst auf die Ueberreste der bonapartistischen Partei in den Kammern, und später auf die ganze Bevölkerung, einen für ihn und seine Sache ungemein günstigen Eindruck hervor. Man verglich den würdigen und zugleich wohlwollenden Ausdruck seiner Züge, seiner Stimme, seines Vortrages, sein offenbares und aufrichtiges Bestreben, die alte Größe seines Hauses mit der neuen Gestaltung des nationalen Lebens in Einklang zu bringen, mit der tragisch-despotischen Erscheinung Napoleon's, der, in seinen Reden bei der Eröffnung der großen Staatskörper, anstatt seine Zuhörer zu gewinnen, zu überzeugen, nur in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wie ein Orakel, seinen Willen zu erkennen gab, und selbst nicht die Möglichkeit widerstrebender Meinungen zuzugeben geneigt war. Ungeachtet der hinfälligen Gestalt Ludwig XVIII. sprach aus seinen großen, klaren Augen und ruhte auf seiner edel geformten Stirn, für die Vorstellung seiner Zuhörer, die Majestät so vieler Jahrhunderte, während bei Napoleon Alles nur an ihn selbst, an seinen plötzlich aus dem Dunkel hervorgebrochenen Glücksstern, dessen Aufgang nicht ohne Erstaunen betrachtet worden, dessen Zukunft aber immer ungewiß geblieben, erinnert hatte. Das Recht, das Ludwig XVIII., als der Erbe einer langen Reihe von Königen für sich in Anspruch nahm, schien dem französischen Wesen gemäßer und für sein Unabhängigkeitsgefühl weniger drückend zu sein, als die auf einen fremden Ursprung hinweisende, auf sich gestellte, einsame Natur Napoleon's, der bei jeder Gelegenheit den tiefen Unterschied zwischen ihm und Anderen zu erkennen gab, der nicht im Namen eines Princips, einer Geschichte und Verfassung, sondern einzig um seiner persönlichen Ueberlegenheit willen, Unterwerfung verlangte, und der überhaupt etwas in sich trug, von dem der französische Volksgeist geblendet, hingerissen werden, mit dem er sich aber nicht vollkommen vertraut machen konnte.

Napoleon's Persönlichkeit ward in jenem Augenblick nicht einmal nach Gebühr gewürdigt, geschweige denn überschätzt. Es mußte sein

gänzliches Verschwinden, die Betrachtung, daß durch seinen Sturz nicht Alles erreicht wurde, was man sich versprochen hatte, und die Sympathie für eine Größe, deren Druck nicht mehr gefühlt wird, hinzukommen, um sein Bild in seiner ganzen Macht und Höhe zu erneuern. Selbst der jähe Sturz Napoleon's nahm damals das Gefühl weniger als das von den Bourbonen durch die Revolution erfahrene Unglück in Anspruch. Ohne Rücksicht auf die Stellung, die der Eroberer so lange in den Augen der Welt eingenommen, sah man seine Rückkehr in das Dunkel des Privatstandes, unter immer noch glänzenden Bedingungen, als ein mit seiner ursprünglichen Bestimmung, seiner Geburt und Herkunft verträgliches Loos an, während die wiederhergestellte Herrschaft der Bourbonen als die Zurückerstattung eines widerrechtlich entrissenen, unveräußerlichen Besitzes, und ein natürlicher Ersatz für erlittenes Unrecht erschien.

Auf welche Hindernisse später die alte Dynastie bei ihrer Verpflanzung auf den Boden des neuen Frankreichs stoßen sollte, ward damals wenig begriffen, wo die durch Verleihung einer freisinnigen Verfassung möglich gewordene Annäherung zwischen der Vergangenheit und Gegenwart als eine Lösung des politischen Räthsels für die Nation aufgefaßt wurde, und in der That so aufgefaßt werden konnte. Als Ludwig XVIII. am 4. Juni von seinem Schlosse aus, das pariser Volk betrachtete, das, von seiner vor den Kammern gehaltenen Rede unterrichtet, sich den lautesten Freudens- und Beifallsbezeugungen überließ, rief er, auf seinen Ahnherrn Heinrich IV. anspielend: „Ich habe meine Schlacht von Ivry gewonnen!“ —

Diese Begeisterung für den König und seine Familie in jenen ersten glücklichen Tagen der Restauration war nöthig, um den übeln Eindruck aufzuwiegen, den die veralteten Vorurtheile und die herausfordernde Verkennung des Geistes der Zeit und der Stimmung der Bevölkerung von Seiten des Ministeriums hervorbrachten.

An der Spitze desselben stand Talleyrand, der aber fast ausschließend von der auswärtigen Politik in Anspruch genommen wurde, und sich, nach Abschließung des Friedens vom 30. Mai, mit den Vorbereitungen zu seiner Sendung nach Wien beschäftigte. Er glaubte für die inneren Verhältnisse genug gethan zu haben, durch seine Theilnahme an der Abfassung der Charte constitutionnelle, und den dem Könige gegebenen Rath, in ihrem Sinne zu regieren, als der einzigen Bedingung der Sicherheit für seine Krone. Er überließ die eigentliche Verwaltung seinen Kollegen im Ministerium, und man argwohnte, daß er mehre derselben nur deshalb zu ihren Aemtern vorgeschlagen hatte, weil er von

ihrer Mittelmäßigkeit und Unzulänglichkeit überzeugt war, und seine Bedeutung dadurch um so sicherer bewahren zu können hoffte. Talleyrand befand sich zu der Restauration in einer Stellung, deren Schwierigkeiten schon damals vorhanden waren, obgleich erst später an den Tag kamen. Er war es gewesen, der durch Vermittelung seiner Freunde und Anhänger den Senat und den gesetzgebenden Körper zur Entsetzung Napoleon's veranlaßt, und eben so den Entschluß des Kaisers Alexander, Napoleon's Entsagung zu Gunsten seines Sohnes zu verwerfen, eingegeben hatte. Nur dadurch war die Wiederherstellung der alten Dynastie möglich geworden. Ludwig XVIII. wußte, wie viel er Talleyrand schuldig war, fühlte sich aber, wie dies in solcher Lage gewöhnlich ist, von dieser Nothwendigkeit des Dankes gedrückt und verletzt. Auch waren die Bourbonen, Talleyrand's Sinnesart in Betracht gezogen, überzeugt, daß er nicht aus Neigung für ihr Haus oder aus Pflichtgefühl ihre Restauration befördert hatte, sondern weil die Erhaltung Napoleon's auf dem Throne oder die Herrschaft seines Sohnes mit einer Regentschaft, unter den vorhandenen Umständen, sehr schwierig und für ihn selbst am gefährlichsten gewesen wäre. Außerdem stieß aber Talleyrand's Vergangenheit, sein Aufgeben des geistlichen Standes, seine Theilnahme an der Revolution, seine lange Verbindung mit Napoleon namentlich den Grafen von Artois ab, der, weniger staatsklug als der König, die Dienste, die seinem Hause geleistet wurden, nicht von dem Charakter und der Lebensgeschichte des leistenden Individuums zu trennen vermochte. Talleyrand mischte sich deshalb wenig in die inneren Zustände Frankreichs, da er dabei zwischen seiner halb revolutionairen Vergangenheit und den jetzt herrschenden Legitimitätsideen hier und da in das Gedränge gekommen wäre. Er war damit zufrieden, zu der Entscheidung der Krise beigetragen zu haben, und überließ es Anderen, die weiteren Folgen der eingetretenen Veränderung zu tragen.

Ludwig XVIII. hatte die von der Revolution aufgehobene Würde eines Kanzlers von Frankreich wiederhergestellt, und damit das Justizministerium verbunden. D'Ambray, einst General-Advokat am pariser Parlament, war zu dieser Stelle auserseben worden. Der König hatte sich bei dieser wie bei einigen anderen Ernennungen von der Gewohnheit der alten Monarchie leiten lassen, die hohen Staatsämter vorzugsweise mit Mitgliedern der erblichen Magistratur zu besetzen. D'Ambray war während der Revolution nicht ausgewandert und hatte sich der neuen Ordnung der Dinge scheinbar unterworfen, aber im Stillen den Bourbonen seine Treue bewahrt, und mit Ludwig XVIII. lange einen gehei-

men Briefwechsel unterhalten. Er hatte zu der Kommission gehört, die mit der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde beauftragt gewesen, und sich deren Abfassung nicht widersetzen können, war aber entschlossen, das Princip derselben, ein für die Krone und das Volk verbindendes Grundgesetz zu sein, nicht anzuerkennen, und nur die eine Seite derselben, die sie als einen Ausfluß der königlichen Macht bezeichnete, hervorzuheben. Er übersah, daß in dem Artikel 74 derselben, Ludwig XVIII. sie zu beschwören versprochen, und seinen Nachfolgern dieselbe Verbindlichkeit auferlegt hatte.

Nach der königlichen Eröffnungsrede las d'Ambray den Kammern die Einleitung zu dem Verfassungswerke vor. Ludwig XVIII. hatte darin seine Beweggründe zu der Verleihung eines Grundgesetzes angegeben, dasselbe aber an die Regierungshandlungen einiger seiner Vorfahren anzureihen gesucht, um es nicht als etwas vollkommen Neues erscheinen zu lassen. D'Ambray nahm diese von der Absicht des Königs, die Ergebnisse der Revolution, aber nicht ihre Grundsätze anzuerkennen, was im Grunde nur eine Sache der Konvenienz war, eingegebene Form der Gewährung im buchstäblichen Sinne, übertrieb dieselbe sogar und nannte die Charte constitutionnelle eine Ordonnance de Reforme, wie solche von den alten Königen häufig erlassen und von ihnen oder ihren Nachfolgern beliebig wieder zurückgenommen worden. Noch auffallender und für seine Ansicht bezeichnend war der Ausdruck: Notabeln — den er den Pairs und Deputirten beilegte, da solche im alten Frankreich immer nur berathende, von dem Willen der Krone unbedingt abhängige Versammlungen gewesen waren. Diese Auslegung der Verfassung brachte schon auf die Kammern selbst einen üblen Eindruck hervor, der sich außerhalb dieses Kreises noch verstärkte, und den Gegnern der Restauration Gelegenheit zu Beschuldigungen und Verläumdungen aller Art bot.

Ein anderes Mitglied des Ministeriums, Ferrand, an die Spitze der damals sehr wichtigen Postverwaltung gestellt, mit welcher eine geheime Aufsicht über die Bewegungen der Parteien und die Erforschung ihrer Geheimnisse verbunden war, nahm nach d'Ambray das Wort. Ferrand, der ebenfalls zu der alten Magistratur gehörte, war ausgewandert, später nach Frankreich zurückgekehrt, und bei Napoleon's Regierung in Gunst gekommen, weil er ein Buch: „L'Esprit de l'histoire“ betitelt, herausgegeben hatte, in welchem der geistliche und weltliche Absolutismus vergöttert, und die Vergangenheit als ein Muster für die Gegenwart aufgestellt wurde. Napoleon, dem alle solche Ideen gefielen, auch wenn sie sich ursprünglich auf ein anderes politisches System als das seinige

bezogen, hatte Ferrand's Theorien Beifall gespendet, und auf seine Veranlassung war jenes Werk von dem obersten Unterrichtsrath empfohlen und unter die Jugend verbreitet worden.

Ferrand ging wo möglich noch über d'Ambray's Meinungen hinaus, nannte die Charte constitutionnelle ein königliches Geschenk, auf welches die Nation kein Recht gehabt, und bedauerte die Umstände, durch welche ein solches Zugeständniß herbeigeführt worden. Er erwähnte der von der Revolution begangenen Uebertreibungen und Frevel, wobei er, weil es nur allzu gegründet war, ein leichtes Spiel hatte. Diese Angriffe mußten aber, bei einer Gelegenheit vorgebracht, wo der König selbst sich bemühte, über die Vergangenheit einen mildernden Schleier zu werfen, als in hohem Grade ungeeignet erscheinen. Die Unzufriedenheit der Zuhörer, besonders in der Deputirtenkammer, ward fühlbar, und konnte kaum durch die Gegenwart des Königs gezügelt werden. Als aber endlich Ferrand die Verfassungsurkunde selbst vorlas, von der d'Ambray nur die Einleitung mitgetheilt, verschwand der üble Eindruck, den beide Minister gemacht hatten. Die in ihr niedergelegte Verwirklichung freisinniger Grundsätze und die Verleihung bestimmter Gewährleistungen überwog alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und Alles gab sich der Hoffnung auf eine ungetheilte Beobachtung der geleisteten Zusagen hin. Die Adressen der beiden Kammern an den Thron sprachen dieses Gefühl auf das Lebhafteste aus, indem darin der Bund zwischen dem alten Königsstamme und einer freien Verfassung für das Palladium Frankreichs erklärt wurde. Die Deputirtenkammer ernannte einen berühmten Advokaten aus Bordeaux, Lainé, einen beredten und unerschrockenen Mann, der bei der Erhebung seiner Vaterstadt gegen die kaiserliche Regierung am thätigsten gewesen war, zu ihrem Präsidenten, eine Wahl, die allgemeinen Anklang fand. Lainé galt für den reinsten Ausdruck dieser Vereinigung von persönlicher Anhänglichkeit an die Bourbonen und aufrichtiger Liebe zur Freiheit, die, wenn sie in der Nation allgemein geworden wäre, die Revolution für immer geschlossen hätte.

Ludwig XVIII. war der Konstitution vom 4. Juni ohne Rückhalt zugethan, sowohl aus Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit, als auch aus Vorliebe für sie als sein eigenes Werk, da der erste Gedanke einer solchen Schöpfung in ihm selbst entstanden, und auch die wesentlichsten Bestimmungen von ihm ausgegangen waren. Er konnte sich indessen die großen Widersprüche nicht verbergen, die in dem neuen Zustande, unter dem er regieren sollte, enthalten waren. Auf der einen Seite stand eine Dynastie, die Jahrhunderte lang unumschränkt zu walten gewohnt gewesen,

deren glänzendste Erinnerungen sich auf Epochen, wie die Franz I., Heinrich IV., Ludwig XIV., bezogen, wo die königliche Machtvollkommenheit allgemein anerkannt war — auf der anderen eine Nation, von der diese Dynastie hingeopfert oder vertrieben worden, und in welcher die umfassendste aller politischen und socialen Umwälzungen eine gänzliche Veränderung der Anschauungen, Sitten und Einrichtungen hervorgebracht hatte. Einem Fürsten von weniger hellem Blick und starkem Geist würde es in solcher Lage wahrscheinlich an aller eigenthümlichen Kraft des Urtheiles und Willens gefehlt, und er sich blind einer exklusiven Idee, einer extremen Partei hingegeben, seine Regierung auf die unbedingten Anhänger des Alten oder die eben so befangenen Bewunderer des Neuen zu stützen versucht haben. Ludwig XVIII., dessen hinfälliges Aeußere von einem ungewöhnlich klaren und festen Sinne belebt wurde, war entschlossen, zwischen dieser Alternative eine unabhängige Mitte zu halten, sich weder auf die eine noch auf die andere Seite ausschließend zu neigen und wenn dies zuweilen von den Umständen unvermeidlich gemacht wurde, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit, das gestörte Gleichgewicht durch eine selbstständige, allen Parteibestrebungen und einseitigen Richtungen überlegene Haltung wiederherzustellen. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren größer als in irgend einer ähnlichen Epoche der Geschichte. Als die Stuart's unter Karl II. nach England zurückkehrten, hatten sie nur den Thron von Neuem einzunehmen, die übrigen Einrichtungen waren dieselben geblieben. Die Bourbonen fanden aber 1814 ein Land vor, in welchem Alles, selbst die Namen der Provinzen, Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung, von Grund aus verändert war. Ludwig XVIII. unternahm es, diese Hindernisse zu überwinden, indem er sich auf sein Recht zur Krone, auf die Nothwendigkeit seines Hauses für Frankreich, dem, da Republik und Kaiserthum gestürzt und abgenutzt worden, keine andere Wahl übrig geblieben zu sein schien, und auf die von der Nation gemachten Erfahrungen verließ. Denn der Ueberdruß an der revolutionairen Anarchie und dem Napoleon'schen Despotismus, so wie der Beifall, mit dem die durch Ludwig XVIII. gegebene Verfassung von der Mehrheit der Bevölkerung begrüßt worden, konnte damals von der Restauration mit Recht als eine Bürgschaft für die Zukunft angesehen werden.

Leider stand Ludwig XVIII. mit seiner Meinung, seinem Streben, in seiner Familie vereinzelt da. Während er sein Geburtsrecht für das Fundament seiner Existenz, die Konstitution aber für eine unerläßliche Bedingung bei dessen Ausübung ansah, ward letztere von seinem Bruder

und Thronfolger, dem Grafen von Artois, als eine lästige Zugabe, ein gefährliches Hinderniß betrachtet. Dieser sah allerdings nicht die Möglichkeit ein, den vor 1789 vorhanden gewesenen Zustand in der Wirklichkeit und vollständig zu erneuern, aber er hing den Ideen und Theorien an, welche die alten Einrichtungen überlebt hatten, und zeigte sich Allem geneigt, was in Personen und Dingen an das vorrevolutionaire Frankreich erinnerte. Die von der Charte constitutionnelle den Kammern und damit der Nation selbst verliehenen Freiheiten erschienen ihm als eine Verletzung des monarchischen Princips, als eine Anerkennung der Revolution, als ein Aufgeben der Macht und des Ruhmes seines Hauses. Unfähig, dem System seines Bruders ein anderes ausführbares gegenüber zu stellen, durchkreuzte der Graf von Artois, so viel an ihm war, die Maßregeln Ludwig XVIII., zog die geheimen und öffentlichen Gegner der Verfassung an sich, und ließ aus seiner Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge auf den Wunsch eines Umsturzes derselben schließen, ein Gedanke, der ihm in jener Zeit, bei dem Mangel an allen Mitteln zur Ausführung, gewiß fern lag, an dessen Verdacht im Volke er aber gleichwohl schuld war. — Seine Nichte und Schwiegertochter, die Herzogin von Angouleme, hatte von der Revolution zu viel gelitten, war in allen ihren Gefühlen zu tief verletzt worden, als daß sie sich mit den Ergebnissen dieser großen Veränderung, wozu die von dem Könige gegebene Verfassung offenbar gehörte, und an welche der ganze sie umgebende Zustand erinnerte, auszusöhnen im Stande gewesen wäre. Auch sie wollte etwas Anderes als das Bestehende, ohne zu wissen, wie und durch wen es herbeizuführen. — Die beiden Söhne des Grafen von Artois, Herzog von Angouleme und Herzog von Berry, theilten nicht die Vorurtheile ihres Vaters, und neigten sich mehr zu den Ansichten des Königs, ihres Oheims, hin. Die Freude über die Rückkehr in das lang entbehrte Vaterland und die Wiedereinsetzung in die frühere Größe überwog bei ihnen die Trauer um das, was ihr Haus durch die Revolution verloren hatte. Auch waren sie zur Zeit ihrer Auswanderung zu jung gewesen, um an der Vergangenheit mit der zähen Macht der Gewohnheit zu hängen. Aber von diesen beiden Prinzen war der ältere, Angouleme, zu sehr von den Eigenschaften entblößt, die dem französischen Volke gefallen, und ihm Liebe und Ehrfurcht einflößen. Er war kalt, langsam, unentschlossen, und sein jüngerer Bruder, Berry, obgleich geistreicher und lebendiger, ließ sich von dem erneueten Glanz seiner Familie häufig zu einem eigenmächtigen, herrischen Wesen verleiten, das ihm besonders in den Augen der Ueberreste des Napoleon'schen Heeres schadete, mit dem

er durch seine militairische Stellung in Berührung kam, und wo die antibourbon'sche Gesinnung, durch wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzungen hinter den neugebildeten Haustruppen und den Söhnen der Ausgewanderten aufgestachelt, sich im Stillen immer mehr verbreitete. Beide Prinzen waren übrigens ohne politisches Talent und ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung. — Der Herzog von Orleans nahm gleich im Anfange der Restauration eine zweideutige Stellung an, indem er zwar die Rechte eines Mitgliedes des königlichen Hauses für sich beanspruchte, zugleich aber den Erinnerungen der Revolution huldigte, und diejenigen um sich versammelte, deren Abneigung gegen die ältere Linie seiner Familie ihm bekannt war, und die auf ihn eine schon damals vorhandene, wenn auch noch sehr fern liegende Hoffnung bauten. — Die beiden letzten Erben des Condé'schen Namens waren von Alter und Unglück gebrochen, und unter allen Prinzen der Dynastie von der Nation am meisten vergessen.

Ludwig XVIII. fand demnach in seiner Familie entgegengesetzte Meinungen, oder, wo dies nicht der Fall war, wenigstens keine Unterstützung bei seinem Regierungssystem vor. Zugleich standen ihm diese Verwandten durch die gemeinsam erduldeten Leiden und die lange Zurückgezogenheit in der Verbannung näher, als es sonst bei Mitgliedern regierender Häuser der Fall zu sein pflegt. Hierzu kam noch die Kinderlosigkeit des Königs, seine wankende Gesundheit, die dadurch gebotene Einsamkeit, was Alles ihn den Ansichten und Einflüssen seiner Umgebungen, nicht in der Hauptsache, aber in manchen Nebendingen, die indessen durch die eigenthümliche Lage fast immer bedeutend wurden, oft zugänglicher machte, als er es sich selbst gestehen mochte.

Die königliche Familie war, wie vor der Revolution, von der alten Hof- und Adelswelt, mit Ausnahme einiger aus der Revolution und dem Kaiserreich stammenden Generale und Politiker, die sich der Restauration besonders eifrig angeschlossen, der Graf von Artois und die Herzogin von Angouleme, außerdem noch von einem Kreise meist aus der Verbannung zurückgekehrter geistlicher Würdenträger und Gewissensräthe umgeben, die von dem Volke gleich bei ihrem Erscheinen mit Mißtrauen betrachtet wurden.

Solchen Einflüssen war es zuzuschreiben, daß das Ministerium zwei Maßregeln traf, die großen Unwillen in allen den Klassen erregten, die nicht entschiedene Gegner der Revolution waren, und die einen Bund der Nation mit den Bourbonen, durch Vermittelung einer freien Verfassung, aber nicht die Rückkehr der alten Einrichtungen wollten.

So wie Talleyrand sich fast ausschließend die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehalten hatte, eben so stand der Abbé von Montesquiou, wie jener zu einer der ältesten französischen Adelsfamilien gehörig, an der Spitze des Departements des Innern. Er war schon 1790 Mitglied der ersten Nationalversammlung gewesen, und hatte sich in dieser Eigenschaft den Eingriffen derselben in die inneren Zustände der Geistlichkeit widersetzt. Montesquiou war immer ein Anhänger der Bourbonen geblieben, mit Ludwig XVIII. lange in geheimem Briefwechsel gestanden, und in der Zwischenzeit von Napoleon's Sturz bis zu der Rückkehr dieses Königs sein einflußreichster Rathgeber gewesen. Er gehörte nicht zu der Partei des Grafen von Artois, und hielt wie der König dafür, daß Frankreich ohne eine liberale Konstitution nicht mehr regiert werden könne. Aber seine Erinnerung an die Schrecken der Revolution machte ihn zum Mißtrauen gegen das französische Volk geneigt, und flößte ihm den Wunsch ein, den Sitten und der öffentlichen Meinung eine von jener Epoche möglichst verschiedene Richtung anzuweisen. Er entschloß sich deshalb zu einer Verordnung, die, äußerlich unbedeutend, dennoch tief in das Volksleben eingriff, und, anderswo von selbst beobachtet oder ohne Widerstreben eingeführt, damals in Frankreich großes Mißfallen erregte. Es wurde eine strenge Sonn- und Festtagsfeier eingeführt. Alle öffentlichen Arbeiten sollten eingestellt, alle Verkaufslokale während der Messe und Vesper geschlossen bleiben. Unter Napoleon war, ungeachtet seine Polizei sich sonst in Alles mischte, nichts Aehnliches geschehen. Er hatte sogar einen Antrag der Art mit der Antwort zurückgewiesen, daß der Staat, wenn er die ärmeren Klassen des Sonntags am Arbeiten hindern wolle, auch für deren Ernährung an diesem Tage sorgen müsse. Der Verkehr war seit 1789 ganz unbeschränkt gewesen, und diese Neuerung brachte deshalb in den größeren Städten und namentlich in Paris eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Die arbeitende und Handel treibende Bevölkerung fühlte sich gehemmt und gedrückt. In einem Theile der höheren Stände und überhaupt unter denen, die in der Restauration eine Veränderung der Regierung, aber nicht der Gesetze sahen, erwachte der Verdacht, daß es mit dieser strengen Sonntagsfeier nicht sowohl auf das Beste der Religion, als vielmehr auf eine Begünstigung des Katholicismus und seines Klerus abgesehen sei. Unter allen durch die Revolution entstandenen Veränderungen hatte aber die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, die politische Gleichstellung der verschiedenen Konfessionen, am Tiefsten in der öffentlichen Meinung Wurzel gefaßt. Man argwohnte, daß der Hof und die Minister

die Erneuerung der früheren Vorrechte der Geistlichkeit, die Aufhebung der bürgerlichen Ehe, die Rückgabe der Civilstandsregister an die Pfarrer und Aehnliches beabsichtigten. Diese Verordnung erregte ein solches Widerstreben, daß sie nur kurze Zeit über mit Strenge gehandhabt werden konnte, dann aber, ohne ausdrücklich zurückgenommen zu werden, in völlige Vergessenheit gerieth. Dieser Versuch, die Gesinnungen des Volkes, nicht von Innen heraus, sondern durch äußeren Zwang verbessern zu wollen, verschaffte den Einflüsterungen Derer Gehör, welche die Restauration, obwohl im Ganzen mit Unrecht, beschuldigten, die religiöse Unduldsamkeit und moralische Finsterniß früherer Jahrhunderte zurückführen zu wollen. Besonders war Ludwig XVIII. weit von einem solchen Streben entfernt, weiter als die meisten anderen Fürsten seiner Zeit.

Eine andere damals von dem Ministerium getroffene Maßregel ward weniger vom Volk, das dadurch nicht unmittelbar berührt wurde, als von den aufgeklärten Klassen mit Befremdung und Unzufriedenheit aufgenommen. Montesquiou legte den Kammern einen Gesetzentwurf, die Einführung oder vielmehr Beibehaltung der Censur betreffend, vor, die unter Napoleon mit äußerster Strenge gehandhabt, deren Abschaffung aber sowohl in der Deklaration von St. Ouen als in der Charte constitutionnelle versprochen worden war.

Nirgends war der Unterschied zwischen der Theorie und der Praxis der Revolution mehr als in Bezug auf die Freiheit der Presse hervorgetreten. 1789 war sie als eines der ursprünglichen Rechte einer Nation, die sich von selbst verstehen, und keiner Bestätigung von Seiten der Staatsgewalt bedürfen, hingestellt worden. Aber unter dem Konvent war dieses Recht in der Ausübung so beschränkt gewesen, daß häufig Hinrichtungen wegen Preßvergehen stattgefunden hatten. Wer den Wohlfahrtsausschuß, das Revolutionstribunal und die Jakobinerklubs anzugreifen wagte, ward mit der Strafe des Hochverraths belegt. Unter dem Direktorium bestand gesetzlich die Preßfreiheit, konnte aber, wegen der vielen Gewaltstreiche, die von dieser Regierung verübt wurden, in den Gewohnheiten des öffentlichen Lebens keine Wurzel fassen. Das Konsulat und Kaiserreich führten eine Censur, der in Rußland und Oesterreich ähnlich, ein. Indessen hatte sich von 1789 an in dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung die Meinung befestigt, daß die Censur ein Zeichen politischer Unfreiheit sei. Diese Idee war, ungeachtet der widerstrebenden Realität, hierin wie in so manchen anderen Dingen, nicht mehr auszurotten gewesen. Man erwartete deshalb von der Restauration, selbst von ihren ausdrücklichen Verheißungen abgesehen, die

Befolgung eines freieren Systems, und war erstaunt, sie in dieser Beziehung in die Spuren des Napoleon'schen Despotismus treten zu sehen.

Montesquiou behauptete bei der Begründung seines Antrages, daß das französische Volk zu wenig an die Freiheit der Presse gewöhnt sei, als daß sie jetzt, während des Ueberganges von einer politischen Epoche zu einer anderen, ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe, ganz und auf einmal gewährt werden könne. Eine Beschränkung sei selbst im Interesse der Freiheit, da die konstitutionellen Institutionen noch zu wenig befestigt wären, um von den Angriffen der entgegengesetzten Parteien, welche unfehlbar die Presse dazu benutzen würden, nicht gefährdet werden zu können. Es werde eine stufenweise Befreiung von den jetzt nothwendigen Schranken eintreten.

Der Entwurf stieß in beiden Kammern, und selbst in der der Pairs, wo so viele unbedingte Anhänger des Königthums und Häupter altadeliger Familien saßen, auf einen lebhaften Widerstand, und ward nur mit geringer Stimmenmehrheit angenommen. Im Vergleich zu der Napoleon'schen Gesetzgebung konnte das neue Preßgesetz wirklich für eine Erleichterung gelten. Alle Schriften über dreißig Bogen waren von der Censur frei. Die Strafen auf Uebertretung der gegebenen Bestimmungen waren gemäßigt. Unter dem neuen Grundgesetz fielen die früher von den kaiserlichen Behörden gegen mißliebige Schriftsteller verübten willkührlichen Verfolgungen, und was die Hauptsache war, der Schrecken des Napoleon'schen Namens und das allgemeine Verstummen vor demselben fort. Ungeachtet der Censur, ward von der Restauration den Franzosen die Zunge gelöst. Die unbeschränkte und unverantwortliche Berathungsfreiheit in den Kammern, nur von Anordnungen abhängig, die diese sich selbst gegeben hatten, theilte der ganzen Nation einen politischen Schwung mit, der ihr seit 1789 unbekannt geworden.

Uebrigens hatten die Bourbonen in jener Zeit weniger von dem Mißbrauch der Presse, die meist nur von den gebildeten Klassen gehandhabt und wiederum auf diese berechnet war, als von dem in dem Heere und einem Theile der unteren Volksschichten herrschenden Geiste zu fürchten, der, gegen die politische Freiheit verschlossen, die Restauration feindlicher Absichten gegen die von der Revolution gegründete und von Napoleon bewahrte Gleichheit beargwohnte. Dort lag der Stein des Anstoßes und die Gefahr für den alten Königsstamm. Denn die große Mehrheit der höheren und mittleren Stände war damals den Bourbonen aufrichtig ergeben, und erwartete von ihnen nur Gutes. Diese Gesinnung sollte erst durch die unglücklichen Ereignisse des folgenden Jahres,

die Rückkehr Napoleon's von Elba, die Unterbrechung in der Entwickelung freisinniger Einrichtungen, und durch das neu entzündete Parteitreiben verändert werden.

Montesquiou hatte sich zur Ausarbeitung des neuen Preßgesetzes zweier Männer, Royer=Collard's und Guizot's, bedient, die später allgemein bekannt wurden, und von denen namentlich der letztere einen entschiedenen Einfluß auf die öffentliche Meinung und selbst auf das Geschick seines Landes ausüben sollte.

Royer=Collard war noch sehr jung, schon unter dem Direktorium Mitglied des Rathes der Fünfhundert gewesen, aber immer ein Anhänger des verbannten Königshauses geblieben, und hatte eine Zeit lang mit Ludwig XVIII. in geheimem Briefwechsel gestanden. Während des Kaiserreiches hatte er sich auf seine Wirksamkeit als Professor der Philosophie an der Sorbonne beschränkt, und für diese in Frankreich lange vernachlässigt gewesene Wissenschaft eine neue Theilnahme anzuregen gewußt. Royer=Collard war Einer der Ersten unter den von Napoleon mit Abneigung und Mißtrauen betrachteten sogenannten Ideologen gewesen. Die Restauration übergab ihm die mit dem Ministerium des Innern verbundene General=Direktion des Buchhandels und der Presse. Er besaß eine große Unabhängigkeit des Charakters, eine seltene Schärfe und Klarheit des Geistes, und ragte durch eine in dieser Art unerreicht gebliebene, eigenthümlich gediegene Gabe des Vortrages unter allen französischen Rednern hervor. Er war damals den Bourbonen, in denen er den äußersten Gegensatz zu Napoleon zu erkennen glaubte, eifrig ergeben, erst später sollte er mehr von der Vertheidigung der liberalen Institutionen in Anspruch genommen werden. Seine innerste Gesinnung kann indessen aus der Antwort ersehen werden, die er einer Person ertheilte, die ihn darüber aushorchen sollte, ob ihm die Verleihung eines Adelsdiploms angenehm sein würde: „Nur meine Anhänglichkeit an den König kann mich die Beleidigung vergessen machen, die in einer solchen Zumuthung liegt!“ — Seine religiösen Ideen stimmten mit seinen politischen überein. So wie er die legitime Monarchie mit den Forderungen einer freien Verfassung in Uebereinstimmung gesetzt sehen wollte, eben so war er, obgleich dem katholischen Glauben zugethan, der unumschränkten Herrschaft des Pabstthums entgegen, und hielt an den Gränzen fest, welche diesem von der gallikanischen Kirche gezogen worden.

Guizot, von Royer=Collard begünstigt, hatte sich früh hervorgethan und war Professor der Geschichte an der Sorbonne geworden. Die Größe und Mannigfaltigkeit der seit 1789 in Frankreich und Europa

vorgefallenen Ereignisse, der Kampf verschiedener politischer Principien, der von der Revolution angefacht worden, hatten seinen historischen Studien eine vorherrschende Richtung auf Ergründung der allgemeinen Formen des Staats- und Volkslebens, wie es von Montesquieu in großen Zügen für immer angegeben, aber mit mehr Berücksichtigung der wirklichen Geschichte als bei diesem, verliehen. Von umfassendem und zugleich durchdringendem Blick, suchte er überall zu dem Ursprunge und den Wurzeln der verschiedenen politischen Institutionen niederzusteigen, und über ihre Natur, ihren Charakter ein wahres und vollständiges Licht zu verbreiten, wie es in Frankreich vor ihm noch nicht geschehen war. Zu Untersuchungen über das Einzelne mehr als Royer-Collard geeignet, verlor er doch nie den Faden des Ganzen, und verstand es, den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Erscheinungen festzuhalten und zu vergegenwärtigen. Obgleich er damals (1814) noch nicht vollkommen entwickelt war, so erregten seine seltenen Anlagen und sein reiches Wissen in den ihm nahe stehenden Kreisen schon große Aufmerksamkeit. Montesquiou und mehre andere Minister nach ihm wandten ihn bei der Ausarbeitung ihrer Gesetzentwürfe und der Vertheidigung ihrer Maßregeln in der Presse an, da er wegen Mangel an Alter und Vermögen noch nicht Mitglied der Deputirtenkammer sein konnte, und er erwarb sich durch diese praktischen Vorarbeiten, während er zugleich alle theoretischen Studien sorgfältig fortsetzte, jene genaue Kenntniß der äußeren Zustände mit den sie in Bewegung setzenden Ideen, durch die er während seiner späteren Laufbahn als Minister und Redner fast einzig in Europa dastand. Obgleich von weniger unabhängigem Wesen, wie Royer-Collard, war ihm die Napoleon'sche Herrschaft eben so drückend erschienen. Einem litterarisch-politischen Talent, wie das Guizot's, mußte der ausschließend militairisch-administrative Charakter des Kaiserreiches ganz besonders zuwider sein. Von dem Drange getrieben, sich auf einem doppelten Gebiete Bedeutung und Einfluß zu erwerben, gab er sich denen, welche die öffentliche Macht ausübten, gern als williges Werkzeug hin, um auf deren Schultern emporzusteigen und einst ihre Stelle einzunehmen, und er ordnete ohne Schwierigkeit gewissen politischen Nothwendigkeiten, scheinbaren wie wirklichen, seine ursprüngliche Ueberzeugung unter, aber nicht, um dieselbe aufzugeben, sondern um sie bei günstiger Gelegenheit desto eher zur Anerkennung zu bringen. Er war damals, wie die ganze Partei und Schule, zu der er gehörte, ein eifriger Anhänger der Restauration, und blieb es auch, so lange diese nicht ihre eigenen Grundsätze verläugnete.

Die Deputirtenkammer hatte das königliche Haus mit großer Freigebigkeit ausgestattet, die Civilliste auf dreiunddreißig Millionen Franken jährlich festgesetzt, und auch die von dem Könige während der Verbannung gemachten Schulden zu tilgen versprochen. Ludwig XVIII. sah aber mit Trauer, und als einen Vorwurf für ihn selbst, so manche Mitglieder des alten Adels, die wegen der Treue für ihn gelitten hatten, nach der Rückkehr in das Vaterland, besitz- und oft obdachlos umherirren. Viele darunter eigneten sich nicht zur Uebernahme der von der Regierung zu verleihenden Aemter, und die Privatspenden der königlichen Familie reichten zu ihrer Unterstützung nicht aus. Die Erwerbung von Staatsgütern, zu denen während der Revolution die Besitzungen des ausgewanderten Adels geschlagen worden, war von der Verfassung anerkannt, und es wäre auch ohnedies nicht möglich gewesen, sie aufheben zu wollen, da ein zu großer Theil der Bevölkerung an ihnen betheiligt war. Es war dies einer der Krebsschäden der Restauration, der nur von der Zeit allmälig geheilt werden konnte. Es wurden an die Bourbonen von der eigenen Partei Ansprüche gestellt, die sie nicht befriedigen konnten, und der im Ganzen geringe Ersatz, den sie ihren Anhängern gewährten, wurde ihnen von den Gegnern zum Vorwurf gemacht.

Das Ministerium legte, um wenigstens Etwas für die Ausgewanderten, ihre Familien und Erben zu thun, den Kammern einen Gesetzentwurf vor, vermöge dessen die noch nicht verkauften Besitzungen den ehemaligen Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Bei der damals in einem großen Theile der Nation herrschenden Geneigtheit, die Ungerechtigkeiten der Revolution so viel als möglich wieder gut zu machen, ward dem Antrage mit Theilnahme entgegengekommen. Aber die Unkenntniß des Geistes der Zeit und die Ungeschicktheit im Vortrage von Seiten des Ministers Ferrand, der den Entwurf vertheidigte, machten böses Blut. Derselbe erging sich nach seiner Gewohnheit abermals in Unterscheidungen zwischen Legitimität und Revolution, zwischen den Ausgewanderten und dem Volke, das sich 1792 erhoben hatte. Er erreichte dadurch nichts, als die ohnedies vorhandenen Gegensätze noch schärfer hervortreten zu lassen. Das Recht der Revolution, sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen, ward in der Deputirtenkammer stark hervorgehoben, und zu verstehen gegeben, daß, wenn Frankreich auch die alte Dynastie wieder anerkennen wolle, es unversöhnlich gegen die vorrevolutionairen Institutionen sei. Der Gesetzentwurf ward angenommen. Indessen war die Hof- und Adelspartei geneigt, dieses Zugeständniß nur als den Anfang zu einer größeren Entschädigung anzusehen, und die Besitzer der ehe-

maligen Staatsgüter gaben den Vorspiegelungen Gehör, die sie zu überreden suchten, daß für sie unter den Bourbonen keine Sicherheit zu erwarten sei.

Ungeachtet der eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche die Restauration umgaben, ungeachtet der von ihr begangenen Fehlgriffe, würde sie sich befestigt, und die Nation allmälig mit sich ausgesöhnt haben. Die Politik Ludwig XVIII., die praktischen Resultate der Revolution anzuerkennen, aber ihre Theorien zu beseitigen, war der beste und einzig mögliche Weg, um nach und nach eine Verschmelzung der beiden Principien und Epochen, der Legitimität und Revolution, des alten und neuen Frankreichs, hervorzubringen. Die von ihm verliehene Verfassung enthielt alle Bedingungen religiöser, intellektueller und politischer Freiheit, und bedurfte nur einer ungestörten Entfaltung, um ihre Früchte zu tragen. Diese, wenn man die Vergangenheit betrachtet, unerwartet günstige Wendung der Dinge ward plötzlich von Napoleon's Ehrgeiz und Kühnheit und den verlockenden Erinnerungen, die er in dem Heere und einem Theile des Volkes zurückgelassen, aufgehalten, Frankreich aus seiner naturgemäßen Bahn herausgerissen, und wiederum einem Abgrunde entgegengeführt.

---

9. Der Wiener Kongreß.

Nach den langen Erschütterungen und Kämpfen, welche in Folge der Reformation entstanden, war in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, bei der Erschöpfung beider Parteien, in Münster und Osnabrück ein Frieden geschlossen worden, der bis zu der französischen Revolution hin, ungeachtet aller einzelnen Veränderungen und Abweichungen, im Ganzen und Großen für die Grundlage des europäischen Staatsrechts gegolten hat. Für Deutschland war das wichtigste Ergebniß jener Versammlung, die den dreißigjährigen Krieg beendigte, die endliche bestimmte Anerkennung der Reformation als einer politischen Macht im Reiche, und das Verschwinden einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer geistlicher Staaten, die zu der Vergrößerung mehrer protestantischer Reichsstände, namentlich Brandenburgs, beitragen sollten, dessen zunehmende Bedeutung erst von da an möglich geworden war. Bis zu dem Kongreß von Münster und Osnabrück hatte in Deutschland noch Alles zwischen dem Alten und Neuen, dem Uebergewicht des religiösen

und politischen Princips geschwankt, mit dem Abschluß desselben fing die Herrschaft neuer staatlicher Anschauungen und Einrichtungen, die Epoche eines von dem früheren wesentlich verschiedenen Regierungssystems und der damit zusammenhängenden Institutionen zu walten an. Die religiösen Ideen des Mittelalters traten in den Hintergrund zurück und eine rein politische Aera begann. So geschwächt auch Deutschland als Ganzes aus seinen langen inneren Kämpfen und deren Beendigung in dem genannten Frieden hervorging, es war dies der unvermeidliche Preis seiner geistigen Befreiung gewesen, und durch die Besiegung des theokratischen Princips der Aufgang einer neuen und besseren Zeit vorbereitet worden.

Obgleich die europäischen Staaten schon seit dem funfzehnten Jahrhundert in mannigfaltige Berührung zu einander gekommen, so hatten sie sich doch bis dahin nie zu einer allgemeinen Berathung über ihre gegenseitigen Ansprüche, Forderungen und Interessen veranlaßt gesehen, weil die zu behandelnden Fragen nie allgemeiner Natur gewesen waren. Damit eine allgemeine Staatenversammlung für nöthig erachtet wurde, dazu hatte das Erscheinen eines neuen Princips, wie das der Reformation, gehört, von dem sie alle berührt und in dessen Kämpfe sie alle hineingezogen gewesen. Hundert sechs und sechzig Jahre nach dem Kongreß in Münster trat eine ähnliche Versammlung in Wien zusammen, weil unterdessen ebenfalls eine Begebenheit von Alles umfassender Bedeutung, die französische Revolution, sich erhoben hatte. In Münster war, ungeachtet der Wichtigkeit der politischen Verhandlungen, der erste Anstoß von den religiösen Interessen ausgegangen; in Wien war, dem verwandelten Geiste der Zeit gemäß, die Politik der einzige Hebel, der Alles in Bewegung setzte. Die Beschlüsse des Kongresses in Münster sind damals von der öffentlichen Meinung nicht bestritten worden, und haben einen längeren Einfluß behauptet, weil er in das Ende einer historischen Epoche fiel, und die folgenden Geschlechter, weniger erregt, nur langsam eine neue Bahn zu suchen anfingen; das in Wien Vollbrachte dagegen sollte in mehren seiner wesentlichsten Bestimmungen sehr bald angegriffen werden, weil die ganze eingetretene Veränderung im Grunde nur durch den Sturz eines Eroberers und die Auflösung seines Reiches entstanden war, die übrige hiervon unabhängige Bewegung im Innern des Völkerlebens aber unaufhaltsam fortdauerte, und dem beabsichtigten Abschlusse entgegenstrebte.

Noch nie hatte eine Stadt im modernen Europa eine so glänzende und zahlreiche Versammlung hoher und ausgezeichneter Personen wie diesmal Wien gesehen. Auf manchen der früheren Reichstage, denen

die Kaiser persönlich vorstanden, hatte sich wohl eine große Menge geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren gezeigt, und die damals übliche Pracht entfaltet, aber es waren dies immer nur Vasallen des Reichsoberhauptes gewesen, und andere unabhängige Fürsten nur selten, zufällig und vereinzelt dabei gesehen worden. Diesmal aber umschloß dieselbe Stadt die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Bayern, Würtemberg, Dänemark, mehre Großherzöge, regierende Herzöge, und viele andere Mitglieder souverainer Häuser oder solcher, die es lange gewesen (die Mediatisirten), und dazu die Gesandten und Bevollmächtigten aller europäischen Staaten, mit alleiniger Ausnahme der Türkei. Ungeachtet des von einer solchen Versammlung unzertrennlichen Gepränges, und des, bei Anwesenheit so vieler zu den Verhandlungen selbst nicht zugezogenen, zum Theil jugendlichen Erscheinungen, unvermeidlichen Hanges zu Zerstreuung und Lustbarkeit, bewahrte das Ganze den Charakter eines hohen Ernstes, ward eine unausgesetzte Thätigkeit entwickelt, und konnte sich weder persönliche Günstlingsschaft noch weiblicher Einfluß, und keine der damit verbundenen Schwächen geltend machen.

Der Kongreß ward wegen der zu so großen Arbeiten nöthigen Vorbereitungen später eröffnet, als es ursprünglich in Paris beschlossen worden. Erst Anfang September (1814) waren die meisten Bevollmächtigten und Gesandten der Mächte in Wien erschienen, und erst am 25. September hielten der Kaiser Alexander von Rußland und der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, unter dem Jubel des Volkes und dem Entgegenkommen des Kaisers Franz und sämmtlicher Prinzen seines Hauses, ihren feierlichen Einzug in der österreichischen Hauptstadt. Erst von dem Eintreffen dieser Monarchen an, die bei den bevorstehenden Unterhandlungen über Gründung einer neuen Ordnung in Europa, eben so wie bei dem vorangegangenen Kriegswerk, besonders betheiligt waren, konnte der Kongreß als eröffnet betrachtet werden.

Der vorherrschende Einfluß gehörte natürlich den vier Mächten, Großbritanien, Rußland, Oesterreich und Preußen, die den Kampf gegen Napoleon unternommen und glücklich zu Ende geführt hatten. Indessen kam den Franzosen, die sich zum ersten Mal, seitdem es ein europäisches Staatensystem giebt, in eine untergeordnete Stellung versetzt sahen, der Umstand zu Statten, daß ihr alter Königsstamm wieder zurückgekehrt war, und sie mit ihm gewissermaßen ein neues staatliches Dasein anzufangen schienen. Es ward ihnen auf diese Weise möglich, ihre nächste Vergangenheit in Rücksicht auf deren politische Wirkung abzuläugnen, während sie

dieselbe in nationaler Beziehung nach wie vor auszubeuten fortfuhren, und sich immer auf Grund ihrer früheren Thaten als die erste unter den Nationen hinstellten. Ludwig XVIII. konnte sich nichts von dem Ruhme Napoleon's aneignen, aber er war auch nicht geneigt, die durch dessen Unfälle herbeigeführte Unterordnung Frankreichs unter die anderen Großmächte anzuerkennen. Er behauptete, so viel als möglich, die alte Stellung seiner Krone an der Spitze der europäischen Dynastien, und die völlige Gleichheit seines eben erst besiegten Staates mit den Siegern. Dieser König wurde hierin trefflich von seinem ersten Bevollmächtigten am Kongreß, dem Fürsten von Talleyrand, unterstützt, der mit einer sonst nie gesehenen Gewandtheit von der Rolle eines Unterhändlers des Direktoriums und des Kaiserreiches zu der eines Vertreters der Interessen des Oberhauptes des Hauses Bourbon, ohne Ueberwindung und Zwang, als ob es sich so von selbst verstände, überzugehen wußte. Ungeachtet alles Dessen, was eben erst vorgegangen, und ungeachtet der Kongreß zum Theil gegen Frankreich gerichtet war, wußte es Talleyrand durchzusetzen, daß ihm von den Plänen und Anordnungen der verbündeten Mächte, so weit sie allgemeine europäische Angelegenheiten betrafen, eine vollständige Uebersicht mitgetheilt, und er als ganz gleichberechtigtes Mitglied zu den Verhandlungen der vier Großmächte zugezogen werden mußte; ja er erreichte noch mehr, indem auf sein Verlangen der Ausdruck „Verbündete“ von Großbrittanien, Rußland, Oesterreich und Preußen bei den Berathungen aufgegeben wurde, indem er behauptete, daß, da Frankreich jetzt eine allen übrigen befreundete Macht sei, jene Bezeichnung seit Napoleon's Sturz überflüssig geworden und für Ludwig XVIII. beleidigend sei. — Es kam Talleyrand allerdings der Umstand zu Hülfe, daß durch den ersten Pariser Frieden Frankreich mit Europa wieder ausgesöhnt war, und die revolutionaire und Napoleonsche Vergangenheit nicht in Betracht gezogen werden sollte; es gehörte aber immer eine ungewöhnliche Feinheit und Schärfe des Verstandes dazu, um diese Verhältnisse so zu benutzen, wie er es that, und über so widersprechende Erscheinungen, wie sie sein Land in der letzten Zeit gewährt, einen täuschenden Schleier zu werfen.

Die Arbeiten und Ergebnisse des Wiener Kongresses lassen sich unter zwei Hauptgesichtspunkte bringen: der Wiederaufbau eines europäischen Staatensystems mit Herstellung eines politischen Gleichgewichts, um die Wiederkehr so großer Erschütterungen und Kriege wie während der letzten zwanzig Jahre zu verhindern — und die Anordnung der inneren Verhältnisse Deutschlands mit möglichster Berücksichtigung des Be-

stehenden. — Diese beiden Richtungen der Thätigkeit jener großen Friedensversammlung liefen ziemlich unabhängig neben einander hin, und drohten nur auf einem Punkt, in Bezug auf das Schicksal des Königreichs Sachsen und des damit verbunden gewesenen Herzogthumes Warschau, sich zu verwirren. Die Anordnung der allgemeinen europäischen Verhältnisse war verhältnißmäßig leicht, indem sie theils von der Natur der Dinge geboten, theils im Voraus im ersten Pariser Frieden entschieden worden. Was die deutschen Zustände betrifft, so war die Aufgabe eine der schwierigsten, die es je gegeben, aber auch die Lösung eine der am wenigsten gelungenen.

Die Gränzen Frankreichs sind bei Gelegenheit des ersten Pariser Friedens erwähnt worden. Es trat hierin eben so wenig wie bei Spanien und Portugal eine Veränderung ein.

Was Italien betrifft, so erhielt der König von Sardinien das Gebiet der ehemaligen Republik Genua, unter lebhaftem Widerspruch der damit unzufriedenen Bevölkerung, die, den Versprechungen des Lord William Bentink auf Wiederkehr der früheren Zustände trauend, denselben Anfang März (1814) in einer Zeit, als jede Diversion gegen Napoleon noch ihre Bedeutung hatte, mit 9000 Mann englischer Truppen in ihre Stadt aufgenommen hatte.

Der Kongreß schlug das Genuesische zu den sardinischen Staaten, um dieselben zu kräftigen, und an ihnen eine Vormauer gegen Frankreich auf dieser Seite zu gewinnen. Die Stadt Genua ward, um sie einigermaßen zu entschädigen, zu einem Freihafen erklärt, und der Municipalität der alte Titel: Senat — verliehen, obgleich sie nach wie vor nichts als eine städtische Verwaltungsbehörde blieb. Das Haus Savoyen, eine von den Dynastien, die am meisten durch den Kampf gegen die Revolution gelitten, aber von jener Zeit an auch mehr kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, sah auf diese Art jene altberühmte Republik zu seinen Füßen, deren Unterwerfung es früher nie hatte hoffen können.

Oesterreich trat in den Besitz des Mailändischen zurück, wie es ihm vom spanischen Erbfolgekrieg an gehört hatte. Es erhielt außerdem, als Entschädigung für die verlorenen Niederlande, das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, die Hauptstadt selbst, die Terra ferma, Friaul, Istrien, Dalmatien, und Stadt und Gebiet Ragusa, die früher einen kleinen Freistaat unter türkischem Schutze gebildet hatten. Die jonischen Inseln, einst eine Hauptbesitzung Venedigs, waren schon von England besetzt worden, sollten aber erst später unter dessen Schutz gestellt werden.

Dem Pabst ward der Kirchenstaat wiedergegeben, wie er vor dem

Vertrage von Tolentino bestanden, nur Avignon und Venaissin blieben unwiderruflich bei Frankreich. Sein Bevollmächtigter am Wiener Kongreß, der Kardinal Consalvi, arbeitete besonders an der Wiedererlangung der sogenannten Legationen, die den reichsten Theil des Kirchenstaats bilden, und von denen Ankona und Urbino damals noch von Joachim Murat, Ferrara, Bologna und Ravenna aber in Folge des Krieges von den Oesterreichern besetzt waren. Später erhielt der römische Stuhl Alles sammt den neapolitanischen Enklaven Benevent und Ponte-Corvo zurück.

Der Großherzog von Toskana, ein Bruder des Kaisers Franz von Oesterreich, verließ Würzburg, wo er als Rheinbundsfürst unter dem Titel eines Großherzoges regiert hatte, und zog in Florenz ein. Gegen seine definitive Anerkennung erhob der spanische Hof durch seinen Bevollmächtigten am Krongreß, den Ritter Gomez Labrador, den lebhaftesten Einspruch, und verlangte Toskana für den Infanten Karl Ludwig, der von Napoleon zum König von Hetrurien ernannt, dann aber beseitigt worden, und jetzt unter Vormundschaft seiner Mutter stand. Offenbar kam das nächste Recht auf Toskana dem österreichisch-lothringschen Stamme zu, der einst, gegen Abtretung Lothringens, unter Gewährleistung von ganz Europa, in den Besitz des Erbes der Medicäer gekommen war. Spanien, überhaupt dadurch verletzt, daß es auf dem Kongreß nicht den Einfluß ausübte, den es vermöge des Alters seiner Krone und des im Kampfe gegen Napoleon davon getragenen Ruhmes für sich in Anspruch nahm, bestand so hartnäckig auf den Ansprüchen seines Schützlings, daß es erst nach den bestimmtesten Erklärungen Oesterreichs zurücktrat. Der Streit entbrannte von Neuem bei Gelegenheit des Herzogthumes Parma, das der ehemaligen Kaiserin der Franzosen, der Erzherzogin Marie Louise, Gemahlin Napoleon's, und ihrem Sohne bestimmt worden war. Gomez Labrador verlangte Parma nebst Piacenza und Guastalla für den oben genannten Infanten, dessen Vorfahren vor der französischen Revolution über Parma geherrscht hatten. Oesterreich war einen Augenblick lang geneigt, dieses Gebiet, das es besetzt hielt, mit Ausnahme des militairisch besonders wichtigen Piacenza herauszugeben, als endlich die fünf Großmächte dahin übereinkamen, Parma nebst Zubehör der ehemaligen Kaiserin der Franzosen zu lassen, dagegen das Erbrecht ihres Sohnes aufzuheben, statt dessen dem Infanten Karl Ludwig die nächste Anwartschaft zu ertheilen, und demselben das Herzogthum Lukka mit einer Jahresrente von 500,000 Franken zu überlassen. Nach dem Ableben der Erzherzogin Marie Louise sollte Lukka an Toskana fallen.

Der Erzherzog Franz von der Linie Oesterreich=Este ward wieder in die Regierung über das Herzogthum Modena eingesetzt. Er war ebenfalls ein Verwandter des Kaisers Franz, und Modena eine Tertiogenitur des Hauses Oesterreich, wie Toskana eine Sekundogenitur. Oesterreich war durch die Errichtung des lombardisch=venetianischen Königreiches und die Herrschaft von Mitgliedern seines Hauses in Florenz, Parma und Modena in Italien mächtiger geworden, als dies seit den Zeiten Karl V. der Fall gewesen.

Die meisten Schwierigkeiten bei Behandlung der italienischen Verhältnisse kamen von der eigenthümlichen Stellung her, in welcher sich Joachim Murat, König von Neapel und Schwager Napoleon's, zu den übrigen Mächten befand. Derselbe hatte, um nicht in den Untergang Napoleon's hineingezogen zu werden, im Januar 1814 einen Vertrag mit England und Oesterreich abgeschlossen, in welchem er nicht nur dem französischen Bündnisse entsagte, sondern auch seine Streitkräfte mit den österreichischen verband, und die französischen Garnisonen aus dem Kirchenstaat und Toskana vertreiben half. Dieser Abfall Murat's von dem, welchem er Alles verdankte, war eine Handlung der größten Undankbarkeit, ward ihm aber in jenem Moment, wo der Ausgang des gegen Napoleon unternommenen Kampfes noch ungewiß war, zum Verdienst angerechnet. Oesterreich garantirte ihm seine Krone und seine Besitzungen. Unterdessen waren aber die Bourbonen in Frankreich und Spanien wieder auf den Thron gestiegen, und arbeiteten aus allen Kräften an dem Sturze Murat's und der Wiedereinsetzung ihres Stammverwandten in das Königreich Neapel. Rußland und Preußen waren Murat wegen seiner Verwandtschaft mit Napoleon abgeneigt, England trauete ihm nicht. Auch liefen damals über den persönlichen Charakter Murat's, der leichtsinnig und planlos, aber wohlwollend und selbst großmüthig war, an den europäischen Höfen die nachtheiligsten Gerüchte umher, die ihn in der öffentlichen Meinung herabsetzten. So gab man ihm einen Antheil an der Hinrichtung des Herzoges von Enghien schuld, was aber wie mehres Andere sich später als irrig herausgestellt hat. Die Anhänger der bourbonschen Dynastie im Königreich Neapel wirkten unaufhörlich, namentlich unter der Geistlichkeit und dem Landvolk, gegen den von Napoleon eingesetzten König. Murat beschickte den Wiener Kongreß, wogegen Oesterreich nichts einwenden konnte, aber seine Bevollmächtigten wurden von Frankreich, Spanien, Portugal und Sardinien nicht anerkannt und zu keiner Berathung zugelassen. Murat verlangte von Oesterreich dessen Vermittlung und Unterstützung bei Frankreich für seine Anerkennung als König von

Neapel, fand aber kein Gehör. Durch die Kälte und Entfremdung, auf die er überall stieß, verletzt, und für seinen Thron fürchtend, beschloß er endlich, sich lieber den Folgen eines offenbaren Bruches auszusetzen, als länger eine so gespannte und zweideutige Lage zu ertragen. Sein zugleich hochfahrender und ungewisser Sinn ward, von Napoleon's Rückkehr nach Frankreich und der schwierigen Stimmung der Italiener gegen ihre wiedereingesetzten Regierungen, zu übertriebenen Hoffnungen und einer Verkennung seiner wahren Stellung fortgerissen. Er ließ sein Heer an den Po vorrücken und forderte die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf. Oesterreich antwortete mit einer Kriegserklärung, und Murat, vom Feinde geschlagen und von seinen eigenen Unterthanen verlassen, ward zur Flucht nach Frankreich gezwungen. Ferdinand IV., der unterdessen Palermo verlassen, hielt am 7. Juni 1815 seinen Einzug in Neapel, und vereinigte demnach wieder die Krone beider Sicilien auf seinem Haupt. Murat's weiteren Schicksals wird später gedacht werden. Auf diese Weise waren noch vor Abschluß des Wiener Kongresses die vor der Revolution bestandenen monarchischen Regierungen Italiens wiederhergestellt worden, während, als ein Zeichen der Zeit, die drei aristokratischen Republiken, Venedig, Genua und Lukka, von denen die beiden ersten weltberühmt gewesen, nicht wieder erneuert wurden.

Die Schweiz, durch ihre Lage zwischen den beiden Großmächten Frankreich und Oesterreich, ihre geschichtlichen Erinnerungen, die Eigenthümlichkeit ihrer inneren Zustände und den Durchgang mehrer Handelsstraßen wichtig, nimmt dadurch in dem europäischen Staatensystem eine höhere Stellung ein, als ihre Ausdehnung, Bevölkerungszahl und sonstige materielle Kraft bedingen würde. Sie hatte, nach den Kämpfen und Verheerungen des Jahres 1798, bei denen namentlich die alten Kantone einen zuletzt vergeblichen, aber rühmlichen Muth und eine seltene Aufopferungsfähigkeit bewiesen, sich dem Willen des Direktoriums und später Napoleon's unterwerfen müssen. Die Schweizer waren den Fahnen des Eroberers von Spanien bis Rußland gefolgt, und fast ihr ganzes Kontingent im Feldzuge von 1812 geblieben. Alles innere Parteileben schien unter dem Schirme und Zwange der Mediationsakte und der Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen den gewaltigen Willen des Mannes, dem Frankreich, Deutschland und Italien gehorchten und dessen Macht die Schweiz auf allen Seiten umgab, erstickt zu sein. Indessen waren in der Schweiz, wie in anderen unter französischen Einfluß gekommenen Ländern, die neuen Verhältnisse zu plötzlich eingetreten, hatten zu wenig Zeit gehabt, um im Volksleben Wurzeln zu schlagen, als daß sich nicht, bei dem

großen Umschwunge der Dinge im Jahre 1813, in den Einen die Sehnsucht nach Wiederherstellung der alten Verfassungsformen, in den Anderen der Drang nach Rückkehr der vollen früheren nationalen Unabhängigkeit hätte regen sollen.

Schon vor der Annäherung der verbündeten Heere im December 1813 hatte die Tagessatzung in Zürich die Neutralität der Eidgenossenschaft in dem großen Kampfe proklamirt, und ihre Kontingente zu deren Beschützung nach den Gränzen abgeschickt. Aber die Macht entsprach nicht dem Willen. Zugleich waren Bevollmächtigte an Napoleon nach Paris und in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen nach Frankfurt am Main, behufs der Anerkennung dieser Neutralität, entsendet worden. Napoleon ging auf diesen Antrag, der ihm nur vortheilhaft sein konnte, bereitwillig ein; die Verbündeten verwarfen ihn aber, da er sie bei ihren militairischen Operationen in offenbaren Nachtheil gesetzt hätte, sprachen sich indessen günstig für die Erhaltung der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft aus. Eine große österreichische Streitmacht rückte in der zweiten Hälfte Decembers in die Schweiz ein, um von da gegen Frankreich weiter zu ziehen. Alsbald ward die Mediationsakte in den meisten Kantonen abgeschafft. Wallis und Genf erhoben sich gegen die französische Herrschaft. Eine Gefahr drohende Verwirrung trat ein. Bern wollte die früher von ihm abhängig gewesenen Kantone Waadt und Aargau mit Gewalt wieder unter seine Botmäßigkeit bringen. Ueberall regten sich die Anhänger des Alten, die früher bevorrechteten Stände und Landschaften, und ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich zu sein, da die Partei derer, welche seit der Mediationsakte am Ruder gesessen, in der Masse des Schweizervolkes mehr Anhang als ihre Gegner besitzend, sich ebenfalls anschickte, ihre Rechte mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die uneigennützige Vermittlung der verbündeten Monarchen, namentlich die Rathschläge des Kaisers Alexander, dem eine Wiederherstellung des Alten in der Schweiz, eben so wenig wie einige Monate später in Frankreich, geeignet erschien, und die Spannung, die der Krieg gegen Napoleon erregte, der mehre Monate lang Alles in der Schwebe hielt, verhinderten eine größere Bewegung, und halfen den Schweizern über diesen bedenklichen Wendepunkt in ihrer Geschichte hinaus.

In dem Entwurfe zu einem neuen Bundesvertrage, von den Gesandten aller Kantone, mit Ausnahme von Bern, Wallis und Freiburg, unterzeichnet, wurde durch das Hinzutreten dreier neuen Kantone, Genf, Wallis, Neufchatel, die Zahl derselben auf zwei und zwanzig gebracht (12. Sept. 1814). Hierauf wurde der Wiener Kongreß beschickt, und

an die Spitze dieser Gesandtschaft der damalige Landammann von Reinhard aus Zürich gestellt. Die neuen, damals noch nicht allgemein anerkannten Kantone besaßen ebenfalls Vertreter ihrer Interessen in Wien, die jedoch bis zur endlichen Entscheidung der schweizerischen Angelegenheiten mit keinem officiellen Charakter bekleidet waren.

Der Kongreß ernannte einen engeren Ausschuß für die Schweiz, in welchem sich der russische Minister Graf Capo d'Istria, ein Grieche aus Korfu, schon damals durch seine freisinnigen Meinungen bekannt, der Sache der neuen Kantone und überhaupt des Fortschrittes in der Schweiz besonders günstig erwies. Capo d'Istria war gewissermaßen schon aus nationalem Instinkt zur Unterstützung jeder rechtmäßigen Emancipation geneigt. Noch mehr wirkte in dieser Richtung, obwohl nur in privater Stellung, ein ehemaliger Advokat aus Lausanne, La Harpe, später russischer General, der an der Erhebung des Waadtlandes gegen den Druck des Berner Patriciats einen thätigen Antheil genommen hatte, Erzieher des Kaisers Alexander gewesen, und diesem Souverain werth geblieben war. Die Ansprüche Berns, des vornehmsten Hindernisses für eine Neugestaltung der Schweiz und eine Zeit lang von England befürwortet, wurden theils abgewiesen, theils durch eine Gebietsvergrößerung befriedigt, und es kam am 20. März die Enderklärung des Kongresses über die schweizerischen Angelegenheiten zu Stande. Die zweiundzwanzig Kantone sollten, jeder souverain in Bezug auf Verfassung und Gesetzgebung, einen immerwährenden Bund, mit einer gemeinsamen Regierung für allgemeine Angelegenheiten und einer Vertretung aller Kantone, bilden. Der preußischen Krone ward das Schutzrecht über das Fürstenthum Neufchatel zurückgegeben, das aber zugleich als Kanton in die Eidgenossenschaft trat. Genf erhielt von Frankreich und Sardinien eine Gebietsvergrößerung mit zwölftausend Seelen, damit es in unmittelbaren Zusammenhang mit der Schweiz käme, was früher nicht der Fall gewesen war. Die ursprüngliche Schweiz hatte nur aus deutschen Elementen bestanden. Jetzt trat durch die Kantone Genf, Neufchatel und Wallis eine bedeutende französische Mischung, und in dem Kanton Tessino ein italienischer Bestandtheil hinzu. Die Tagessatzung in Zürich nahm am 27. Mai die Erklärung des Wiener Kongresses an, dessen Bestimmungen bis zu den Erschütterungen des Jahres 1830, obgleich unter immerwährender Eifersucht der verschiedenen Parteien gegen einander und geheimen Versuchen der Störung, gültig blieben. Obgleich vieles Alte wiederhergestellt wurde, so kann man doch behaupten, daß in Bezug auf den die Schweiz von dieser Epoche an belebenden Geist die Anhänger des Neuen den Sieg davon getragen hatten.

Schon auf dem Kongreß von Chaumont (März 1814) war, bei der Gewißheit des Sturzes des von Napoleon errichteten Gebäudes, wenn auch noch nicht seiner persönlichen Herrschaft, über die Vereinigung Belgiens mit Holland unter dem Prinzen von Oranien, um im Norden eine Vormauer gegen Frankreich zu gewinnen, verhandelt worden. Die Holländer hatten sich aus eigener Kraft von dem französischen Joche befreit, den Sohn ihres letzten Erbstatthalters zurückgerufen, und derselbe bereits am 1. December (1813) seinen Einzug in Amsterdam gehalten. Dieser Umstand hatte in jenem Augenblicke, wo alle Kräfte gegen den gemeinsamen Feind aufgeboten wurden, einen bedeutenden Eindruck gemacht. Auch hatte das Haus Nassau-Oranien noch von der Zeit Wilhelm des Dritten her, des unvergeßlichen Befreiers Englands, überall in Europa in großem Ansehen und bei den protestantischen Mächten in besonderer Gunst gestanden, und sich eines weit über seine äußere Macht hinausgehenden Rufes erfreut. Der Charakter des gegenwärtigen Prinzen von Oranien, der sich immer als einen standhaften Gegner Napoleon's gezeigt, die Theilnahme der englischen Nation für ihn, die ihn während seiner Verbannung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, seine nahe Verwandtschaft mit dem preußischen Königshause, politische und moralische Rücksichten bereiteten für diesen Fürsten eine größere Stellung vor, als seine Vorfahren seit langer Zeit eingenommen hatten.

Oesterreich hatte auf diesen Theil seiner alten Besitzungen, die so weit von dem Kern seiner Macht entfernt lagen, und deren Vertheidigung so schwer und kostspielig gewesen, freiwillig Verzicht geleistet. Preußen, Oesterreich und namentlich England wollten sie um keinen Preis mit Frankreich vereinigt lassen. Aus Belgien oder den österreichischen Niederlanden einen besonderen Staat zu bilden, wie dies später in Folge der Ereignisse von 1830 geschah, lag der Anschauung der damaligen Staatsmänner fern, welche dieses Volk zur Darstellung und Erhaltung eines unabhängigen Gemeinwesens nicht für geeignet hielten. Man wollte im Norden Frankreichs einen Staat bilden, der im Stande gewesen wäre, wenigstens einem ersten Andringen der Franzosen zu widerstehen, was von Belgien und Holland, wenn sie getrennt blieben, nicht zu erwarten war. Es wurde demnach aus den ehemaligen Vereinigten Provinzen und den ehemaligen österreichischen Niederlanden das neue Königreich der Niederlande, mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien als König an der Spitze, gebildet, und ihm alles Land zwischen der französischen Nordgränze, wie sie durch den ersten pariser Frieden bestimmt worden, dem Meer und der Maas übergeben. Auch das früher zum deutschen Reich gehörige

Hochstift und Fürstenthum Lüttich, sammt einigen Gebieten auf dem linken Rheinufer, die seit 1793 bis 1814 zu Frankreich gehört, wurden mit dem neuen Staat vereinigt.

Am 31. Mai 1815 ward in Wien zwischen Großbrittanien, Rußland, Oesterreich und Preußen einerseits und dem Königreich der Niederlande andererseits ein Vertrag abgeschlossen, der die näheren Bestimmungen über die Zusammensetzung, die Gränzen und sonstigen politischen Verhältnisse dieser neuen Monarchie enthielt. Das Herzogthum Luxemburg wurde zu einem Großherzogthum erhoben, und dem Könige Wilhelm I. als Ersatz für seine an Preußen abgetretenen deutschen Stammlande, welches dieselben wiederum, zur Abrundung seiner rheinischen Gebiete, an die herzogliche Linie des Hauses Nassau vertauschte, von dem Kongreß verliehen. Der neue Großherzog trat in dieser Stellung in den deutschen Bund, und die Hauptstadt Luxemburg wurde zu einer Bundesfestung bestimmt. Auch sollte das Großherzogthum eine besondere, von den Niederlanden unabhängige Verfassung und Verwaltung erhalten. Wilhelm I. überließ dagegen an England die im ersten pariser Frieden zurückerstatteten Kolonien, Demerary, Essequebo, Berbice u. s. w., was von den eigentlichen Holländern, deren Seehandel dadurch verlor, und die in der Vereinigung mit Belgien mehr eine Vergrößerung der Dynastie als einen Gewinn für ihr Land sahen, mit Unzufriedenheit betrachtet wurde.

Diese Schöpfung des Königreiches der Niederlande ging allerdings vornehmlich nur aus politischen Beweggründen, aus der Nothwendigkeit einer Sicherstellung gegen Frankreich auf dieser Seite hervor. Es war dabei so wenig wie in anderen Fällen eine Rücksicht auf die Wünsche und Gesinnungen der Bevölkerung genommen worden. Indessen konnten die vier Großmächte, von denen die Entscheidung hierüber ausging, hoffen, daß beide Völker, Belgier und Holländer, von welchen ersteren ein bedeutender Theil, die Flamänder, wie letztere niederdeutschen Ursprunges sind, allmälig in einander verwachsen, und sich an das Leben unter einer gemeinsamen Regierung und Verfassung gewöhnen würden. Auch glaubte man, daß Belgien, ein Fabrikland, aber ohne Seemacht, durch die Benützung der holländischen Schifffahrt und die bedeutende Ausfuhr in die holländischen Kolonien für die Vereinigung gewonnen werden würde. Indeß enthielten der Unterschied der Religion, das Uebergewicht, das der romanische Theil Belgiens über den flamändischen ausübte, eine Verfassung, die mehr für Holland als Belgien geeignet war, die Lasten, welche die Mitübernahme der großen holländischen Staatsschuld und ein ungewöhnlich starker Militairetat auflegten, den Keim zu einer inneren

Trennung, welche auch ohne die von der neuen Regierung später in Belgien begangenen Mißgriffe zum Durchbruch gekommen sein würde.

In der Lage und Stellung der beiden skandinavischen Reiche, Schweden und Dänemark, ging durch den Wiener Kongreß keine Veränderung vor. Der König von Schweden blieb im Besitz der norwegischen Krone, wie sie ihm von England und Rußland zugesichert und zuletzt von Dänemark selbst abgetreten war. Das norwegische Volk wußte durch seine einmüthige, kräftige Haltung sich die freie Verfassung zu bewahren, die es bei Gelegenheit seiner Trennung von Dänemark sich gegeben hatte. Vergebens war der König Friedrich VI. nach Wien gekommen, vergebens suchten seine Bevollmächtigten eine Entschädigung für den Verlust von Norwegen nach. Sein langes Festhalten an dem Bündniß mit Napoleon und die Unmöglichkeit eines Ersatzes für ihn, ohne Hannover zu beeinträchtigen und die Hansestädte zu opfern, bildeten ein unübersteigliches Hinderniß für seine Wünsche. Zuletzt ward ihm der schwedische Antheil an Pommern nebst der Insel Rügen übergeben, die aber von ihm, als außer aller Verbindung mit seinen übrigen Staaten liegend, an Preußen gegen das Lauenburgsche und zwei Millionen Thaler ausgetauscht wurden. Er ward als Herzog von Holstein in den deutschen Bund aufgenommen. So geschwächt hatte Dänemark im europäischen Staatensystem nur noch eine Bedeutung als Hüter des Sundes, bis es später wieder, durch die Erhebung von Holstein-Schleswig gegen seine Versuche, die deutsche Nationalität daselbst zu unterdrücken, und die daraus entstandenen Kämpfe, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Durch Napoleon's Sturz und die Wiedereinsetzung des französischen Königshauses war das Princip der monarchischen Legitimität, d. h. des einzig durch die Geburt begründeten Herrscherrechtes, mehr als je emporgekommen. Besonders war es Talleyrand, der diesen Grundsatz zur Vertheidigung der Rechte seines Monarchen geltend machte, und darin den einzigen Schild gegen die Revolution und das von ihr aufgestellte Princip der Volkssouverainetät und Wahl erkennen wollte. Der Wiener Kongreß huldigte ebenfalls dieser Ansicht, konnte aber nicht umhin, in einem bedeutenden Falle, eine Ausnahme von diesem Princip zu gestatten, und dadurch stillschweigend zuzugeben, daß es weniger ein solches als vielmehr nur eine politische Konvenienz ist, die nicht das Wesen der Monarchie ausmacht, sondern nur unter gewissen Umständen zu deren Vertheidigung aufgestellt wird. Der 1809 vertriebene König von Schweden Gustav Adolph IV., der zum Theil, wegen seiner Feindschaft gegen Napoleon, den gekrönten Repräsentanten der Revolution, und der in Ge-

mäßheit dieser Gesinnung von ihm befolgten Politik, gestürzt worden, wandte sich an den Kongreß, und hob ebenfalls das Recht der Legitimität und seine für die Sache der Könige dargebrachten Opfer hervor. Er nahm allerdings nicht seine eigene Thronentsagung zurück, obgleich sie ihm mit Gewalt abgezwungen worden, protestirte aber gegen das Thronfolgerecht Bernadotte's, und verlangte die Anerkennung der Rechte seines Sohnes auf die schwedische Krone. Ungeachtet der stillen Abneigung der französischen Bourbonen gegen den Napoleon'schen Marschall, der ihr geborener Unterthan war und jetzt dem Throne so nahe gekommen, ungeachtet der Eifersucht Talleyrand's auf den früheren Gefährten an Napoleon's Hofe, stand der große Dienst, den Bernadotte im entscheidenden Moment von 1812 Rußland schon dadurch geleistet, daß er sich nicht mit Frankreich verband, und später sein Antheil an der Leitung des Feldzuges der Verbündeten bis zu der Schlacht von Leipzig, seine ausdrückliche Anerkennung als Kronprinz von Seiten der drei verbündeten Monarchen, noch in zu frischem Andenken, als daß in Bezug auf die schwedische Thronfolge eine Abänderung möglich gewesen wäre. Außerdem blieb gegen Bernadotte nicht wie gegen Joachim Murat das Mittel übrig, einen Theil der Bevölkerung gegen ihn aufzuregen, da die schwedische Nation in der Verwerfung der alten Dynastie und der Anerkennung der neuen einstimmig blieb. Die Protestation Gustav Adolph's blieb deshalb nicht nur ohne Wirkung, sondern ward von dem Kongreß nicht einmal beantwortet, was übrigens der einzige Ausweg war, um nicht in einen handgreiflichen Widerspruch zu fallen. Denn wenn das Princip der Legitimität, wie es damals aufgefaßt wurde, eine unbedingte Geltung besaß, so hätten keine Mißgriffe des ehemaligen Königs von Schweden zu dessen Entsetzung berechtigen, und keine Verdienste des Marschalls Bernadotte ihn zur Thronfolge geeignet machen können. Der Sohn des vertriebenen Königs führte noch einige Jahre hindurch den Titel eines Prinzen von Schweden, wurde aber später gezwungen, selbst dieser Erinnerung zu entsagen, und den Namen Wasa anzunehmen.

Eine Frage, die nicht blos einzelne Staaten, sondern die Menschheit überhaupt anging, und die auf dem Wiener Kongreß eine Zeit lang eifrig verhandelt wurde, war die Abschaffung des Sklavenhandels. Schon in dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts war dieser Gegenstand im englischen Unterhause zur Sprache gekommen. Die religiös gestimmten Gemüther aller Parteien waren über die Unterdrückung eines so verruchten Menschenhandels einig. William Wilberforce trat als der Apostel dieser geheiligten Sache auf. Die entgegengesetzten In=

teressen wurden allmälig zur Nachgiebigkeit gezwungen. Selbst die beiden großen parlamentarischen Gegner, Pitt und Fox, vereinigten sich über diesen Punkt. Im Jahre 1807 war endlich diese Frage im Sinne der Würde und Freiheit der menschlichen Natur entschieden worden. England arbeitete von dieser Zeit an in Verträgen mit Portugal, Schweden, Dänemark, und gleich im ersten Jahre der Restauration mit Frankreich, rastlos daran, um die übrigen Kolonialstaaten zu einem ähnlichen Verbot zu bewegen. Auf dem Kongreß wurde diese Angelegenheit von dem ersten englischen Bevollmächtigten, Lord Castlereagh, kräftig vertreten. Am wenigsten kam den philanthropischen Bemühungen Englands, denen man, obgleich ohne Grund, selbstsüchtige Beweggründe unterzulegen versuchte, das spanische Kabinet entgegen. Sein Bevollmächtigter, der Ritter Labrador, war anfänglich sogar geneigt, den ganzen Antrag für einen Eingriff in die Rechte seiner Regierung anzusehen. Nach langen Unterhandlungen versprachen endlich Frankreich, Portugal und Spanien dem Sklavenhandel nach einer gewissen Zeit zu entsagen, ihn vorläufig an einzelnen Strichen der afrikanischen Küste zu verbieten, und einzuräumen, daß in solchen Gegenden brittische Kriegsschiffe die Aufsicht ausüben, des Sklavenhandels verdächtige Handelsfahrzeuge untersuchen, und im schuldigen Falle aufbringen und zur Bestrafung abliefern konnten. Später nahm auch Frankreich an dieser Seepolizei einen thätigen Antheil. In den ersten Jahren erlaubte es der Zustand seiner Marine nicht. Die menschenfreundlichen Gesinnungen und der Einfluß des Kaisers Alexander trugen viel zum Gelingen der Bestrebungen Englands bei, und es ward endlich eine von den acht Mächten, die den ersten pariser Frieden geschlossen, unterzeichnete Erklärung erlassen, in welcher der Sklavenhandel für eine Herabwürdigung der Menschheit und als ein Gegenstand allgemeinen Abscheues hingestellt, jedoch den einzelnen Kolonialstaaten kein bestimmter Zeitpunkt zur gänzlichen Unterdrückung desselben vorgeschrieben wurde. England sorgte dafür durch Verträge mit den einzelnen betheiligten Regierungen. So ward wenigstens ein großes Princip der Menschlichkeit allgemein anerkannt. Es geschah damals zum ersten Mal, daß eine die Vertreter aller europäischen Staaten umfassende Versammlung sich mit einem Gegenstande der Philanthropie, und nicht blos der Konfession und Politik, wie früher immer der Fall gewesen, beschäftigte. So wenig der Sklavenhandel damals und später ganz ausgerottet wurde, er ward wenigstens allmälig immer mehr beschränkt, und die Verwerfung desselben im Princip hatte die große praktische Wirkung, die Abschaffung der Sklaverei überhaupt vorzubereiten, da es nicht wohl möglich war,

daß man sich für immer damit begnügt hätte, die Zweige eines Uebels zu beschneiden, ohne dasselbe in der Wurzel anzugreifen. Jetzt hat nicht blos der Sklavenhandel, sondern die Sklaverei selbst, in den Kolonien der beiden größten europäischen Seemächte, England und Frankreich, aufgehört. Die nordamerikanische Union, die damals noch wenige politische Verbindungen mit Europa unterhielt, war auf dem Wiener Kongreß nicht vertreten. Indessen ward der Sklavenhandel auch dort verboten, obgleich die Sklaverei selbst, als ein schmachvoller Widerspruch dieser Demokratie zu ihrem Lebensprincip, in ihrer ganzen Stärke fortbesteht.

Die Entscheidung über das Schicksal des Königreiches Sachsen und des Herzogthumes Warschau war, durch die besondere Lage der Dinge und die verschiedenen Interessen der Mächte, ein Gegenstand von allgemeiner Wichtigkeit und schwer zu lösender Verwickelung geworden, was unter etwas anderen Umständen nicht in diesem Grade der Fall gewesen sein würde. Die Theilung eines ganzen großen Reiches und Volkes, wie das alte Polen, hatte einst weniger Aufmerksamkeit und Widerspruch, als jetzt auf dem Wiener Kongreß die Bestimmung über im europäischen Staatensystem viel geringer wiegende Verhältnisse erregt.

Friedrich August, König von Sachsen und Herzog von Warschau, hatte, theils von Napoleon's langem Glücksstern geblendet, theils von übel verstandener Treue an die gegen denselben eingegangenen Verpflichtungen gefesselt, bis zum letzten Augenblicke, wo die Entscheidungswürfel bei Leipzig fielen, zu dem Eroberer gestanden. Nach jener Schlacht war er in die Gewalt der Verbündeten gerathen, und eine Zeit lang in Berlin und dessen Nähe, obwohl unter Beobachtung aller seinem Range gebührenden Rücksichten, unter preußischer Aufsicht gehalten worden. Später begab er sich nach Preßburg, wo er bis gegen Ende des Kongresses blieb.

Preußen hatte durch seine eigenen begeisterten Anstrengungen, und durch den Einfluß, den sein Beispiel auf die Erhebung Norddeutschlands gegen die französische Herrschaft hervorgebracht, am meisten zum Sturze Napoleon's beigetragen. So viel England, Rußland und Oesterreich auch gethan, die entscheidendsten Schläge waren den Franzosen von der Katzbach an bis zum Montmartre von dem preußischen Heere beigebracht worden. Es war nothwendig, daß bei dem Wiederaufbau Europa's auf diese Macht eine besondere Rücksicht genommen wurde. Außerdem war Preußen im Vertrage von Reichenbach eine wenigstens gleiche Stärke und Seelenzahl, als es im Jahre 1805 besessen, versprochen worden. Es hatte aber das von ihm bis zum tilsiter Frieden besessene Südpreußen,

das den Kern des nachmaligen Herzogthumes Warschau bildete, Rußland, dieses ihm dagegen das Königreich Sachsen, zugesichert. Diese besonderen Uebereinkünfte konnten indessen erst durch die Zustimmung der übrigen auf dem Kongreß versammelten Großmächte ihre volle Gültigkeit erlangen. Die Erwerbungen am Rhein und in Westphalen vermochten den Verlust von Südpreußen und der beiden fränkischen Fürstenthümer, Anspach und Bayreuth, die Bayern behalten sollte, nicht aufzuwiegen. Nach allen Ausgleichungen fehlten Preußen zu den 9,884,000 Einwohnern, die es 1805 enthalten, noch 2,926,000. Rußland und Preußen, eng mit einander verbunden, glaubten beide, die ihnen, nach Dem, was sie vollbracht und gelitten, zustehende Vergrößerung, ersteres nur durch den Besitz des Herzogthumes Warschau, letzteres durch die Einverleibung des Königreiches Sachsen, erlangen zu können.

Der Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen und einer anderweitigen Entschädigung des Königs Friedrich August schienen anfänglich keine großen Hindernisse entgegenzustehen. Eine preußische Verwaltung war in Sachsen bereits im November 1814 eingerichtet worden. Friedrich Wilhelm III. hatte versprochen, dieses Land nicht seinen übrigen Provinzen zuzutheilen, sondern es als ein Ganzes, nach seinen bisherigen Einrichtungen und Gesetzen zu regieren. Eine Vereinigung der sächsischen und preußischen Staaten, unter demselben Souverain, galt in dem größten Theile von Deutschland für eine unvermeidliche Thatsache. Bei den ersten Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß über das Schicksal Sachsens hatte Lord Castlereagh die Ausdauer, mit welcher der König Friedrich August an dem Bündniß mit Napoleon gehalten, in den schärfsten Ausdrücken getadelt, und die Entsagung dieses Königs auf sein Land als eine gebührende Buße für das durch ihn an der allgemeinen Sache Europa's begangene Unrecht bezeichnet. Oesterreich zeigte sich anfangs den preußischen Ansprüchen ebenfalls nicht abgeneigt. Frankreich war aber einem Aufgehen Sachsens in Preußen, und einer Versetzung seiner Dynastie auf einen neu zu gründenden Thron von Hause aus entgegen. Ludwig XVIII., der auf seine Familienverbindungen viel hielt, und seine Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen, hatte Talleyrand den gemessenen Auftrag gegeben, das sächsische Haus in seinem angestammten Besitz so viel als möglich zu schützen. Talleyrand stellte dessen gänzliche Beseitigung als eine schwere Verletzung des Legitimitätsprincips dar, dessen Wiederherstellung nach Napoleon's Sturz die vornehmste Aufgabe der europäischen Politik geworden sei. Frankreichs Einspruch würde damals allerdings nichts entschieden haben, bot indessen

den heimlichen Gegnern Preußens immer einen Vorwand und eine Stütze dar. Bald ließen sich jedoch andere Stimmen zu Gunsten Friedrich August's vernehmen, die in jener Zeit von mehr Gewicht waren. Der regierende Herzog von Koburg that, im Namen der sächsischen Nebenlinien, Einspruch gegen die Aufhebung des Königreiches Sachsen als eines selbstständigen Staates, und der Entfernung seiner Dynastie. Er appellirte am Ende seiner Erklärung an den Richterstuhl der brittischen Nation, welche, bei ihrer Freisinnigkeit und ihrem Rechtsgefühl, die Unterdrückung eines Volkes und seines Fürstenstammes unmöglich gut heißen werde. Diese Berufung ward von der Opposition im Parlament begierig aufgefaßt, welche die Politik des Ministeriums in der sächsischen Frage auf das Heftigste angriff. Die öffentliche Meinung in England sprach sich bald in gleichem Sinne aus, und die Regierung wurde genöthigt, ihre Bevollmächtigten in Wien wenigstens zur Rettung der Königstrone für das sächsische Haus und eines Theiles seines Landes anzuweisen.

Die Unterstützung, welche unerwarteter Weise der König Friedrich August an England fand, wirkte auf die übrigen Mächte zurück. Es entstand ein langer Notenwechsel zwischen den beiden ersten Ministern von Oesterreich und Preußen, den Fürsten Metternich und Hardenberg, über diese Angelegenheit. Oesterreich, das der Vereinigung Sachsens mit Preußen anfänglich nicht widersprochen, sie aber auch nicht ausdrücklich zugestanden, trat jetzt entschieden dagegen auf. Vergebens suchte Hardenberg mit der Meinung durchzudringen, daß Sachsen nach dem Rechte der Eroberung behandelt werden könne, daß die Versetzung einer Dynastie auf einen anderen Thron keine Aufhebung derselben sei und das Princip der Legitimität nicht verletze, vergebens bot er für das sächsische Königshaus eine Entschädigung am Rheine an, machte auf die nachtheiligen Folgen einer Theilung des fraglichen Staates für dessen Bewohner aufmerksam, und wie Preußen nur in einer Einverleibung von ganz Sachsen Zusammenhang und Abrundung für seine Besitzungen finden könne. Oesterreich blieb unbeweglich, und verlangte die Erhaltung des Königs Friedrich August auf seinem Thron, wenn auch mit geschmälerten Gränzen. Bayern, das nach den ihm unter Napoleon's Protektorat gewordenen Vergrößerungen hochfliegende Hoffnungen nährte, war auf Preußen, das ihm nach dem tilsiter Frieden an Macht wenig überlegen gewesen, eifersüchtig, und arbeitete demselben in Bezug auf Sachsen ebenfalls entgegen. Die meisten kleineren deutschen Fürsten fürchteten das Beispiel der Vereinigung eines der bestehenden Staaten mit einem anderen, als eine Drohung für sie selbst, besonders da manche unter ihnen, durch die

lange Verbindung mit Napoleon, sich in einer dem Könige Friedrich August nicht unähnlichen Lage befanden. Es kam so weit, daß, besonders auf Talleyrand's Veranlassung, England, Frankreich und Oesterreich am 3. Jan. 1815 im Geheimen einen Vertrag unterzeichneten, dem auch Sardinien, die Niederlande, Hannover und Bayern beitraten, in welchem sie sich für gewisse Fälle bewaffnete Hülfe zusagten. Rüstungen wurden von beiden Seiten angeordnet, und selbst ein Kriegsplan entworfen, bei welchem besonders der bayerische Bevollmächtigte am Kongreß, Fürst Wrede, thätig war. Dieses Bündniß konnte nur gegen Preußen und Rußland, wenn sie auf ihren Ansprüchen beharren sollten, gerichtet sein. Die Kühnheit, unter allen Umständen, und selbst auf die Gefahr hin eines offenen Bruches mit den bisherigen Verbündeten, auf der Einverleibung ganz Sachsens zu bestehen, lag nicht in der Sinnesweise Friedrich Wilhelm III. und seines ersten Ministers. Es hätte dazu auch ohne Zweifel eine Berufung an die Völker Deutschlands, eine Erklärung, daß man nur in deren Interesse handle, und die rasche Gewährung freisinniger Institutionen gehört, um in der öffentlichen Meinung eine thätige Unterstützung zu finden. Solche Mittel lagen aber außerhalb des Kreises der damals herrschenden Vorstellungen. Man kam endlich unter den Mächten über eine Theilung Sachsens überein, vermöge deren Preußen von den 2,100,000 Einwohnern, aus denen der sächsische Staat bisher bestanden, 800,000 auf seinen Antheil erwarb. Die Elb-Festungen, Torgau und Wittenberg, wurden ihm übergeben. Die beiden Hauptstädte des Landes, Dresden und Leipzig, sollten bei Sachsen verbleiben. Der König Friedrich August wollte lange von keiner Abtretung wissen, und seine Rathgeber zogen nicht nur Alles herbei, was sein Verhalten während des großen Befreiungskampfes entschuldigen konnte, sondern sie unternahmen selbst das Unmögliche, indem sie ihn als vollkommen in seinem Recht befindlich hinzustellen versuchten. Da man zuletzt ohne ihn abschließen zu wollen erklärte, so wurde er endlich (18. Mai 1815) zur Unterzeichnung der Abtretungsurkunde bewogen. Anfang Juni kehrte er nach Dresden zurück und trat wiederum die Regierung seiner geschmälerten Staaten an. Die lange Eifersucht der Häuser Brandenburg und Sachsen, von denen letzteres bis zum dreißigjährigen Kriege das mächtigere gewesen, und sich später vergebens durch die polnische Königskrone für sein Sinken in Deutschland zu entschädigen unternommen hatte, endigte mit dem Siege Brandenburgs, einem Siege, der bei mehr Kühnheit und Beharrlichkeit vielleicht noch vollständiger ausgefallen wäre.

Mit den Unterhandlungen über Sachsen waren die in Betreff des Herzogthumes Warschau Hand in Hand gegangen. Anfänglich hatten England und Oesterreich die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens, mit einer eigenen Dynastie an der Spitze, gewünscht. Oesterreich wäre geneigt gewesen, zu diesem Zweck Gallizien, das ihm bei der ersten Theilung zugefallen, herauszugeben. Dieser Plan war aber nicht wohl ausführbar, da Rußland für seine im Kampfe gegen Napoleon gemachten Anstrengungen nur innerhalb des Gebietes des alten Polens entschädigt werden konnte, was mit einer Unabhängigkeitserklärung desselben unvereinbar gewesen wäre. Der Kaiser Alexander bestand aber auf dem Besitz des Herzogthumes Warschau, und versprach, es nicht nur zu einem Königreich mit Verleihung einer freien Verfassung zu erheben, sondern auch die altpolnischen, zu Rußland geschlagenen Provinzen mit demselben wieder zu vereinigen. Wenn Rußland den ungetheilten Besitz des Herzogthumes Warschau verlangte, so konnte Preußen die Einverleibung ganz Sachsens nicht aufgeben. Nach mehrmals in Stocken gerathenen Unterhandlungen ward endlich eine Ausgleichung gefunden. Rußland erhielt das Herzogthum Warschau, der Kaiser Alexander nahm den Titel eines Königs von Polen an, ertheilte ihm eine von seinen übrigen Staaten unabhängige Organisation, trat aber zugleich den westlichen Theil dieses Herzogthumes an Preußen ab, der unter dem Namen Großherzogthum Posen mit der preußischen Monarchie vereinigt wurde. Auf diese Art hatte der Kaiser Alexander im Wesentlichen seinen Zweck erreicht, und zugleich war die fehlende Entschädigung für Preußen ermittelt worden. Rußland gab außerdem die im Frieden von Wien 1809 von Ostgallizien abgerissenen Gebiete und die Salzwerke von Wieliczka an Oesterreich zurück. Preußen und Oesterreich machten sich, auf Englands Veranlassung, anheischig, die polnische Nationalität in den sie betreffenden Provinzen durch dieselbe berücksichtigende Einrichtungen zu schützen. Preußen hatte außerdem noch die einst unter polnischem Schutz gestandenen Städte Danzig und Thorn erhalten.

Die alte Königsstadt Krakau, über deren Besitz sich Rußland und Oesterreich nicht einigen konnten, ward in einem Vertrage vom 3. Mai 1815 zu einem Freistaat unter preußischem, österreichischem und russischem Schutze erklärt und demselben eine angemessene Verfassung verliehen, die aber in ihrer Wirksamkeit von den Residenten der drei Mächte beständig beaufsichtigt wurde.

Die Gründung eines Königreiches Polen, in den engen Gränzen, die ihm 1815 vorgezeichnet wurden, die Gewährung einer konstitutionellen

Verfassung unter einem Könige, der zugleich der Beherrscher eines viel größeren absoluten Staates war, und die Stiftung des Freistaates Krakau können nicht als glückliche politische Kombinationen angesehen werden. Sie waren, ohne Rücksicht auf die inneren Zustände, nur von dem Bedürfniß nach einer Ausgleichung der verschiedenen Ansprüche unter den Großmächten, eingegeben worden. Diese Schöpfungen trugen den Keim einer nicht fern liegenden Auflösung in sich. Es war zu wenig, wenn man die Erinnerungen der polnischen Nationalität in Betracht ziehen, und zu viel, wenn man dieselbe allmälig erlöschen lassen wollte.

Im sechsten Artikel des ersten pariser Friedens war bestimmt worden, daß die einzelnen deutschen Staaten unabhängig, aber durch einen Bund unter einander vereinigt sein sollten. Diese Erklärung, die zuletzt nach mancherlei Umwegen verwirklicht wurde, verhinderte nicht, daß anfänglich ganz verschiedene Meinungen und Absichten über einen staatlichen Wiederaufbau Deutschlands sich geltend zu machen suchten.

In der großen Mehrheit der deutschen Nation gab es damals keine bestimmten politischen Ideen irgend einer Art. Die Massen hatten sich auf den Ruf ihrer Fürsten gegen die immer drückender werdende Fremdherrschaft erhoben, und hofften nach deren Beseitigung auf bessere Zeiten für Verkehr und Gewerbe. Weiter gingen ihre Gedanken nicht. Der Instinkt der Nationalität war allerdings auch da, wo er lange geschlummert hatte, durch den Kampf gegen die Franzosen wieder erwacht, aber der lokale oder territoriale Patriotismus, die Anhänglichkeit an die angestammten Regierungen blieb, durch Jahrhunderte lange Angewöhnung genährt, das Vorherrschende in der Anschauungsweise des Volkes. Das allgemeine Band der Nationalität ward weniger gefühlt, als die mit einander erduldeten Leiden und zusammen erfochtenen Siege hätten voraussetzen lassen sollen. Die Trennung und Entfremdung der einzelnen Stämme und Staaten hatte zu lange gedauert, war zu tief in die Sitten und Einrichtungen eingedrungen, als daß eine so kurz dauernde Berührung und Vermischung, wie während des Befreiungskrieges, hierin eine plötzliche Veränderung hätte hervorbringen können.

In den gebildeten Klassen der Nation regten sich allerdings Wünsche nach größerer Einheit des Ganzen und mehr Freiheit im Einzelnen, aber sie fanden keinen Boden in den Gefühlen der Menge, und konnten deshalb in keiner entschiedenen Gestalt auftreten. Erst später entstand ein innerer Widerspruch gegen das Bestehende, der großentheils von dem auf den Universitäten und überhaupt in der Litteratur herrschenden Geiste ausging, aber anfänglich nur die Jugend ergriff. Die geringe Berück-

sichtigung, welche so viele deutsche Regierungen selbst den rechtmäßigsten Forderungen gewährten, ihre offen dargelegte Vorliebe für veraltete Vorstellungen und Einrichtungen, ihre Absicht, der Nation einen immer fühlbarer werdenden moralischen und politischen Stillstand aufzulegen, riefen endlich eine allgemeine Unzufriedenheit hervor. Aber selbst dann konnte, vermöge der langen Unfreiheit und Zersplitterung kein Weg gefunden werden, der zu einer Wiedergeburt Deutschlands geführt hätte.

Die größeren deutschen Souveraine hatten im Anfange des Krieges gegen Napoleon die Völker nicht blos zu der Vertheidigung ihrer Kronen, sondern auch im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit zu den Waffen gerufen, und selbst Rußland in der bekannten Proklamation von Kalisch die nationalen Interessen Deutschlands hervorgehoben. Aber nach beendigtem Kampfe sahen die Fürsten die Freiheit meist nur in der Wiederherstellung ihrer eigenen Regierungsrechte, und verstanden unter Unabhängigkeit nicht ein größeres Maaß innerer Bewegung, eine Theilnahme der Nation an dem Staatsleben, sondern die Entfernung einer fremden Einmischung in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten.

Napoleon hatte, obgleich er die Revolution gebändigt und sich unterworfen, in mancher Beziehung mit Recht für ihren Repräsentanten gegolten. Es war ihm nicht möglich gewesen, sich ganz von ihr zu trennen, und er hatte, selbst wider Willen und Absicht, durch seine Eroberungen manche ihrer Ideen und Institutionen in Deutschland, Spanien und Italien verbreiten helfen. Sein Fall erschien daher als eine Besiegung des revolutionairen Princips selbst. Da nun in den meisten Ländern des europäischen Kontinents ein Trieb nach größerer Freiheit und Selbstbestimmung, nach Beschränkung der obersten Gewalt in anerkannten gesetzlichen Schranken, erst durch die französische Revolution erwacht war, so glaubte man diesen Geist durch den Sturz des großen Erben der Revolution besiegt zu haben, und wollte, in jeder Forderung nach Gewährung politischer Rechte, und in jedem Streben nach nationaler Geltung, eine Verwandtschaft mit der Revolution erkennen.

Die deutsche Nation war, durch ihre Zersplitterung in eine Menge meist ohnmächtiger Staaten und durch ihre lange Entwöhnung von jeder politischen Regsamkeit, allmälig in einen tiefen Grad von Hülfslosigkeit versunken, und an eine Nachgiebigkeit gegen jeden inneren und äußeren Druck gewöhnt worden. Da indessen, ungeachtet aller Schwächung des Volksgeistes, der Kern des nationalen Charakters von diesen Zuständen nicht angegriffen worden, so war immer Kraft genug vorhanden geblieben, um

sich der Herrschaft der fremden Eroberer zu entledigen. Zu dieser Befreiung hatten aber die Fürsten, die allerdings bei ihr auch am meisten zu gewinnen hofften, nicht nur mitgewirkt, sondern den ersten Anstoß zu ihr gegeben, und erst durch ihren Ruf den Funken zu einer Flamme angefacht. Es muß dies wenigstens in Bezug auf die beiden ersten deutschen Souveraine, und auch auf mehre kleinere, zugestanden werden. Die deutschen Völker hatten sich nicht so durchaus aus eigener Eingebung, wie z. B. die Spanier, gegen das fremde Joch erhoben. Die Losung war von oben gekommen, der Brennstoff allerdings vorhanden, aber erst von der Hand der Fürsten angezündet worden. Die lange Gewohnheit der Abhängigkeit hätte sonst die Gesinnung nicht zur That werden lassen. Diese Weise der Befreiung Deutschlands sollte auf die Gestaltung der deutschen Zustände von entscheidendem Einflusse werden, und überhaupt so lange nachwirken, als der Geist jener Epoche lebendig blieb. Die Völker traten nach beendigtem Kampfe, den sie mit gemeinsamer Anstrengung geführt und der einen Augenblick lang ihr Bewußtsein erhoben hatte, wieder in die Zersplitterung, die Unbestimmtheit und das Dunkel ihrer früheren Lage zurück. Um damals eine politische Wiedergeburt Deutschlands hervorzubringen, wäre nothwendig gewesen, daß die deutschen Völker dieselbe Kraft, wie für die Befreiung von der Fremdherrschaft, auch auf die Erringung größerer Einheit und Freiheit im Innern verwandt hätten. Da aber die Nation hierzu nicht genug geweckt und vorbereitet, überhaupt kein tiefes Bedürfniß nach einem höheren staatlichen Dasein fühlbar war, so glaubten sich auch die Fürsten nicht zu dessen Befriedigung veranlaßt. Sie kehrten allmälig in die alten Bahnen zurück, obgleich sie ihre Pflicht besser erfüllt und die eigene Zukunft mehr gesichert hätten, wenn sie, wie vorher für das Werk der äußeren Befreiung, so später für das der inneren Freiheit, ohne dringende Mahnung und angethanen Zwang, an die Spitze getreten wären.

Im Anfange der Verhandlungen über die Gestaltung der deutschen Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß wurden die nationalen Interessen nicht so gänzlich den politischen Kombinationen, wie gegen das Ende hin, und wie gar erst in den nachfolgenden Jahren geschehen sollte, nachgesetzt. Die preußischen und österreichischen Staatsmänner hatten noch nicht vergessen, welchen Vortheil die Franzosen, bei ihren Angriffen, aus dem Mangel an Einheit und Volksthümlichkeit im deutschen Leben gezogen, und wie sehr dadurch nicht blos die deutsche Nation, sondern auch die Dynastien, namentlich die beiden ersten, die zugleich eine europäische Bedeutung besitzen, bedroht gewesen waren. Man suchte eine Zeit lang

nach einem Bande festerer Vereinigung, obgleich fast mit Bestimmtheit vorausgesehen werden konnte, daß ein solches unter den vorhandenen Umständen nicht aufgefunden werden würde.

Außer den eigentlichen politischen Leitern des Kongresses, gab es bei demselben auch eine Anzahl bedeutender Männer von ächt vaterländischer Gesinnung, seltener Erfahrung und reichem Wissen, unter denen vor Allen Stein und Gagern genannt werden müssen, welche aus den alten Einrichtungen Deutschlands, was ihnen der Erhaltung würdig schien, zu retten, mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu verbinden, und dadurch einen Bau herzustellen dachten, welcher dem deutschen Volke mehr Einheit und Freiheit im Innern, mehr Sicherheit und Macht nach Außen gewähren konnte. Diese durch Charakter und Geist gleich sehr hervorragenden Männer waren trefflich dazu geeignet, die alten Schäden des deutschen Staatslebens nachzuweisen, gegen ihre Wiederkehr zu warnen, allgemeine Ansichten über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Völker aufzustellen, vermochten aber nicht, sobald von einer wirklichen Wiederherstellung für Deutschland die Rede war, etwas Mögliches und Ausführbares vorzulegen. Sie schwankten zwischen Altem und Neuem hin und her, und ihre Pläne entbehrten der thatsächlichen Anwendbarkeit, ohne die in der Politik Alles nur Schatten und Traum ist. Es war dies weniger die Schuld dieser sonst sehr begabten Persönlichkeiten, als eine Folge der Zerrissenheit und Verwirrung der deutschen Zustände selbst, der Gleichgültigkeit in der großen Mehrheit der Nation gegen Alles, was nicht die Bedürfnisse des besonderen Daseins betrifft, der unklaren Vorstellungen in den gebildeten Klassen, der Selbstsucht der früher bevorrechtet gewesenen Stände, die, nach der Hinwegräumung Napoleon's, nur an die Erneuerung ihrer geschmälerten oder verlorenen Vortheile dachten. Es fehlte dem deutschen Leben nach wie vor den Befreiungskriegen an einem gemeinsamen Pulsschlage, und an dem Schwunge des Geistes, ohne den selbst ein leichteres Werk, als eine Regeneration Deutschlands, nicht zu Stande kommen konnte. Weder der politische Verstand der Einen noch die patriotische Begeisterung der Anderen konnte dazu ausreichen. Die Gleichgültigkeit der Massen zog Alles mit sich herab. Die Ideen sind die Arbeit Einzelner, aber zu ihrer Verwirklichung gehört, besonders in einer Zeit, die von Parteien zerrissen ist, und, zwischen Vergangenheit und Gegenwart schwankend, einer einmüthigen Richtung entbehrt, die Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit des Volkes, dessen Zustimmung allein den Ausschlag zu geben vermag.

Verschiedene Meinungen über eine Neugestaltung Deutschlands er-

füllten eine Zeit lang die Gemüther, die aber zuletzt sämmtlich als unausführbar verworfen werden mußten. Eine Lieblingsvorstellung der patriotischen Partei war die Wiederherstellung der Kaiserwürde, als ob diese an und für sich ein Talisman wäre, der das Geheimniß der nationalen Wiedergeburt enthielt und als ob unter dieser Kaiserwürde Deutschland nicht immer tiefer an Einheit, Macht und Sicherheit herabgekommen wäre. Man theilte sich alsbald über diese Frage, oder vielmehr eine solche Theilung lag in der Natur der Sache selbst. Die Einen dachten dabei an Oesterreich, die Anderen an Preußen, ohne zu erwägen, daß die eine dieser Kombinationen eben so unmöglich wie die andere geworden, daß Oesterreich sich nicht von Preußen aus Deutschland hinausdrängen oder sich ihm unterordnen, und daß Preußen nie eine bestimmte Suprematie Oesterreichs anerkennen würde. Die Unmöglichkeit, diese Hindernisse zu überwinden, führte auf die Ansicht, diesen Dualismus in bestimmte Gränzen einzuschließen, und dadurch unschädlich zu machen, den Norden Deutschlands der Leitung Preußens, den Süden der Oesterreichs zu übergeben, und zwei Deutschlande zu konstituiren, die nicht nur nach Außen hin ohnmächtig gewesen, sondern unfehlbar sehr bald gegen einander zu Felde gezogen sein würden. Man schmeichelte sich, daß aus dieser Zweiheit später eine Einheit, zu der es für den Augenblick keine Aussicht gab, hervorgehen würde. Es kam dann die Idee von einer deutschen Pentarchie auf, die für Deutschland dieselbe Bedeutung, wie die fünf Großmächte für Europa, haben sollte, aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Würtemberg und Hannover bestehend, und als Zusatz zu diesem Plan die Bildung eines besonderen Ausschnittes in Deutschland, aus den Großherzogthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern und freien Städten zusammengesetzt, der im Nothfalle gegen jene Pentarchie eine Opposition bilden und ein Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Interessen erhalten sollte. Ein preußischer Entwurf, mit einer Eintheilung Deutschlands in sieben Kreisen und einer der Erhaltung der Einheit des Ganzen und der Freiheit der Einzelnen angemessenen Organisation, einem Bundesgericht, einer starken Wehrverfassung, dem Anschlusse der Niederlande und der Schweiz, war unter allen diesen ephemeren Plänen der volksthümlichste und durchdachteste, und der, wenn überhaupt in jener Zeit eine Regeneration Deutschlands möglich gewesen wäre, die meiste Berücksichtigung verdient hätte. Ueberhaupt hielt Preußen am längsten an dem Gedanken einer, so weit es die Umstände erlaubten, möglichen deutschen Einheit fest. Noch im April (1815) war dasselbe, nachdem es schon Vieles von seinen früheren Absichten hatte aufgeben müssen, für die

Errichtung eines beständigen Vollziehungsrathes, nur aus einigen Bundesgliedern bestehend und ausschließend zu der Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten bestimmt, und für eine nur von Zeit zu Zeit einzuberufende Bundesversammlung. Aber alle Entwürfe, die Deutschland wenigstens die Form einer einheitlichen Organisation und eines wirklichen Bundesstaates verleihen sollten, scheiterten zuletzt an den verschiedenen Interessen der einzelnen deutschen Dynastien und an der politischen Bewußtlosigkeit der Bevölkerungen selbst.

Die bedeutenderen unter den ehemaligen Rheinbundsfürsten, Bayern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, waren es vorzüglich, welche, mit ihren Ansprüchen auf eine durchaus unabhängige Souverainetät, der Bildung eines Bundesstaates, und der damit zusammenhängenden Unterordnung der Einzelnen unter das Ganze, am meisten entgegenwirkten. Bayern bekämpfte hartnäckig die Errichtung eines Bundesgerichts, und nahm das Recht für sich in Anspruch, sich über Kriege oder Unterhandlungen mit fremden Mächten unumschränkt entscheiden zu dürfen. Würtemberg setzte den Berathungen alle möglichen Hindernisse entgegen, und schien mehr als einmal geneigt, einen ganz eigenen Weg einschlagen zu wollen. Obgleich es von selbst klar war, daß alle diese Regierungen nicht, wie Oesterreich und Preußen, durch sich selbst bestehen, sondern ohne den Anschluß an Deutschland unter fremde Botmäßigkeit fallen mußten, so waren dennoch dem Kongreß, durch die früher mit ihnen zu der Bekämpfung Napoleon's abgeschlossenen Verträge, die Hände gebunden.

Oesterreich stellte, nach dem Fehlschlagen aller anderen Versuche zu einer kräftigeren Einigung Deutschlands, endlich den Gedanken eines Bundes aller deutschen Staaten mit gleichen, nur in bestimmten Fällen nach dem Machtverhältniß modificirten Rechten, und der Errichtung einer Bundesversammlung, einzig aus den Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen, ohne Zuziehung einer Volksvertretung, bestehend, demnach eines Staatenbundes, statt eines Bundesstaates, auf. Es sollten den einzelnen Staaten nur so viele Beschränkungen nach Außen hin auferlegt werden, als zum Bestehen eines solchen Bundes durchaus nothwendig waren, sie sonst aber im Innern durchaus unabhängig sein. Als Zweck dieses Bundes trat, statt einer politischen Einheit, fast ausschließend die Vertheidigung gegen auswärtige Feinde hervor. Erst später veranlaßte die Besorgniß vor dem Umsichgreifen revolutionairer Ideen das Streben nach einer größeren Uebereinstimmung in der Gesetzgebung, wenigstens in gewissen Theilen derselben, in Bezug auf Presse, Vereinsrecht, landständische Befugnisse u. s. w., wobei die einzelnen Regierungen von der

früher fast unbeschränkten Unabhängigkeit im Innern Manches aufzugeben veranlaßt wurden.

Dieser Plan ward, nachdem über eine anderweitige Einigung viele Zeit fruchtlos verloren gegangen, rasch verwirklicht, und der deutsche Bund in das Leben gerufen, wie er im Wesentlichen noch jetzt besteht. Derselbe sollte aus neununddreißig Mitgliedern, fünfunddreißig souverainen Fürsten und vier freien Städten, zusammengesetzt sein. Zum Sitz der Bundesversammlung ward Frankfurt am Main gewählt, und der Vorsitz in ihr Oesterreich, aber nur die formelle Geschäftsleitung, ohne besondere Vorrechte, zuerkannt. Oesterreich und Preußen traten nur mit dem Theil ihrer Staaten, die früher zum deutschen Reich gehört hatten, in den Bund ein. Die Bundesversammlung wurde in einen engeren Rath und ein Plenum getheilt. Die Mehrheit der Stimmen entschied in beiden Abtheilungen, in ersterer absolut, in letzterer mit zwei Dritttheilen der Stimmen. Nur bei organischen Einrichtungen ward Einhelligkeit aller Mitglieder verlangt. Der engere Rath zählte siebenzehn, das Plenum neunundsechzig Stimmen.

Als es sich darum handelte, die Staaten zu bestimmen, die als selbstständige Glieder in den deutschen Bund aufgenommen werden sollten, ging man von dem Grundsatz aus, nur diejenigen als solche gelten zu lassen, die bei Auflösung des Rheinbundes souverain gewesen, oder wie Hannover, Kurhessen, Braunschweig in ihre alten Rechte wieder eingesetzt worden. Die fürstlichen und gräflichen Geschlechter, die durch die Stiftung des Rheinbundes ihren früheren von Napoleon zu Königen und Großherzogen erhobenen Mitständen unterthänig geworden, die Mediatisirten, erhielten die zur Zeit des deutschen Reiches besessene Landeshoheit nicht zurück. Zwei von den Rheinbundsstaaten, die Großherzogthümer Frankfurt und Würzburg, verschwanden ganz, mehrere andere wurden mediatisirt. Von den vielen früher bestandenen Reichsstädten traten nur Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main als souveraine Staaten in den deutschen Bund ein.

Bei dieser Aufnahme der Einen und Ausschließung der Anderen mußte, wie bei allen politischen Kombinationen, Manches als Willkühr erscheinen, die aber unvermeidlich geworden war. Da der deutsche Bund überhaupt keine Fortsetzung des alten deutschen Reiches, wofür er hier und da irrthümlich angesehen wurde, sondern eine neue Schöpfung war, die mit diesem nur durch gewisse territoriale Verhältnisse eine Aehnlichkeit bot, so konnte der Maßstab für die Gegenwart auch nicht der Vergangenheit entlehnt werden. Unter den vorhandenen Umständen war es

nicht möglich, irgend wie ein streng folgerechtes Princip zur Anwendung bringen zu wollen. Es war Unglück genug für die deutsche Nation, daß sie fortan in neununddreißig Staaten getheilt sein sollte. Alle früher souverain gewesenen Fürsten, Grafen und Städte in den deutschen Bund eintreten zu lassen, würde die Zerrissenheit zu einer unerträglichen Höhe gesteigert haben.

Die Mediatisirten, von denen viele auf dem Kongreß selbst erschienen, setzten Alles in Bewegung, um ihre frühere Landeshoheit wieder zu erhalten, und als dies unmöglich geworden, wenigstens durch einige Stimmen in der Bundesversammlung vertreten zu werden, und so den Schein einer gewissen Unabhängigkeit zu gewinnen. Es war aber nicht wohl zulässig, daß sie zugleich Mitglieder einer Vertretung von souverainen Staaten und Unterthanen eines anderen Fürsten sein konnten. Sie mußten sich zuletzt mit einigen persönlichen Ehrenrechten für sich und ihre Familien, der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern, der Befreiung von der Militairpflichtigkeit, einem privilegirten Gerichtsstande, der Jurisdiktion auf ihren Besitzungen begnügen, blieben aber unter der Oberherrschaft und den Gesetzen des Staates, dem sie bei der Stiftung des Rheinbundes zugetheilt worden.

Die zahlreiche ehemalige unmittelbare Reichsritterschaft suchte ebenfalls ihre früheren Privilegien geltend zu machen, sprach, wie die Mediatisirten, von unveräußerlichen Rechten, von angeborenen Unterthanen, erreichte aber nur die Wiederherstellung einiger privaten Vorrechte ohne staatliche Bedeutung.

Im deutschen Volke verhallten die Klagen dieser ehemaligen Reichsunmittelbaren, ohne den geringsten Wiederhall zu finden. Nur sie selbst und ihre besonderen Anhänger setzten sich dafür in Bewegung. Dieser hohe deutsche Adel, der seit einigen hundert Jahren mehr keine politische Rolle gespielt, der Unterdrückung der alten Volksrechte, so lange er nicht selbst darunter litt, ruhig zugesehen, und später den Absolutismus des deutschen Hof- und Militairwesens nach Kräften begünstigt hatte, war durchaus unpopulair, und überhaupt, außer in seinen nächsten Umgebungen, ganz vergessen worden. Es konnte fortan in Deutschland nur Regierungen und Völker, aber nicht mehr Zwittersouverainetäten geben.

Die Bestimmungen über das Kriegswesen des Bundes, namentlich die Anlegung bewaffneter Vertheidigungslinien, die Freiheit der Stromschifffahrt, über das Postwesen, so weit es in mehren Ländern dem Hause Thurn und Taxis gehörte, den Nachdruck, die konfessionellen Verhältnisse sollten den Bau des neuen Deutschland vollenden.

Die meisten den deutschen Bund betreffenden Anordnungen waren mit großer Eile betrieben worden. Man hatte sich so lange bei den Fragen über Vergrößerung, Entschädigung, Austausch aufgehalten, daß die inneren organischen Zustände nur oberflächlich angedeutet werden konnten. Die unerwartete Rückkehr Napoleon's nach Frankreich, der Umsturz des Bourbon'schen Thrones, die Aussicht auf einen neuen großen Krieg, die nöthigen Vorbereitungen zu demselben, nahmen in der letzten Zeit vorzugsweise alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. Am 8. Juni (1815) ward die deutsche Bundesakte in zwanzig Artikeln, und den Tag darauf die allgemeine Kongreßakte in hunderteinundzwanzig Artikeln unterzeichnet.

Der römische Bevollmächtigte am Kongreß, Kardinal Consalvi, erließ im Namen des Pabstes eine Protestation gegen die in Wien gefaßten Beschlüsse, weil das deutsche Reich, welches einst zu der Kirche in einer besonders nahen Beziehung gestanden, und die geistlichen Fürsten und Stifter nicht wiederhergestellt worden. Dieser Einspruch ward aber, obgleich allerdings einer höheren Quelle als der der ehemaligen Reichsunmittelbaren entsprungen, eben so wenig berücksichtigt. Er war auch nur die Sache einer formellen Konsequenz, und eine Wiederholung des Verhaltens, das die römische Kurie einst gegen die Beschlüsse des Kongresses in Münster und Osnabrück beobachtet hatte. Doch wurde dem Pabst der Vorrang seiner Nuntien und seiner selten gesehenen Flagge zugestanden.

Was die Anordnung der allgemeinen europäischen Verhältnisse betrifft, so hat der Wiener Kongreß im Ganzen das damals Mögliche geleistet. Dasselbe kann aber nicht von seiner Entscheidung über das Schicksal Deutschlands, das weit mehr in seiner Hand lag, behauptet werden. In Bezug auf die territorialen Verhältnisse war die geographische Zerrissenheit Preußens, dem die Eifersucht und der Neid der übrigen Mächte, Rußland und England ausgenommen, die gebührende Befriedigung versagte, ein Hauptfehler, dessen Folgen einst ganz Deutschland empfinden wird. Man konnte von dem Kongreß allerdings nicht verlangen, daß er aus Deutschland etwas ganz Anderes mache, als es bisher gewesen war. Um eine größere politische Einheit hervorzubringen, hätte eine thätige Theilnahme der Nation selbst dazu gehört, die nicht vorhanden war. Aber was den damaligen Leitern über Deutschlands Geschick mit Recht vorgeworfen werden kann, ist die geringe Berücksichtigung der inneren nationalen Interessen, und die ausschließende Sorge für die Zufriedenstellung dynastischer Konvenienzen und Prätentionen. Von der

Bundesakte ward der Ausbau der inneren deutschen Zustände dem Belieben und der Willkühr der Regierungen überlassen. Der 13. Artikel, der überall die Errichtung landständischer Verfassungen anordnete, hatte nichts über den Zeitpunkt und die Art derselben festgesetzt. Die politische Gleichberechtigung der drei christlichen Konfessionen war ausgesprochen worden, aber es ward so viel wie nichts gethan, um diesen Grundsatz geltend zu machen. Unter einem Volke, wie das deutsche, wo die Litteratur, bei dem Mangel an politischer Bewegung, eine so hohe Stelle einnimmt, so vieles Fehlende zu ersetzen bestimmt ist, blieb, und zwar in dem ersten deutschen Staate, in Oesterreich, der Nachdruck nach wie vor bestehen. Der Wiener Kongreß organisirte Deutschland nur von außen, die inneren Verhältnisse blieben schwankend, dunkel und unbestimmt. Die Nation, ohne bestimmt gewährleistete Rechte, trat wieder in den Hintergrund zurück. Die neuen Zustände entsprachen weder den Hoffnungen, welche die Völker im Drange des Kampfes und der Begeisterung des Sieges gehegt hatten, noch den Opfern, die sie für die Befreiung ihrer Fürsten von der fremden Botmäßigkeit gebracht hatten. Es ward damals weniger durch Das, was die Machthaber thaten, als durch das von ihnen Unterlassene, der Samen zu einer ungewissen, stürmischen Zukunft ausgestreut.

---

10. Napoleon's Wiederkehr. — Verhältniß der Parteien zu ihm. — Murat's Losbrechen in Italien. — Seine Niederlage und Flucht.

Napoleon war, von den ungeheuern Anstrengungen in seinem letzten Feldzuge erschöpft, von den erschütternden Schlägen, die er durch seine Abdankung, die Trennung von Gemahlin und Sohn, und durch die Undankbarkeit so vieler seiner ersten Diener und Günstlinge erfahren, betäubt, in trüber und gedrückter Stimmung auf der Insel Elba, seinem neuen Bestimmungsorte, angekommen. Wahrscheinlich würde kein anderer Mensch in ähnlicher Lage, nachdem er Alles verloren, wofür er so lange gelebt, sich auch nur einigermaßen aufrecht erhalten haben. Aber Napoleon's Wesen war aus zu starkem Stoff gewoben, um irgend einem Unglück ganz zu erliegen. In der äußeren Ruhe und Beschränktheit seines neuen Aufenthaltes ward er sich selbst wiedergegeben. Anfänglich mit

seinem Schicksal scheinbar ausgesöhnt, traf er auf der kleinen Insel Anstalten wie zu einer dauernden Niederlassung, ordnete Bauten und Anpflanzungen an, und that, als wolle er in Porto-Ferrajo dieselbe Rolle, wie einst Diokletian in Salona, spielen. Aber die ihm näher standen, begriffen, daß diese Entsagung nur eine Maske war, die er vornahm, um den Argwohn seiner Feinde von sich abzulenken. Er hatte zu hoch dagestanden, er fühlte zu viele Kraft in sich und war noch nicht alt genug, um nicht an die Wiedererlangung des Verlorenen zu denken. Die Großmuth oder Unvorsichtigkeit der Sieger hatte ihm in der Ueberlassung einer, wenn auch kleinen, aber unabhängigen Herrschaft, in der Nähe der französischen Küste, die Mittel zur Ausführung weiterer Entwürfe verliehen. Sein Charakter hätte hinlänglich bekannt sein können. Gleichwohl hatten ihn seine Gegner nach sich selbst beurtheilt, und gemeint, daß er sich von solchem Falle nie mehr aufrichten werde. Aber Napoleon war eine von den Naturen, die die ihnen angeborene Richtung nicht aufgeben können. Der Drang zu Thaten wirkte in ihm mit der Kraft eines unwiderstehlichen Instinkts. Nur unübersteigliche Hindernisse, wie Krankheit oder Gefangenschaft, hätten seinen Geist lähmen, obwohl auch selbst dann nicht brechen können. Als er nach einigen Wochen zurückgezogenen Lebens eine der Höhen von Elba erstieg, und die Gränzen der Insel überschaute, rief er: „Mein Reich ist doch sehr klein!" — Seine Begleiter ahnten, was in ihm vorging. Von diesem Augenblick an verließ ihn nicht mehr der Gedanke der Rückkehr nach Frankreich.

Die Hauptsache für ihn war, daß er an Elba einen festen Punkt besaß, auf dem er die Maschinen seines Ehrgeizes ungestört aufpflanzen konnte. Als Gast oder Schützling in einem fremden Staate lebend, hätte selbst sein eiserner Wille sich vor der Unmöglichkeit beugen müssen. Außerdem stand ihm eine kleine, aber erlesene Heerschaar, deren begeisterte Anhänglichkeit an ihn sein Unglück noch vermehrt hatte, es standen ihm die Mittel zur Ueberfahrt nach Frankreich zu Gebote. Zugleich war die innere Lage dieses Landes eine solche, daß er hoffen konnte, dasselbe zu überraschen, mit sich fortzureißen, es von Neuem zu einem Hebel für seine Größe zu brauchen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die gleichwohl immer einem Gelingen seiner Pläne entgegenstanden, verschwanden vor seinen Augen bei der Erinnerung an das unerhörte Glück, das ihn so lange begleitet, bei der Vergegenwärtigung der sonst nie gesehenen Laufbahn, die er zurückgelegt hatte. So wie Ludwig XVIII. der Ueberzeugung war, daß die achthundertjährige Herrschaft seines Hauses über Frankreich nicht durch eine fünfundzwanzigjährige Unterbrechung er-

loschen sei, eben so glaubte Napoleon, daß der Siegesstern, der von Montenotte an bis zur Moskowa ununterbrochen über ihm geleuchtet, durch die Unfälle der Jahre 1813 und 1814 nicht für immer verdunkelt worden. Lange gewohnt, allen Gefahren zu trotzen, alle Hindernisse zu überwinden, warf er sich in das größte Wagestück, welches die Geschichte kennt, und beschloß, mit einer Handvoll Krieger Frankreich wiederzugewinnen und Europa herauszufordern.

Napoleon, obwohl im Einzelnen, wie es seine Erziehung und sein Beruf mit sich brachten, von mathematischen Anschauungen erfüllt, wurde, im Ganzen und Großen, wie alle außerordentlichen Menschen, und vielleicht in noch höherem Grade als einst Alexander und Cäsar, von der Phantasie bestimmt. Wäre er dies weniger gewesen, so würde er allerdings nie so tief gefallen, aber auch nie so hoch gestiegen sein. Die Unternehmung, die Napoleon von Elba über Paris und Waterloo nach St. Helena führte, und die, namentlich bei der Kenntniß des Ausganges, der Nachwelt so abentheuerlich erscheint, konnte diesen Charakter nicht in den Augen eines Mannes haben, der 1799 das von englischen Flotten bedeckte Mittelmeer glücklich durchschifft, in Frejus ohne Soldaten und Geld an das Land gestiegen, wenige Wochen später Herr über Frankreich geworden, und der, nachdem er eine halbe Million Krieger in Rußland verloren, einige Monate nachher wieder siegreich in das Herz von Deutschland vordrang. In Napoleon's Leben war Vieles so außerordentlich und an das Wunderbare streifend gewesen, daß in seinen Augen zuweilen die Gränzen des Möglichen und Unmöglichen in einander fließen mochten.

Aber abgesehen von den Eingebungen der Herrschsucht und den Erinnerungen an ein so lange von Sieg und Ruhm gekröntes Dasein, lag auch in der Stimmung des Volkes in Frankreich und in den Zuständen Europa's eine Versuchung für Napoleon, das Glück von Neuem auf die Probe zu stellen.

Es war Ludwig XVIII., ungeachtet der Hoffnung und Begeisterung, die ihm bei seiner Rückkehr entgegengekommen, ungeachtet der Verleihung einer freien Verfassung, nicht gelungen, die Kluft, die sein Haus, und das Princip, das es vertrat, von der seit beinahe einem Menschenalter in einer entgegengesetzten Richtung begriffenen Nation trennte, alsbald auszufüllen. Der Unterschied zwischen den Ueberlieferungen, Gesinnungen und Sitten des bourbon'schen und revolutionairen Frankreich war zu groß. Es standen sich da zwei Welten gegenüber, deren gegenseitige Duldung und Annäherung nur die Zeit herbeiführen konnte. Dies

hätte unfehlbar nach und nach stattgefunden, und es wäre zuletzt auch diesmal, wie schon oft in der Geschichte, aus einer Verschmelzung von ursprünglich feindlichen Elementen eine neue Gestaltung des politischen und socialen Organismus hervorgegangen, wenn diese von der konstitutionellen Charte Ludwig XVIII. vorbereitete Versöhnung durch Napoleon's gewaltsame Dazwischenkunft nicht verhindert, der Bruch vergrößert, und die Parteien noch weiter als bisher von einander entfernt worden wären.

Ludwig XVIII. hatte bei seiner Rückkehr Vergessen alles früher Geschehenen und gleiches Gesetz und Recht für alle Klassen versprochen, und in der von ihm verliehenen Verfassung diese Verheißung besiegelt. Aber es war nicht wohl möglich, daß nicht die beiden Stände, Adel und Geistlichkeit, die von der Revolution mit Vernichtung bedroht gewesen, und die mit dem alten Königshause durch gemeinsam erfahrene Drangsale geistig immer verbunden geblieben, von dessen Wiederherstellung eine Verbesserung ihrer eigenen Lage erwartet hätten. Für die höheren Kategorien des Klerus und Adels war durch die Bildung einer Pairskammer gesorgt und ihnen dadurch ein bestimmter politischer Einfluß zugesichert worden, den sie unter dem früheren Absolutismus nie in regelmäßiger Weise ausgeübt hatten. Aber unter der niederen Geistlichkeit und dem kleineren Adel, denen keine solche Entschädigung werden konnte, träumte man häufig von einer wenigstens theilweisen Erneuerung der alten Standesvorrechte, wozu bei der Regierung weder die Absicht, noch in den neuen Zuständen eine Möglichkeit vorhanden war. Viele Prediger mißbrauchten die Kanzel zu Angriffen auf Alles, was unter der Revolution und dem Kaiserreich entstanden war, und traten besonders gegen die Eigenthümer der ehemaligen Kirchengüter drohend auf. Unter dem unwissenden und mißtrauischen Landvolke mancher Gegenden verbreitete sich das Gerücht von einer Wiederherstellung des Zehnten und erregte böses Blut.

Am Hofe und in der Hauptstadt stießen sich der alte und neue Adel, und vornehmlich die im französischen Leben eine so thätige Rolle spielenden Frauen dieser Kreise ab. In den Provinzen erinnerten sich die ehemaligen Gutsherren der Abhängigkeit, in der einst die zu gleichberechtigten Nachbarn gewordenen Landleute zu ihnen gestanden. Die Anmaßung der Einen rief die Abneigung der Anderen hervor. Es waren dies Alles indessen mehr Neckereien als ernste Streitigkeiten. Denn einmal war es nur eine gewisse äußerste Partei in Klerus und Aristokratie, die sich zu dem Bestehenden in einem unausgleichbaren Gegensatze fühlte, und dann

würden diese Klassen, selbst wenn sie einig unter sich gewesen, und ihre ganze Kraft angewandt hätten, nicht im Stande gewesen sein, die Ergebnisse der Revolution nur wesentlich zu verändern, geschweige denn aufzuheben. Aber die Meinung, daß sie es wünschten und wollten, und von einer Partei am Hofe, an deren Spitze der Graf von Artois stand, bei ihren Ansprüchen im Geheimen ermuntert und unterstützt wurden, schadete der Restauration in einem Theile der Bevölkerung. Besonders fand dies in der zahlreichen Klasse der Käufer der ehemaligen Nationalgüter statt.

Am gefährlichsten für die Bourbonen war jedoch die Stimmung des ihnen von Napoleon zurückgelassenen Heeres. Ein Theil der obersten Befehlshaber, von denen manche den Lohn für die überstandenen Gefahren fortan in Ruhe genießen wollten, war für das neue System gewonnen worden. Aber selbst viele Generale und fast alle Officiere und Soldaten blieben von den Erinnerungen des Kaiserreiches erfüllt. Die französische Armee war, ungeachtet der erfahrenen Niederlagen, bei dem Bewußtsein des Muthes, mit dem sie bis zum letzten Augenblicke gekämpft, nichts weniger als gebeugt, sondern wurde im Gegentheil von einem hohen Selbstgefühl getragen. Sie glaubte, nicht einer überlegenen Tapferkeit und Kriegskunst, sondern, wie es in der That auch der Fall war, der numerischen Uebermacht erlegen zu sein, und brannte vor Begierde, die empfangenen Scharten wieder auszuwetzen. Napoleon hatte zu oft und zu lange gesiegt, als daß seine letzten Unfälle den Glanz seiner Thaten vermindert hätten. Es war dies selbst das Gefühl seiner Gegner, um so mehr das seiner Anhänger. Das Kriegsvolk dachte nur an ihn, sprach nur von ihm, er war für dasselbe nach wie vor die verkörperte Idee militairischen Ruhmes und nationaler Größe geblieben. Sein Sturz war so plötzlich, und dem Anscheine nach so unvorbereitet eingetreten, daß dessen Dauer nicht möglich erschien. Der Anblick der aufgedrungenen weißen Fahnen und Kokarden, und die ruhmlose Persönlichkeit der so lange verbannt gewesenen Dynastie, die nur durch die Siege der Fremden zurückgekommen, regte in den Soldaten eine von Geringschätzung und Haß gemischte Empfindung auf. Daß Ludwig XVIII. eine Verfassung gegeben, die alle Bedingungen der Freiheit und des Fortschrittes enthielt, war ihnen gleichgültig oder unverständlich; die Vorstellung von äußerem Frieden und innerer Ruhe, die sich an den greisen König und seinen fast eben so bejahrten Bruder knüpfte, rief ihre Verachtung hervor. Die Armee, die unter Napoleon an die Stelle der

Nation getreten, glaubte die einzig rechtmäßige Vertreterin derselben zu sein, und über ihr Schicksal entscheiden zu können.

Das französische Volk im Allgemeinen fühlte sich durch den mit den verbündeten Mächten abgeschlossenen Frieden, den Verlust der früheren Uebermacht gedemüthigt, und gab ihn thörichter Weise den Bourbonen schuld, während er eine Folge der letzten Napoleon'schen Niederlagen, und besonders der in Deutschland und Spanien gegen den Unterdrücker der Nationalitäten erwachten Begeisterung war, welche die Fürsten diesmal zu benutzen verstanden hatten.

Ungeachtet dieser Gegensätze zwischen einer alten und einer neuen Zeit, ungeachtet der vorhandenen Keime der Unzufriedenheit und Uneinigkeit, würde keine neue Umwälzung erfolgt, und die Restauration sich allmälig befestigt haben, wenn nicht Napoleon wie eine drohende Wetterwolke am Horizonte Frankreichs gestanden hätte. Ohne ihn würde die Armee, aus Mangel an einem geeigneten Führer, nie zu Empörung und Abfall vorgeschritten sein, und bei der Unmöglichkeit, die Vergangenheit zu erneuern, sich zuletzt der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen, die Parteien aber, ohne blutigen Zusammenstoß, ihre Streitigkeiten auf dem Wege der Diskussion und parlamentarischen Berathung ausgefochten haben. Denn die große Mehrheit der Nation, die aufgeklärten und besitzenden Klassen, fast ohne Ausnahme, waren, obwohl ohne eigentliche Anhänglichkeit an die Bourbonen, für die Erhaltung des, wenn auch mit großen Opfern erkauften, Friedens, der mit einem Napoleon an der Spitze, wie eine lange Erfahrung gelehrt hatte, als unmöglich erscheinen mußte. Der höhere Gewerbe- und Handelsstand, die gebildete Mittelklasse überhaupt, die Wissenschaft und Litteratur hielten an dem Besitz einer freien Verfassung, die von Ludwig XVIII. eingeführt worden, und zogen einen wahrhaft konstitutionellen König, welches auch die Ansprüche sein mochten, die er vermöge seines Geburtsrechtes erhob, einem großen Despoten vor, der, obgleich aus dem Volke hervorgegangen und von demselben ernannt, sich zu dessen unumschränktem Herrn gemacht hatte.

Außer der Begeisterung des Heeres für seine Person und der Gleichgültigkeit der Massen gegen die Restauration, gründete Napoleon seine Hoffnungen auf die europäischen Zustände selbst, auf die Stellung, die mehre Großmächte während des Wiener Kongresses gegen einander eingenommen hatten, auf die Stimmung der Völker, über deren Geschick häufig gegen ihre Wünsche entschieden worden war. Er legte sich dies

Alles entschieden zu seinen Gunsten aus, und räumte diesen Verhältnissen in seiner Berechnung eine größere Bedeutung ein, als sie wirklich besaßen. Er übersah die Demüthigungen, welche so viele Fürsten, die Drangsale, welche so viele Völker von ihm erfahren hatten, und die Erbitterung, die eine neue Schilderhebung von seiner Seite hervorrufen würde. Er glaubte, nach der Kunde, die ihm über die Unterhandlungen in Betreff Sachsens und des Herzogthumes Warschau zugekommen, Rußland und Preußen bereit, gegen Oesterreich, Frankreich und England in die Schranken zu treten, während ihre Streitigkeiten schon vor seiner Ankunft in Paris beigelegt waren. Napoleon hoffte auf die frühere Freundschaft und Bewunderung des Kaisers Alexander für ihn, als ob diese nicht von dem Brande Moskau's verzehrt worden wäre; auf die Verwandtschaft mit dem Kaiser Franz, als ob eine solche die politischen Interessen der Souveraine und Staaten bestimmte. Er wollte in den Bevölkerungen Italiens, Belgiens, des linken Rheinufers, Polens Bundesgenossen für seine Sache erkennen, ohne zu bedenken, daß er diese Alle früher mehr oder weniger getäuscht hatte, oder daß sie nicht in der Lage waren, ihre Gesinnungen bethätigen zu können. Seine Phantasie, nebst seinem mathematischen Genie, der herrschende Zug in seinem Wesen, ließ ihn die Dinge so ansehen, wie sie mit dem Plan, der einmal fest in ihm stand, am besten übereinstimmten.

Im Grunde galten ihm, außer den Bourbonen, die er für hülf- und wurzellos in Frankreich hielt, nur zwei Mächte, England und Preußen, für unversöhnlich gegen ihn. Diese hoffte er zu besiegen, die anderen durch Versprechungen hinzuhalten, zu gewinnen, und so den großen Bund zu theilen. Mit dem Wechsel der politischen Kombinationen, der Selbstsucht der Höfe und Regierungen aus eigener Erfahrung vertraut, schien ihm eine solche Veränderung wohl möglich zu sein.

Was Napoleon's Entschluß beschleunigte, war die ihm durch seine Kundschafter zugekommene Nachricht, daß die in Wien versammelten Minister, auf Talleyrand's Veranlassung, sich über die Nähe seines Aufenthaltsortes zu Frankreich und die sich daran knüpfenden Gefahren zu beunruhigen anfingen, und ihn von Elba nach der Insel Ponza, an der Westküste des Königreiches Neapel gelegen, oder nach den Azoren bringen lassen wollten. Ob begründet oder nicht, diese Aussicht dünkte ihm schlimmer als der Tod. Wahrscheinlich würde er aber auch ohne solche Befürchtung das große Wagestück unternommen haben. Die Unthätigkeit und Langeweile eines beschränkten Daseins mußte Dem unerträglich

werden, der so lange an die freieste und größte Entwickelung seines Willens und seiner Kraft gewöhnt gewesen.

Eine eigentliche Verschwörung zu Gunsten des verbannten Kaisers bestand nicht. In Paris versammelten sich seine Anhänger allerdings häufig bei seiner Stieftochter Hortensia, der ehemaligen Königin von Holland, jetzt Herzogin von St. Leu genannt, bei Maret, Herzog von Bassano, Savary, Herzog von Rovigo, bei dem Grafen Lavalette, durch seine Gemahlin mit der Kaiserin Josephine verwandt, unterhielten sich mit Gleichgesinnten über die Fehlgriffe der bourbon'schen Regierung, die Stimmung des Heeres und Volkes, die großen Erinnerungen', die Napoleon zurückgelassen, und theilten sich ihre Hoffnungen auf eine Wendung der Dinge mit, dies Alles aber ohne einen bestimmt angenommenen Plan. Es war dies auch nicht nöthig. Die Verschwörung schwebte, so zu sagen, überall in der Luft, und ward, nirgends sichtbar, allgemein gefühlt. Wie so oft, ahnten auch diesmal Die von der Gefahr am wenigsten, die von ihr am meisten bedroht waren. Die königliche Familie, der Hof, die royalistische Gesellschaft lebten in gewohnter Weise fort, und verließen sich auf die Armee und die Napoleon'schen Generale, die gerade zu ihren entschiedensten Gegnern gehörten.

Bei Napoleon in Elba befand sich die schönste und gefeierteste unter seinen Schwestern, Pauline Borghese, und stand in ununterbrochener Verbindung mit ihren Freunden und Bewunderern in Frankreich und Italien. Sie begab sich während dieser Zeit mehrmals nach Italien, wo noch Murat regierte, und söhnte diesen mit Napoleon aus. Murat, der wußte, daß der Wiener Kongreß, besonders auf Talleyrand's Betrieb, auf seinen Sturz hinarbeitete, war bereit, seinen Schwager mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Vergebens ward ihm von diesem der Rath ertheilt, nicht eher loszubrechen, als bis Napoleon selbst den Kampf gegen die gemeinsamen Feinde begonnen haben würde, um dieselben dann auf zwei Seiten zu beschäftigen. Murat ging auf Alles ein, aber sein natürlicher Ungestüm, sein Mangel an Klugheit und Vorausberechnung vereitelten den gefaßten Plan.

Napoleon hatte seine Vertrauten in Paris benachrichtigen lassen, daß er den 1. April Elba mit seinen Truppen verlassen werde. Sei es, daß ihm der Drang, sich wieder des Thrones zu bemächtigen, keine längere Ruhe ließ, oder daß er eine Entdeckung seiner Absichten und Vorsichtsmaßregeln von Seiten der französischen Regierung fürchtete, plötzlich befahl er am Ende eines Balles, dem er bei seiner Schwester Pauline mit heiterer

Miene beigewohnt hatte, den beiden Generalen Bertrand und Drouot, Alles zur baldigen Einschiffung seiner 800 französischen Soldaten und ungefähr 100 Polen, die ihm nach Elba gefolgt waren, in Bereitschaft zu setzen. Am 26. Februar bei Sonnenuntergang verließ das kleine Geschwader, aus einer Brigg von 26 Kanonen und sechs Transportschiffen bestehend, den Hafen von Porto-Ferrajo. Das Volk stand in dicht gedrängten Reihen am Ufer und empfing Napoleon mit lautem Beifallsruf. Die Kanonen der Forts donnerten ihm ihren letzten Gruß zu. „Der Würfel ist gefallen!" — rief er, als die Berge der Insel ihm aus dem Gesicht verschwanden. Die Soldaten wußten noch nicht, wohin der Kaiser seinen Lauf richten werde. Als es hieß: „Nach Frankreich!" — erhob sich ein allgemeiner Jubel. Niemand zweifelte an dem Erfolge. Napoleon selbst war so ruhig und gefaßt, als sei keine Gefahr möglich. Die offene See schien ihn zu stärken. Das Meer gehörte in der That zu seinem Dasein. Er war an seinem Ufer geboren. Es hatte ihn einst von Korsika nach Frankreich, von da nach Egypten und wieder zurückgetragen, und war ihm immer günstig gewesen. Man hatte ihm in seiner ersten Jugend Beruf zum Seemann beigelegt. Die Erde war für ihn das Feld seiner Thaten, das Meer der Gegenstand seiner Erinnerungen und Träume geblieben.

Napoleon diktirte während der ersten Nacht seinen Generalen zwei von ihm, schon vor einiger Zeit, in der Stille verfaßte Proklamationen an das Heer und das Volk, die, am folgenden Tage von den Soldaten in zahllosen Abschriften vervielfältigt, bald nach der Landung gedruckt wurden, und die Eilboten waren, durch die er der Welt seine Annäherung ankündigte. Diese Proklamationen waren mit einer so sorgfältigen Berechnung der eigenen Lage und der Stimmung Derer, an welche sie sich richteten, abgefaßt, und athmeten zugleich einen solchen Geist von Kraft und Zuversicht, daß sie für unübertreffliche Meisterwerke einer eben so scharfsinnigen als flammenden Beredtsamkeit gelten können.

Der Wind war eine Zeit lang so ungünstig, daß die Seeleute dringend zur Rückkehr nach Porto-Ferrajo riethen. Aber Napoleon blieb unbeweglich. Eine Fregatte und später ein Linienschiff begegneten in einiger Entfernung dem kleinen Geschwader, das sie mit leichter Mühe hätten in den Grund bohren können. Aber Niemand ahnte, daß sich dort der Mann am Bord befand, der wiederum ganz Europa in Bewegung setzen sollte. Die feindlichen Kriegsschiffe verschwanden am Horizont. Als die französische Küste sichtbar wurde, sagte Napoleon zu den Soldaten: „Laßt uns die Farben Frankreichs anlegen, damit uns das Vaterland

wiedererkennt!" Man warf die weiß und amaranthne Kokarde der Insel Elba in das Meer und pflanzte die dreifarbige auf.

Am 1. März in der Morgendämmerung landete Napoleon's Schaar im Golf St. Juan, in der Nähe des kleinen befestigten Antibes, und schlug ihr erstes Feldlager in der Nähe eines Olivenwaldes auf, ein seltsamer Gegensatz zu einem Unternehmen, das einen so blutigen Ausgang nehmen sollte. Eine Aufforderung an den Kommandanten von Antibes, sich mit Napoleon zu vereinigen, ward nicht nur abgewiesen, sondern die zu diesem Zweck abgeschickte Abtheilung Soldaten, die unvorsichtiger Weise sich in die Stadt begeben, gefangen genommen und entwaffnet. Die Landleute, welche das Geräusch der Landung herbeigezogen, schienen mehr überrascht als begeistert zu sein.

Napoleon vermied es, die Provence zu durchziehen, wo die Bevölkerung elf Monate vorher, als er sich nach Elba begab, von den Royalisten und dem Klerus erregt, feindliche Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatte, und wo der alte Marschall Massena kommandirte, der nicht in das Geheimniß der Rückkehr Napoleon's gezogen worden war. Er beschloß, sich nach den Gebirgen zu wenden, die sich auf dem linken Ufer der Rhone erheben. Diese Gegend war von Truppen entblößt, und die Bevölkerung der kaiserlichen Regierung immer zugethan gewesen. Grenoble, die Hauptstadt der alten Dauphiné, ein fester Platz mit einer Besatzung, war das nächste große Ziel auf diesem Wege. Das Landvolk bewies zwar Theilnahme und Freude bei dem Anblick der dreifarbigen Kokarde, schloß sich aber nicht an. Napoleon rückte ungehindert vor, aber gleichwohl griff Niemand für ihn zu den Waffen. Er hatte einen Sturm von entgegenkommender Begeisterung erwartet, und sah sich fast eine ganze Woche lang in seinen Erwartungen getäuscht.

In der Nähe des Dorfes La Mure stieß Napoleon, bei einer Brücke, welche das Thal beherrscht, auf die ersten königlichen Truppen, welche von Grenoble abgeschickt waren, um ihm den Uebergang zu versperren. Es war dies ein Bataillon des 5. Linienregiments. Die Aufforderung des Generals Cambronne, dem Napoleon auf dem ganzen Zuge den Befehl über die Vorhut anvertraut hatte, sich mit dem Kaiser zu vereinigen, blieb vergeblich. Das Bataillon stand in Schlachtordnung und zum Angriff bereit. Eine Wiese trennte die kaiserlichen von den königlichen Schaaren. Napoleon fühlte, daß der Augenblick gekommen war, wo er diesen Widerstand mit Einsetzung seines Lebens beseitigen oder sein Unternehmen aufgeben mußte. Er stieg vom Pferde, ließ sein Gefolge zurückbleiben, und schritt allein und langsam, mit gesenktem Haupt und über

die Brust gekreuzten Armen, wie in tiefes Nachdenken versunken, gegen die entgegenstehenden Reihen vor. Der Commandeur des Bataillons befahl, sich zum Feuern bereit zu machen. In demselben Moment richtete Napoleon, der bis auf zehn Schritt an die Bajonette herangekommen war, sich plötzlich empor, erhob das Haupt, breitete seine Arme aus und rief mit weithin schallender Stimme: „Soldaten des 5. Linienregiments! Gibt es Jemanden unter Euch, der auf seinen Kaiser schießen kann, so thue er es! Hier bin ich!" — Der Anblick und die Worte wirkten unwiderstehlich. Es entstand eine tiefe Stille. Die Gewehre senkten sich, manchen Officieren fielen die Degen aus der Hand. Endlich brach der allgemeine Ruf: „Es lebe der Kaiser!" hervor. Die hinter Napoleon zurückgebliebenen Soldaten von Elba eilten herbei, und umarmten ihre Kameraden, welche die weißen Kokarden von ihren Hüten abrissen, und die in ihren Tornistern wie Reliquien aufbewahrten dreifarbigen aufsteckten. Der erste Beweis von dem Zauber, den Napoleon's Gegenwart auf die Herzen der Soldaten ausübte, das erste Zeichen zum Abfalle war gegeben, und das Unternehmen geglückt. Diesem ersten Beispiele folgte gleich ein zweites. Der Oberst Labedoyere, ein junger Mann von 29 Jahren, aus einer altadeligen, den Bourbonen besonders ergebenen Familie, der eben erst von Ludwig XVIII. den Befehl über ein Regiment erhalten hatte, führte dasselbe Napoleon zu und warf sich in dessen Arme. Die vereinigten Schaaren zogen jetzt auf Grenoble, dessen Thore noch geschlossen und die Wälle mit Kanonen besetzt waren. Aber das Volk im Innern räumte alle Hindernisse fort. Die Besatzung ging über. Napoleon hielt am Abend unter Fackelschein seinen Einzug in Grenoble, das für ihn der Schlüssel von Frankreich war. Jetzt blieb ihm nur noch Lyon zu gewinnen übrig. Von Paris hatte er, ungeachtet der Kern dieser Bevölkerung dem Bonapartismus durchaus nicht zugethan war, keinen bedeutenden Widerstand zu besorgen. Nach Allem, was geschehen, mußte es jetzt Napoleon, wie das Jahr vorher den Bourbonen, zufallen.

Die erste Nachricht von Napoleon's Landung mit einer so kleinen Macht erregte am Hofe und in den officiellen Kreisen der Hauptstadt nicht nur keinen Schrecken, sondern sogar eine Art von Zufriedenheit. Man glaubte jetzt die Gelegenheit gefunden zu haben, mit ihm und seiner Partei einmal für immer fertig werden, und sich dadurch von allen ferneren Besorgnissen vor ihm befreien zu können. Nur Ludwig XVIII., wie immer gefaßten und klaren Sinnes, gab sich keinen Täuschungen hin. Gerade die geringe Truppenanzahl, mit der sein und seines Hauses großer Feind eine solche That gewagt, führte ihn darauf, daß er in der Hauptstadt und

dem Heere wichtige Verbindungen unterhalten haben, und des Beistandes oder der Gleichgültigkeit des Volkes gewiß sein mußte. Er meinte sehr richtig, daß das beste Mittel, um eine Gefahr zu beseitigen, die Ueberzeugung von deren wirklichem Vorhandensein ist.

In einem Ministerrath ward beschlossen, das Heer in und um Lyon unter den nominellen Oberbefehl des Grafen von Artois zu stellen, und ihm den Marschall Macdonald beizugeben. Ein zweites Korps in der Franche-Comté sollte unter dem Herzoge von Berry und dem Marschall Ney stehen. Massena im Süden und der Herzog von Angouleme im Südwesten sollten so manövriren, um Napoleon im Rücken und von der Seite zu fassen. In und um Paris war eine starke Truppenmacht versammelt, und man glaubte außerdem auf die royalistischen Elemente der Nationalgarde der Hauptstadt zählen zu können. Auf diese Art wäre Napoleon umzingelt und erdrückt worden. Dieser Plan wäre richtig berechnet gewesen, wenn die Truppen treu blieben und die Bevölkerung die Regierung unterstützte. Da Beides fehlte, so wurden alle Vorkehrungen vereitelt.

Die Prinzen des königlichen Hauses sollten bei dem zu erwartenden Kampfe eine hervorragende Rolle spielen, die Soldaten in ihrer Pflicht erhalten, und die Bürger für sich gewinnen, während der König selbst im Mittelpunkte des Reiches, Alles überschauend, zurückblieb. Aber diese Prinzen waren vom Volke nicht gekannt und von den Truppen nicht geliebt. Ohne den Ruf der politischen Weisheit, den Ludwig XVIII. im In- und Auslande besaß, und durch die Verleihung der konstitutionellen Charte bewährt hatte, würde seine Dynastie 1815 für immer verloren gewesen, und weder von der Nation noch den verbündeten Souverainen mehr anerkannt worden sein. Sein Bruder und Thronfolger flößte nicht das mindeste Vertrauen ein.

Dem fähigsten unter den Bourbonen, dem Herzoge von Orleans, schadeten die Erinnerungen seiner Jugend und seine schon damals unterhaltenen Verbindungen mit Bonapartisten und Republikanern, den natürlichen Gegnern seiner Familie. Man vertraute ihm deshalb kein selbstständiges Kommando an, sondern schickte ihn mit dem Grafen von Artois nach Lyon. Der Herzog von Bourbon ging nach der Bretagne ab, um besonders die größeren Städte dieser Provinz in der Treue zu dem Könige zu erhalten, denn unter dem Landvolke fand dies von selbst statt. Die Vendée sollte unter die Waffen gerufen werden. Aber einmal leisteten die bourbon'schen Prinzen nichts, was ihres Namens und ihrer Sache würdig gewesen wäre, den einzigen Herzog von Angouleme

ausgenommen, der im Süden einen muthigen, wenn auch zuletzt vergeblichen Widerstand versuchte, und dann schwankte die Bevölkerung zwischen den Erinnerungen an Napoleon und den Hoffnungen, welche die Restauration erregt hatte, bis die Annäherung des Ersteren die Entscheidung gab, und Alles auf seine Seite zog.

Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans hatten sich nach Lyon begeben, und in der wohlhabenden Klasse der Bevölkerung eine warme Aufnahme gefunden. Aber die zahlreichen Arbeiter dieser großen Fabrikstadt blieben gleichgültig, und die Soldaten waren schon von dem Gedanken des Anschlusses an Napoleon erfüllt. Als sie seine Vorhut von fern gewahr wurden, stürzten sie ihr aus der Stadt entgegen. Die vorstädtische Bevölkerung theilte ihre Begeisterung. Von der 20,000 Mann starken Nationalgarde, die den Tag vorher unaufhörlich die Namen „Ludwig XVIII. und Bourbon" im Munde geführt, ward keine Hand zur Vertheidigung des Thrones erhoben. Auf dem linken Ufer der Rhone wurden die kaiserlichen Adler und dreifarbigen Fahnen sichtbar. Die beiden Prinzen mußten Lyon nicht ohne Gefahr verlassen. Ein einziger Gensd'arme begleitete den Grafen von Artois ein Stück Weges, bis er in Sicherheit gebracht war.

Ludwig XVIII. that Alles, was er konnte, um sich seines gewaltigen Feindes zu erwehren. Gegen den Rath seiner Minister, welche Napoleon's Landung, selbst als derselbe schon in Grenoble eingezogen war, immer noch als ein Abentheuer ohne Gefahr ansehen wollten, hatte er die Kammern einberufen, um der Nation einen Beweis seines Vertrauens zu geben, und sich, Napoleon gegenüber, im Bunde mit den rechtmäßigen Vertretern des Landes zu zeigen. Unter anderen Umständen wäre eine solche Maßregel von großer Bedeutung gewesen. Aber die Kammern übten in jenem Augenblick keinen Einfluß aus. In der Pairskammer saß eine Menge dem Volke verdächtiger Ausgewanderten, und die Deputirtenkammer, die großentheils aus dem Napoleon'schen gesetzgebenden Körper bestand, war, einige populaire Namen ausgenommen, ohne Ansehen. Die von Anhänglichkeit an die legitime Dynastie und Haß gegen „den Tyrannen", wie Napoleon jetzt oft genannt wurde, glühenden Adressen und Reden der Pairs und Deputirten verklangen, ohne einen Wiederhall in dem Heere und den Massen zu finden.

Napoleon war in Lyon, wie in Grenoble, des Abends eingezogen, sei es, daß er über die Haltung, die er gegen das Volk annehmen sollte, dessen Ausgelassenheit und Zügellosigkeit ihm innerlich widerstand, zweifelhaft war, sei es, daß er einen meuchelmörderischen Anfall fürchtete, der

bei der Erbitterung, die manche seiner Feinde gegen ihn hegten, nicht unmöglich erschien. In Lyon fühlte er sich Frankreichs gewiß. Er hatte bis dahin viel von Freiheit und Volk gesprochen, und wohl Proklamationen, aber keine Dekrete erlassen. Jetzt nahm er wieder den Ton des Kaisers an. Er wandte einen Theil der Nacht dazu an, um neun Dekrete zu erlassen, durch die er alle von Ludwig XVIII. seit dessen Rückkehr ausgegangenen Regierungshandlungen für ungültig erklärte, die weißen Kokarden und Fahnen verbot, die Besitzungen der königlichen Familie mit Konfiskation, die der mit ihr zurückgekehrten Ausgewanderten mit Sequestration belegte, und die Berufung eines so genannten Maifeldes, aus Vertretern der Nation und der Armee bestehend, eine Nachahmung der altfränkischen Volksversammlungen, zur Berathung über die in der Verfassung vorzunehmenden Veränderungen bestimmt, ankündigte.

In Paris fuhr die Regierung fort, Verhaltungsbefehle an die Generale und Präfekten in den Provinzen zu erlassen, aber es fehlte der Hebel zu jedem erfolgreichen Widerstande gegen das verwegene Einschreiten Napoleon's, die Willfährigkeit des Volkes und die Treue der Truppen. Im Rathe des Königs drängte ein Plan den anderen, aber es mangelte an Mitteln der Ausführung. Die Polizei verbreitete in der Hauptstadt falsche Nachrichten über gegen Napoleon davon getragene Erfolge und den angeblichen Rückzug desselben. Aber bald kam die Wahrheit an das Licht, und eine tiefe Hülf- und Rathlosigkeit nahm überhand. Es lief die Nachricht vom Abfalle Ney's ein, der, nach den lebhaftesten Bezeugungen der Ergebenheit gegen den König und des Hasses gegen den Kaiser, plötzlich (14. März) in seinem Hauptquartier zu Lons le Saulnier Letzteren als den rechtmäßigen Souverain proklamirte, und sein Armeekorps ihm zuführte. Ney, eine rein soldatische Natur, war nur auf dem Schlachtfelde entschieden und wahrhaft bedeutend, sonst aber von seinen Umgebungen abhängig, ohne selbstständiges Urtheil und hellen Blick. Die Begeisterung des Kriegsvolkes für den Verbannten von Elba überredete ihn, daß dessen Wiederherstellung eine Nothwendigkeit für Frankreich geworden. Außerdem mochte in ihm die Erinnerung früherer Zeiten erwachen. Napoleon's Macht, wie eine Lawine anschwellend, drang unaufhaltsam über Macon, Chalons sur Saone, Auxerre gegen Fontainebleau vor.

Mitten in dieser allgemeinen Schwankung, diesem unerhörten Abfall, hielten die Kammern an Ludwig XVIII. fest. In einer feierlichen Sitzung, in welcher der König seine Trauer über das Schicksal Frankreichs, über die Drangsale eines auswärtigen Krieges, den Napoleon's

Erscheinen in Frankreich unvermeidlich gemacht, mit Würde und Rührung zu erkennen gab, und an die Segnungen des Friedens und der Freiheit erinnerte, die seine Rückkehr dem Lande verschafft, nahm auch der Graf von Artois das Wort, und versicherte in seinem und seiner Söhne Namen das unverbrüchlichste Festhalten an dem konstitutionellen Grundgesetz und dessen treueste Vollziehung. Diese Erklärung ward von den Kammern, obgleich des Prinzen bisheriges Verhalten ihr widersprach, beifällig aufgenommen. Die Pairs und Deputirten bewiesen nicht blos Anhänglichkeit, sondern wirkliche Begeisterung für den greisen König, der in ihren Augen der letzte Anker Frankreichs in dem heranbrechenden Sturme war. Auf Antrag des Deputirten Barrot, Vaters des später berühmt gewordenen Redners, erklärten die Kammern den Krieg gegen Napoleon für einen nationalen, da durch letzteren die politische Freiheit während seiner Regierung vernichtet worden, und er jetzt sich eigenmächtig erhoben habe, um die Krone Dem zu entreißen, welcher der Nation ihre verlorenen Rechte wiedergegeben hatte. Als der König den Sitzungssaal verließ, entstand nach großem Beifallsruf plötzlich eine tiefe Stille. Die Versammlung schien von dem Gefühl einer verhängnißvollen Zukunft erfüllt zu sein. Diese Ahnung betrog nicht.

Aber nicht nur in den Kammern, in Paris selbst herrschte in jenen Tagen eine trübe und schwere Stimmung. Man sah die Regierung des Königs ernstlich bedroht, welche, ungeachtet ihrer Fehlgriffe, von dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung immer bei weitem der des Kaisers vorgezogen wurde. Es kam Nachricht über Nachricht an, daß die zur Deckung der Hauptstadt bestimmten Truppen übergegangen oder zerstreut, die wenigen treu gebliebenen aber in vollem Rückzuge begriffen waren. Die soldatische Willkühr des Napoleon'schen Kriegsvolkes erbitterte Alle, die noch einen Funken von Unabhängigkeitssinn in sich trugen. Es bildeten sich Schaaren von Freiwilligen in der Jugend der höheren Klassen, um sich den Regimentern anzuschließen, die noch Stand hielten. Aber es war hierzu schon zu spät, und die Nationalgarde, die allein dem Widerstande einen Anhaltspunkt gewähren konnte, schien nur zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung geneigt zu sein.

Ungeachtet die Regierung des Königs offenbar in den letzten Zügen lag, so wagten die Anhänger Napoleon's in der Hauptstadt selbst nichts gegen sie zu unternehmen oder sich auch nur zu zeigen, sondern trafen ihre Verabredungen im Geheimen. Bis zum letzten Augenblick sah man in Paris keine kaiserlichen Farben oder Zeichen. Ludwig XVIII., der während dieser Katastrophe eine Fassung und Stärke darlegte, die ihn des Thrones

würdig erscheinen ließ, auch wenn er keine anderen Rechte auf denselben gehabt hätte, war endlich gezwungen, dem Strome zu weichen, wenn er nicht seine Freiheit auf das Spiel setzen wollte. Er verließ in der Nacht vom 19. zum 20. März, unter großen Beweisen von Trauer und Schmerz, nicht blos seiner persönlichen Anhänger, sondern auch der herbeigeeilten Befehlshaber der Nationalgarde, vieler Kammermitglieder und höherer Beamten, die Tuileries und wandte sich nach Lille, wo der Marschall Mortier die Truppen bisher noch im Gehorsam erhalten hatte, um dort den Sitz seiner Regierung aufzuschlagen. Er hatte vorher noch die Kammern aufgelöst. Die in Paris anwesenden Mitglieder der königlichen Familie, ein Theil seines Hofes, seiner Leibwache, und viele ausgezeichnete Personen folgten ihm. Erst nach der Abreise Ludwig XVIII. begannen in den unteren Volksklassen, und besonders in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, sich Sympathien für Napoleon kund zu geben und dreifarbige Kokarden sichtbar zu werden. Die vielen in und um Paris anwesenden verabschiedeten Generale und Officiere versammelten sich am folgenden Tage, um ihn zu erwarten, und ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. Aber die bürgerliche Bevölkerung der Hauptstadt verhielt sich still und zurückgezogen.

Napoleon verzögerte seine Ankunft in Paris absichtlich, um den Bourbonen und ihren Anhängern Zeit zur Flucht zu lassen. Er kam am 19. März bei Tagesanbruch in Fontainebleau an und stieg in dem dortigen Schlosse ab. Bei dem Anblick der Säle und Gemächer, die elf Monate vorher Zeugen der Untreue eines Theiles seiner Generale und Hofleute, seiner Entsagung und Abreise nach Elba gewesen, gab er weder Trauer über die Vergangenheit noch Ueberraschung oder Freude über die Gegenwart zu erkennen, sondern that, als sähe er nach kurzer Abwesenheit eine seiner gewöhnlichen Residenzen wieder. Am folgenden Tage reiste er so spät von dort ab, daß er erst des Abends in Paris eintreffen konnte. Was er um jeden Preis hatte vermeiden wollen, war ein Versuch des Widerstandes von Seiten der Bourbonen, ihrer Garden und Anhänger in der Hauptstadt, nicht als ob er denselben für wirksam gehalten, sondern weil auch der geringste Zusammenstoß seiner Rückkehr einen Charakter von Zwang und Gewaltsamkeit gegen die Bevölkerung gegeben hätte, dem er, obgleich sein ganzes Unternehmen von der Art war, im Einzelnen sorgfältig ausgewichen war. Bei einigen Gelegenheiten waren seine Truppen zu einem Angriff auf die Vertheidiger der Sache des Königs geneigt gewesen, er hatte dies aber ausdrücklich verboten. Vom Golf von St. Juan bis Fontainebleau war kein Schuß

gefallen, und so sollte es auch bis Paris bleiben. Er wollte vor Europa und Frankreich das Ansehen haben, in friedlichster Weise von seinem Throne wieder Besitz zu nehmen, und damit nur den Erwartungen und Wünschen der Nation zu entsprechen. Deshalb setzte er sich erst, als man ihm den Abzug Ludwig XVIII., seiner Garde und der Schweizerregimenter gemeldet hatte, nach Paris hin in Bewegung.

Den Nachmittag des zwanzigsten März über waren, in Erwartung von Napoleon's Ankunft, dichte Volksmassen auf dem Platze vor den Tuileries versammelt gewesen, die sich aber, mehr von Neugierde als Anhänglichkeit getrieben, beim Einbruch der Dunkelheit wieder verlaufen hatten. Es war um das Schloß herum allmälig ganz einsam geworden, nur in demselben regte sich eine große Menge von Generalen, Officieren, Hofleuten und Beamten des Kaiserreiches. Gegen acht Uhr vernahm man das Rasseln von Wagen und sah den Schein vieler Fackeln um sie her. Alsbald stürzte Alles aus dem Schlosse nach dem Gitter zu. Eine Scene im altrömischen Styl erfolgte. Unter einem Sturm von Beifallsruf und Bezeugungen gränzenloser Ergebenheit ward der ersehnte Imperator auf den Armen seiner Getreuen die große Treppe hinauf in die hell erleuchteten Gemächer getragen, wo die, welche ihm nicht hatten entgegengehen können, ihn mit derselben Begeisterung empfingen.

Hätte Napoleon bei diesem Einfall in Frankreich nur den Zweck gehabt, die Größe seines Namens, die Macht seiner Persönlichkeit, einen in solchem Grade sonst nie gesehenen Einfluß auf den Willen, die Gesinnung, die Einbildungskraft des Volkes zu beweisen, so wäre dies vollkommen erreicht gewesen, und er hätte am 20. März von der Weltbühne abtreten können. Denn etwas Größeres, als mit 1000 Soldaten den mit allen Mächten verbündeten König eines Landes von dreißig Millionen Einwohnern anzugreifen und zu stürzen, eine ganze bestehende Ordnung der Dinge mit einigen Ansprachen und Erklärungen umzuwerfen, einen Kriegszug von 220 Stunden ohne Blutvergießen zurückzulegen, hatte er vorher nie gethan, und würde es auch in der Folge nicht haben thun können, wäre er auch wiederum als Eroberer aufgetreten. Letzteres war schon mehr wie einmal dagewesen. Alexander und Cäsar hatten sich zu Herren der damals bekannten Erde gemacht, Napoleon selbst eine Zeit lang von Madrid bis Warschau geherrscht. Aber was wollte dies im Vergleich zu dem Zauber sagen, mit dem der Verbannte von Elba durch seinen bloßen Namen, seinen Blick und seine Stimme, in wenigen Wochen Das vollführte, wozu Andere großer Heere und langer Jahre bedurft hatten? Wenn er am Tage nach seinem Einzuge in Paris plötz-

lich vom Tode ereilt worden, so wäre seine Erscheinung eine der räthselhaftesten in der Geschichte, und seine letzte Unternehmung das erstaunenswertheste Ereigniß seines an überraschenden Wirkungen so reichen Lebens gewesen.

Aber so gut sollte es Napoleon nicht werden, und das Schicksal streng, aber gerecht mit ihm erfahren. Kaum war er wieder in den Tuileries installirt, kaum der erste Jubel seiner Anhänger verklungen, als nicht nur die gewöhnlichen Sorgen und Schwierigkeiten der Regierung für ihn begannen, sondern die Folgen seiner That, die Illusionen, die er selbst gehegt und in Anderen genährt, das Widersprechende, Unhaltbare, in mancher Beziehung Unmögliche seiner Lage hervortraten. Die drei Wochen von seiner Landung bis zu seinem Einzuge in Paris sind, so zu sagen, der poetische Prolog zu dem Drama der hundert Tage gewesen. Die Prosa, und zwar eine mit Staub und Blut gemischte, nahm den Verlauf desselben ein, und erregte lange in der öffentlichen Meinung großen Haß gegen den Urheber so vielen Unheils, bis zuletzt das schwere, obwohl verdiente Unglück des außerordentlichen Mannes eine Versöhnung und Erhebung über die Leidenschaften des Tages herbeiführte.

Napoleon konnte keine seiner der Nation gemachten Versprechungen erfüllen. Die Parteien, die er beruhigen und um das Banner Frankreichs versammeln wollte, wurden durch ihn noch mehr als vorher erregt, und unvereinbar von einander getrennt. Er hatte durch sein Erscheinen den Ruhm Frankreichs wiederherstellen wollen, und rief im Gegentheil eine zweite Eroberung und tiefe Erschöpfung hervor, wie dieses Volk noch nicht erlebt hatte. Selbst seine persönliche Würde und Größe wurde während seiner zweiten Herrschaft vielfach gefährdet. Er war genöthigt, seine Ueberzeugungen zu verhehlen, die ihm entgegengesetztesten Meinungen zu dulden, Personen zu seinem Dienst zu verwenden und ihnen zum Theil sein Geschick anzuvertrauen, von deren Untreue gegen ihn er vollkommen überzeugt war, die ihn das Jahr vorher entweder schmählich verlassen, oder ihn vor noch ganz kurzer Zeit öffentlich und gröblich beleidigt hatten. Außerdem mußte er, was das Demüthigendste für ihn war, mit dem revolutionairen Element in den Massen, das er so lange unterdrückt hatte, sich befreunden, und fand zuletzt in der Nation, die durch seine Rückkehr irre geführt und aus der von ihr eingeschlagenen Bahn plötzlich herausgerissen worden, nicht die Begeisterung und Thatkraft vor, die er vorausgesetzt hatte, und ohne die ein neuer Kampf gegen Europa mit einem noch tieferen Falle als das erste Mal endigen mußte.

Napoleon besetzte sein Ministerium, seinen Staatsrath, die militairischen und administrativen Stellen großentheils mit denselben Männern, die ihm vor seiner ersten Entsagung gedient hatten. Aber diese Ernennungen hingen nicht mehr einzig von ihm ab, wie dies früher der Fall gewesen. Sein erster Sturz hatte nicht gerade die Meinung über seine große Persönlichkeit, aber das Vertrauen auf sein Glück und die Furcht vor seiner Gewalt sehr vermindert. Abgesehen von dem in den höheren und mittleren Klassen zahlreich vertretenen Princip der Legitimität, das gegen Napoleon unversöhnlich war, so regten sich in dem einflußreichen Theile der Nation vornehmlich zwei Parteien, die Napoleon nicht von Hause aus verwerfen, sondern zu seiner Anerkennung und Unterstützung geneigt waren, aber unter der Bedingung, daß er sich ihnen anschloß und ihre Zwecke beförderte. Es waren dies die Konstitutionellen und Republikaner, von denen Erstere durch Benutzung des von Ludwig XVIII. verliehenen Grundgesetzes zahlreich und mächtig geworden, Letztere aber nach dem Fall Dessen, der die Revolution erdrückt hatte, ihre Meinungen wiederum geltend machen wollten. Von den Konstitutionellen waren die Vortheile einer freien Verfassung unter der ersten Restauration schnell begriffen worden, und sie der Willkührherrschaft Napoleon's und seinem Anspruch, sich als den alleinigen Schiedsrichter über das Schicksal Frankreichs hinzustellen, aus Ueberzeugung und Erfahrung entgegen. Sie hofften, daß der große Despot, durch die Katastrophe von 1814 belehrt, sich fortan in verfassungsmäßigen Gränzen halten würde. Im entgegengesetzten Falle waren sie ihn aufzugeben, und, je nach den Umständen, für die Rückkehr Ludwig XVIII. oder die Berufung des Herzoges von Orleans auf den Thron zu wirken entschlossen. Zu Gunsten dieses Prinzen hatte sich im Anfange des Jahres 1815 eine Militairverschwörung im Norden Frankreichs gebildet, an deren Spitze die Generale Lefebvre-Desnouettes und Lallemand gewesen, die aber im Entstehen vereitelt, und durch Napoleon's Landung in Vergessenheit gekommen war. Die Republikaner, großentheils aus den Ueberresten der ersten Nationalversammlung und des Konvents bestehend, glaubten nicht, daß es Napoleon möglich sein würde, sein früheres Regierungssystem wiederherzustellen, und seine Dynastie zu befestigen. Sie sahen ihn als eine isolirte Größe an, nach deren Verschwinden die Republik in ihre natürlichen Rechte zurücktreten würde. Ein aus dem Volkswillen hervorgegangener Kaiser erschien ihnen aber in jenem Augenblick zur Beseitigung der Legitimität nöthig. Obgleich von den Konstitutionellen grundsätzlich verschieden, waren sie zum Anschluß

an dieselben geneigt, wenn Napoleon wieder mit absolutistischen Tendenzen hervortreten sollte.

Die beiden wichtigsten Ministerien in jener Epoche waren die des Innern und der Polizei. Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten waren erst nach davon getragenen Siegen möglich. In Bezug auf das Kriegswesen bedurfte Napoleon nur eines Gehülfen, da er hier überall selbst eingreifen konnte. Aber zur Leitung des öffentlichen Geistes in den Departements und zur Ueberwachung der erklärten und geheimen Gegner des Kaisers reichte dessen persönliche Einwirkung nicht aus. Er brauchte hierzu Männer, welche der Revolution Bürgschaften geleistet, und von den jetzt herrschenden politischen Parteien angenommen werden konnten. Denn Konstitutionelle und Republikaner sahen Napoleon nur als einen Schild für sie gegen das Ausland und die Bourbonen an, waren ihm aber keinesweges um seiner selbst willen zugethan. Napoleon übertrug das Ministerium des Innern an Carnot, der, früher sein entschiedener Gegner, 1814 bei der Gefahr, in welcher Frankreich sich befand, die Vertheidigung von Antwerpen übernommen, und sich dabei ausgezeichnet hatte. Carnot hatte im Konvent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, und war, sonderbar genug, so sehr von der Rechtmäßigkeit dieser Handlung überzeugt, daß er die Restauration ohne Besorgniß für sich, selbst ohne Abneigung gegen dieselbe betrachtet, und Ludwig XVIII. in einer eigenen Denkschrift sogar Rathschläge über seine Regierungsweise mitgetheilt hatte. Die Mißgriffe des Hofes hatten ihn in seine früheren Meinungen zurückgeworfen. Carnot drang bei Napoleon auf eine baldige Einberufung der Kammern, auf eine Reform der Konstitution in liberalem Sinne, und wirkte in dieser Absicht bei den Wahlen zu den General- und Kommunalräthen, der Officiere in der Nationalgarde und bei der Anstellung der Beamten seines Ressorts. Carnot stand damals bei allen Parteien in großem Ansehen, und selbst Napoleon's Menschenverachtung machte mit ihm eine Ausnahme. Ein fester und erfahrener Mann, fehlte es ihm jedoch an einer gewissen Weite und Schärfe des Blickes. Er übersah die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die einer Fortsetzung des Kaiserreiches entgegenstanden, und täuschte sich vornehmlich über zwei Dinge, einmal, indem er im Falle eines Krieges das Wiederaufleben der stürmischen Kraft von 1792 und eine Bewaffnung der Nation in Masse, und dann, indem er eine aufrichtige Bekehrung des Kaisers zu den Ideen einer beschränkten Monarchie für möglich hielt. Aber entweder unterlag Napoleon im Kampfe mit den verbündeten

Mächten, und dann war seine Rückkehr von Elba nichts als ein neuer blutiger Akt in der Tragödie der französischen Revolution, oder er siegte, und dann würde er mit Hülfe der Armee und mit Zustimmung der unteren Volksklassen den Despotismus im Innern wiederhergestellt, und Konstitutionelle und Republikaner in den Hintergrund gedrängt haben. Carnot war in jener Zeit, ohne seine demokratischen Grundsätze aufzugeben, so sehr von Napoleon's Nothwendigkeit für Frankreich überzeugt, daß er, ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und Richter Ludwig XVI., von ihm den Grafentitel annahm. Er glaubte dadurch einen Beweis geben zu müssen, daß er in ihm den rechtmäßigen Souverain des Landes anerkannte.

Ein Mann von ganz entgegengesetztem Charakter, eben so beweglich und treulos als Carnot fest und zuverlässig war, Fouché, Herzog von Otranto, erhielt von Napoleon das Polizeiministerium. Diese Proteusnatur hatte die verschiedensten Gestalten angenommen, war Mönch, Jakobiner, Konventskommissarius und zuletzt einer der Großen des kaiserlichen Hofes gewesen. Fouché hatte für den Tod Ludwig XVI. gestimmt, und der Kaiser es seiner Politik für angemessen gehalten, in seinem Ministerium, im Senat und Staatsrath einige Mitglieder der Partei zu besitzen, von welcher der neuen Ordnung der Dinge dieses blutige Pfand eines unauflöslichen Bundes mit ihr gegeben worden. Während der Schreckenszeit mit mancherlei Freveln befleckt, dann aber Robespierre verdächtig geworden, hatte Fouché nach dem Untergange dieses Demagogen sich immer zu Denen gehalten, welche die Anarchie bekämpften, und sich vom 18. Brumaire an Napoleon angeschlossen, um unter ihm, wie so viele andere Jakobiner, die Früchte der Revolution zu genießen, ohne deren Gefahren ausgesetzt zu sein. Zweimal von Napoleon wegen geheimer Ränke entlassen, hatte er doch immer seinen Titel, seine Reichthümer und einen gewissen Einfluß behalten. Fouché, mit allen Triebrädern der französischen Politik seit zwanzig Jahren, mit der Geschichte der hervorragenden Persönlichkeiten und der inneren Lage der Parteien wie wenige Andere bekannt, war wegen seiner entschiedenen Gewissenlosigkeit zugleich so gefährlich, daß selbst Napoleon's furchtloser Sinn ihn gescheut, und obwohl er ihn haßte, verachtete, von sich entfernt hielt, ihn doch nie durch gewaltsame Maßregeln zur Verzweiflung zu bringen gewagt hatte. Fouché, der seine verwerflichen Eigenschaften durch keinen großartigen Zug in seinem Wesen, wie so manche seiner Zeitgenossen, einigermaßen aufwog, war, obgleich er Napoleon viel verdankte, im Stillen immer sein Feind gewesen, und hatte sich ihm nur gezwungen untergeordnet. Nach

dessen erster Entsagung suchte er, sich auf seine genaue Kenntniß der französischen Zustände stützend, zwischen den Anhängern der Legitimität und der Revolution den Schiedsrichter zu spielen, den einen vor den anderen Besorgnisse einzuflößen, und jedem von ihnen zu verstehen zu geben, daß er die Mittel besitze, ihn vor den Anschlägen des Gegners zu schützen. Er gab eine Denkschrift heraus, worin er der Restauration, als einzigem Anker der Erhaltung, die genaueste Uebereinstimmung mit der Revolution anrieth, was Fouché bei den Liberalen in den Ruf großen Patriotismus brachte, und bei den Royalisten noch die Meinung vermehrte, daß er die leitenden Fäden des Parteigewebes in seiner Hand hielt. Fouché war der obenerwähnten Militairverschwörung unter dem General Lefebvre-Desnouettes, die den Herzog von Orleans auf den Thron setzen wollte, nicht fremd gewesen, hatte aber, als er ihre ungenügenden Mittel erkannt, zu ihrer Vereitelung beigetragen. Als nach den ersten von Napoleon davon getragenen Vortheilen und dem beginnenden Abfall der Truppen Fouché begriff, daß eine Erneuerung des Kaiserreiches nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, that er, um sich den Zugang zu Napoleon's Person frei zu halten, als wirke er in dessen Interesse, so daß der Polizeipräfekt Ludwig XVIII. sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ, während er den Hof zugleich benachrichtigte, er habe sich den Bonapartisten nur deshalb genähert, um sich ihrer Geheimnisse zu versichern. Einige Zeit vorher hatte er sich eine geheime Unterredung mit dem Grafen von Artois zu verschaffen gewußt, und dessen Leichtgläubigkeit nicht nur mit Bewunderung für seine Talente, sondern selbst mit Vertrauen auf seine royalistischen Grundsätze zu erfüllen verstanden.

Napoleon, der von Fouché nicht Alles, besonders nicht aus dieser letzten Zeit, aber genug wußte, um ihn mit Mißtrauen und Abneigung zu betrachten, nahm seine Dienste, obgleich mit innerem Widerstreben, an, weil er die Geschicklichkeit und Erfahrung desselben nicht entbehren zu können glaubte, und weil Fouché nebst Carnot damals für das Haupt der revolutionairen Partei galt, auf die sich der Kaiser so lange zu stützen dachte, bis ihm seine Siege über das Ausland die Wiederherstellung des Absolutismus im Innern möglich gemacht haben würden. Daß Fouché sich im Geheimen den Bourbonen genähert, daß er bei diesen je in Gunst kommen könnte, schien Napoleon, bei der Erinnerung an den Proceß Ludwig XVI., unmöglich zu sein. Der Kaiser hatte in seinem Leben, im Großen wie im Kleinen, mancherlei Veränderungen und Uebergänge gesehen, aber es muß zu seiner Ehre gesagt werden, daß ihm ein Charakter, wie der Fouché's, von jeder inneren Ueberzeugung, von jeder Anhäng=

lichkeit an Personen und Ideen entblößt, fremd und selbst nicht ganz verständlich war, weshalb er auch von einem solchen getäuscht werden konnte. Napoleon war allerdings im höchsten Grade selbstsüchtig, aber es war dies die Selbstsucht eines Eroberers und Helden, der, indem er sich Alles unterordnet, sein eigenes Leben, sei es auf dem Schlachtfelde, oder Revolutionen und Verschwörungen gegenüber, ohne Bedenken auszusetzen entschlossen ist.

Fouché, obgleich immer zum Abfall je nach den Umständen bereit, hielt jedoch in den ersten Wochen nach Napoleon's Ankunft mit seinen Ränken etwas zurück. Auch er war von der Leichtigkeit, mit der die Bourbonen gestürzt worden, geblendet, und wie Carnot eine Zeit lang geneigt, an die Wiederkehr des Napoleon'schen Glückssternes zu glauben. Als er aber die geringe kriegerische Regsamkeit des Volkes für den Kaiser gewahr wurde, und von den Beschlüssen des Wiener Kongresses hörte, besonders aber, als er merkte, daß der sonst so entschiedene und entschlossene Geist Napoleon's zwischen entgegengesetzten Ideen, zwischen Autokratie und Konstitutionalismus, schwankte, da sah Fouché's scharfer und geübter Blick eine zweite Entsagung und eine zweite Restauration voraus, und er richtete demgemäß sein Verhalten ein. Ein Napoleon, der, anstatt die gesammte Jugend des Landes unter die Waffen zu bringen, sich mit halben Maßregeln begnügte, über Verfassung und Preßfreiheit berathschlagte, mehr ermahnte als befahl, mehr drohte als strafte, war in seinen Augen verloren. Von diesem Augenblick an unterhandelte er nicht nur im Geheimen mit Ludwig XVIII., mit Wellington, mit Metternich, um auf alle Fälle sicher zu gehen, sondern er arbeitete Napoleon auch im Innern entgegen, täuschte denselben durch falsche Berichte über die Stimmung des Volkes, die er bald zu günstig, bald zu ungünstig für die kaiserliche Sache darstellte, machte die revolutionaire Partei auf die Schwäche Napoleon's aufmerksam, entmuthigte dessen Anhänger und höhlte den Boden unter demselben so aus, daß er bei dem ersten unglücklichen Schlage zusammenbrechen mußte.

Napoleon hatte, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, seine frühere Stellung in Frankreich wiederzugewinnen, Elba ohne lange Vorausberechnung und sorgfältige Erwägung der Verhältnisse verlassen. Die Leidenschaft, um jeden Preis wieder zu herrschen, riß ihn fort. Er hoffte auf die Begeisterung des Heeres für ihn, und die Abneigung des Volkes gegen die Bourbonen. Ueber die Soldaten hatte er sich nicht geirrt. Seine Erwartungen in dieser Beziehung konnten sogar übertroffen sein. Aber mit der Nation war eine, in Betracht der kurzen Zeit große,

nur unter Franzosen mögliche Umwandlung vorgegangen. Napoleon war nur elf Monate von Frankreich entfernt gewesen, und doch fand er Alles anders, als er es verlassen hatte. Die von Ludwig XVIII. verliehene Verfassung, das Erwachen der parlamentarischen Diskussion, die Polemik der Parteien, die frei gewordene Betrachtung über Vergangenheit und Gegenwart, hatten eine Unabhängigkeit des Urtheiles und Willens hervorgebracht, von der unter dem Kaiserreiche das äußerste Gegentheil stattgefunden. Napoleon, der im Einzelnen sehr oft, wo die Macht nicht anwendbar war, seine Zuflucht zu den Künsten der Täuschung und des Truges nahm, ist jedoch im Ganzen ein von der Güte und Richtigkeit seines Systems überzeugter Selbstherrscher gewesen. Seine geistige Ueberlegenheit, die Umstände, unter denen er sich erhob, das Glück, das ihn so lange begleitete, hatten ihn überredet, daß das französische Volk, indem es ihn auf den Thron setzte, sich nur die Rolle des Gehorsams vorbehalten, und ihm allein das Recht, für dasselbe zu denken und zu handeln, verliehen habe. Als er nun während der hundert Tage aus allen Theilen des Landes den einstimmigen Ruf nach Volksvertretung, Preßfreiheit, konstitutionellen Garantien vernahm, war er innerlich erstaunt, obwohl er äußerlich zustimmte, und hielt diese Richtung des öffentlichen Geistes für eine Krankheit, die während seiner Abwesenheit entstanden, und deren Heilung er, aber erst wenn seine Verhältnisse zum Auslande geregelt sein würden, zu unternehmen sich vorbehielt. In seinem naiven Despotismus brach er einmal bei einer gewissen Gelegenheit gegen seine Vertrauten in die Worte aus: „Wie mir die Bourbonen Frankreich zugerichtet haben! Es wird mir viele Mühe kosten, es wieder auf die rechte Bahn zu bringen!" —

Dieser Widerspruch zwischen der Natur Napoleon's, die gewohnt gewesen war, sich immer nach ihren eigenen Eingebungen zu entscheiden, und der Nothwendigkeit, jetzt auf die Konstitutionellen und Republikaner Rücksicht nehmen zu müssen, die ihm überall beschränkend in den Weg traten, lähmte nicht nur die militairischen Vertheidigungsmaßregeln, die er traf, sondern drückte selbst seinen großen Charakter nieder, und erlaubte ihm nicht, seine ganze Kraft zu entwickeln. In seinem eigenen Ministerium stieß er zuweilen auf Widerstand gegen seine Anordnungen, noch öfter auf Lauigkeit in der Ausführung. Einige seiner Minister, wie Cambacérès, einst sein Gefährte im Konsulat, Caulaincourt, den er seit der Verhaftung des Herzoges von Enghien zu großen Geschäften verwandt, und mehre Andere, die er mit Reichthümern und Würden überhäuft, hatten sich ihm aus Dankbarkeit wieder angeschlossen, aber sie waren nicht mehr, wie

früher, von einer blinden Zuversicht auf sein Glück und seine Macht erfüllt. Sein erster Sturz hatte einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Fouché war ihm im höchsten Grade verdächtig, und doch mußte er seine Gegenwart ertragen, seine Meinungen anhören, und konnte ihn nur wenig beaufsichtigen, weil er ohnedies auf allen Seiten zu thun hatte. Er ahnte die dunkeln und geheimen Minen, die der Herzog von Otranto gegen ihn anlegte, ohne sie hindern oder ihnen entgegenarbeiten zu können. Carnot setzte die Freiheit der Presse durch, die schonungslos gegen Napoleon auftrat, und im Ganzen im republikanischen, hier und da im legitimistischen Sinne geleitet wurde, aber, mit Ausnahme einiger officiellen Blätter, nirgends bonapartistisch war. Man wollte ihn zwingen, die Konfiskation und Sequestration aufzuheben, so daß seine ausgewanderten und flüchtigen Gegner ihre Einkünfte hätten fortbeziehen und gegen ihn anwenden können. „Bin ich nicht mehr Kaiser?“ — sagte er eines Tages zu Carnot. „Ja, Sire, aber mit einer Konstitution!“ — war die Antwort. „Man kennt den alten Arm des Kaisers nicht mehr!“ — rief er zuweilen ungeduldig aus.

Zu diesen großen Verlegenheiten und Hindernissen im Innern kamen noch die drohenden Erklärungen des Wiener Kongresses, die Napoleon einen Kampf ohne Möglichkeit eines Vergleiches ankündigten, und ihm keinen anderen Ausweg als vollständigen Sieg oder gänzlichen Untergang ließen. Man hatte dort schon am 5. März seine Abfahrt von Elba erfahren, ohne zu wissen, wohin er seinen Lauf genommen. Erst drei Tage nachher ward seine Landung an der Küste der Provence bekannt. Dieses Ereigniß war unter die versammelten Souveraine und Diplomaten wie ein Donnerschlag gefallen. Man war in Wien sogleich von der Bedeutung dieser Rückkehr Napoleon's und ihrer Gefahr für Europa durchdrungen, und zu den schnellsten und kräftigsten Anstalten zu seiner Bekämpfung entschlossen gewesen. Alle etwa noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten und Uneinigkeiten hatten aufgehört, und dem einen großen Gefühl des engsten Anschlusses gegen ihn Platz gemacht. Nach allen Hauptstädten flogen Eilboten mit dem Befehl zu kriegerischen Rüstungen und Vorkehrungen. Nie hat wohl sonst ein einzelner Mensch eine so plötzliche und gewaltige Bewegung wie damals Napoleon in der Welt hervorgebracht.

Bereits am 13. März erließen die acht Mächte, die den ersten pariser Frieden unterzeichnet, eine Erklärung, worin Napoleon als der allgemeine Feind und unverbesserliche Störer des Friedens bezeichnet, außerhalb des Schutzes der Gesetze gestellt, den öffentlichen Strafgerichten

preisgegeben, und dem Könige von Frankreich der nachdrücklichste Beistand gegen ihn zugesichert wurde. Es war dies eine Achtserklärung in bester Form, wie sie wohl früher von Fürsten gegen aufrührerische Unterthanen, oder von souverainen Versammlungen, wie das englische Parlament und der französische Konvent, gegen Kronprätendenten oder politische Gegner, wie sie aber nie gegen einen fremden und unabhängigen Machthaber ergangen war. Ein solcher war aber Napoleon auch nach dem Traktat von Fontainebleau geblieben. Elba war ihm mit allen Souverainetätsrechten überlassen worden, und es stand ihm nach dem Völkerrecht unzweifelhaft die Befugniß der Kriegführung zu. Nur Ludwig XVIII. konnte ihn als einen Rebellen ansehen und behandeln lassen. Die übrigen Mächte hatten ihn, mit Ausnahme Englands, als Kaiser, und auch dieses im Frieden von Amiens als Oberhaupt der französischen Regierung anerkannt. Einen Mann, der von der Hand des Pabstes gesalbt, der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich geworden, der unter den gegen ihn jetzt verbündeten Fürsten Bewunderer, selbst Freunde und mehr wie einen Schützling gezählt, als einen Banditenchef hinzustellen, blos weil er besiegt worden und das Verlorene wieder gewinnen wollte, war moralisch eben so unwürdig als politisch unklug, und nicht geeignet, die Achtung vor der monarchischen Würde unter den Völkern zu vergrößern. Denn man mochte sich stellen wie man wollte, mit Ausnahme der Abkömmlinge Ludwig XIV., mußten die übrigen Mächte Napoleon als einen Feind ansehen, den sie bekämpfen, nach seiner Besiegung zu ihrem Gefangenen nach Kriegsgebrauch machen konnten, gegen den sie sich aber nicht zu einer Achtserklärung fortreißen lassen durften. Jenes, die Vorschriften der Gesittung und den Geist der Zeit verletzende Verhalten gegen Napoleon bewies nur, welchen Haß und welche Furcht derselbe in den Herzen der Fürsten zurückgelassen hatte, die früher so oft von ihm besiegt und gedemüthigt worden. Durch die Uebertreibung und Gewaltsamkeit, die in dieser Maßregel lag, wollte man die Möglichkeit eines Vergleiches mit dem wiedererstandenen Gegner von vorn herein entfernen, seine Anhänger schrecken, und die Abneigung der Völker gegen ihn steigern.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich Napoleon 1815 des Thrones bemächtigte, hatte auf den Kongreß großen Eindruck gemacht, und manche der dort versammelten Fürsten und Minister waren geneigt, die Bourbonen der Unvereinbarkeit mit Frankreich anzuklagen, und nur gegen Napoleon, aber nicht für ihre Wiederherstellung, zu den Waffen zu greifen. Der englische Bevollmächtigte gab sogar in diesem Sinne eine bestimmte Erklärung ab. Es tauchte auch hier und da der Gedanke an eine Theilung

Frankreichs auf. Es gelang Talleyrand indessen ohne viele Mühe, die Nothwendigkeit der Wiedereinsetzung Ludwig XVIII. und der Erhaltung des französischen Volkes als eines Ganzen nachzuweisen. Eine Theilung Frankreichs hätte wohl einzelnen deutschen Fürsten gefallen können, die sich dadurch vergrößert oder entschädigt haben würden, aber nie die Zustimmung Englands und Rußlands erlangt. Selbst wenn sie im Augenblick möglich gewesen, würde sie nicht von Dauer geblieben sein. Die Bourbonen zu umgehen, war fast eben so schwierig, da man das Princip der Legitimität als die Grundlage des öffentlichen Rechtes in Europa proklamirt hatte, und dessen Verletzung in einem so entscheidenden Falle Alles in Frage gestellt haben würde.

Am 25. März unterzeichneten Oesterreich, Preußen, Rußland und England ein Bündniß, auf den Vertrag von Chaumont (1. März 1814) gestützt, worin sie sich anheischig machten, den ersten pariser Frieden und die Bestimmungen des Wiener Kongresses aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zwecke jede der drei Landmächte ein Heer von 150,000 Mann aufzustellen, England aber, was zu diesem Kontingent auf seiner Seite fehlen sollte, durch Geld zu ersetzen. Ganz Europa, von St. Petersburg bis Madrid, war bereit, sich gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Man fühlte allgemein, daß es einen Entscheidungskampf galt, der mit der äußersten Anstrengung ausgefochten werden müsse.

Napoleon's ganzes Verhalten in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr von Elba beweist, daß er eine solche Einmüthigkeit gegen ihn nicht erwartet hatte. Einmal hatte er geglaubt, daß der Wiener Kongreß seiner Auflösung nahe sei, anstatt noch zehn Wochen zusammenzubleiben, und dann, daß die einzelnen Mächte sich nicht so schnell und entschieden gegen ihn verbinden würden. Er hatte auf seinem Zuge nach Paris und nach seiner Ankunft daselbst häufig zu verstehen gegeben, daß er in geheimem Einverständniß mit Oesterreich handle, das ihm nächstens seine Gemahlin und seinen Sohn wiedergeben werde, daß kein europäischer Bund gegen ihn bestehe, und demnach kein Angriff des Auslandes zu erwarten sei. Um diese Täuschung fortzusetzen, hatte er sogar an der Gränze Alles zu einem Empfange der Kaiserin Marie Luise und des Königs von Rom vorbereiten lassen. Er trat in jener ersten Zeit nach seiner Rückkehr bei jeder Gelegenheit mit der Erklärung auf, daß er allen Eroberungsplänen entsagt habe, sich fortan nur mit dem inneren Glücke Frankreichs beschäftigen wolle, und hoffe, in diesem Werk von den fremden Mächten nicht gestört zu werden. Da er aber selbst am besten wußte, wie falsch solches Vorgeben war, so mußte er gleichwohl sich zum Kriege

rüsten, konnte dies aber nicht mit der nöthigen Kraft und Oeffentlichkeit thun, weil dies seinen friedlichen Versicherungen zu sehr widersprochen haben würde. Diese doppelte Rolle, die er spielte, verlieh nicht nur seiner ganzen Lage etwas Schiefes und Halbes, sondern schwächte in ihm selbst den Muth zu großen Entschließungen, und ließ ihn über unerfüllbaren Erwartungen eine kostbare Zeit verlieren.

Eine Zeit lang hatte Napoleon die Kenntniß von den Erklärungen und Beschlüssen des Wiener Kongresses gegen ihn den Massen in Frankreich zu entziehen gewußt. Als dies endlich unmöglich geworden, und er, da seine Eröffnungen von den fremden Mächten unerwiedert blieben, seine Eilboten an den Gränzen zurückgewiesen wurden, die Wahrheit nicht länger verhehlen konnte, so erschrak die Nation um so mehr über den sie von allen Seiten her bedrohenden Sturm, je weniger sie durch Napoleon's Schuld auf den Ausbruch desselben vorbereitet war. Dieses Spiel der Täuschung war mehr eines Komödianten als eines Heros würdig. Napoleon mußte, da er wohl voraussetzen konnte, daß seine Feinde seine zweite Herrschaft noch weniger als die erste ruhig anerkennen würden, gleich nach seiner Ankunft in Paris die Begeisterung der Einen, den Schrecken der Anderen, die Ueberraschung Aller dazu benutzen, um bis nach erlangtem Frieden eine militairische Diktatur an sich zu reißen, eine allgemeine Bewaffnung anzuordnen, wozu die Mittel vorhanden waren, und anstatt den Angriff des Auslandes zu erwarten, demselben zuvorkommen, und viel eher, als er gethan, an der Gränze erscheinen. Die Verbreitung falscher Friedenshoffnungen unter einem Volke, das man zu einem Kampfe auf Leben und Tod führen wollte, und Berathungen über Verfassungsentwürfe waren sehr ungeeignete Vorkehrungen von Seiten eines Mannes, der gegen den Willen von ganz Europa einen schon einmal verlorenen Thron behaupten wollte. Er, der sonst immer das Nothwendige augenblicklich erkannt und blitzschnell ausgeführt hatte, zeigte sich gerade in der gefährlichsten Lage seines Lebens zögernd und unentschlossen. Es ist aber keiner menschlichen Kraft, so groß sie auch sein mag, gegeben, durchaus widerstrebender Situationen Herr zu werden, und Napoleon befand sich während der hundert Tage in einem solchen Fall.

Während Napoleon von dem tödtlichen Hasse der großen Mächte bedroht war, und in Frankreich nicht die begeisterte Unterstützung fand, auf die er gerechnet hatte, verlor er den einzigen Bundesgenossen, den er damals besaß. Joachim Murat, König von Neapel, war von Napoleon's Absicht, nach Frankreich zurückzukehren, von Elba aus unterrichtet worden. Er sah dies Unternehmen als sein eigenes an, und machte von

dessen Gelingen seine Erhaltung abhängig, denn er wußte, daß auf dem Wiener Kongreß sein Untergang beschlossen war. In der That hatte sich ein französisches Heer in Savoyen zu versammeln angefangen, das, sobald es die nöthige Stärke erreicht haben würde, Murat zu Lande angreifen, während sich der vertriebene König Ferdinand mit englischer Hülfe von Sicilien aus gegen ihn in Bewegung setzen sollte. In Kalabrien glimmte das Feuer unter der Asche und war Alles zum Aufstande gegen den ausländischen König bereit. Oesterreich hatte Murat zwar anerkannt, aber nicht zu vertheidigen versprochen, und von England war im vorigen Jahre nur ein Waffenstillstand mit ihm abgeschlossen worden, so daß es die Hände gegen ihn frei hatte. Ohne eine Veränderung in der Lage Europa's war der König von Neapel verloren, und deshalb von ihm so begierig auf Napoleon's Eröffnungen eingegangen worden. Er hatte sich den letzten Winter über auf den Krieg vorbereitet. Sein Heer war zahlreich, sein Schatz hinreichend versehen. Seine eigenen Hülfsmittel hätten dessenungeachtet unzureichend erscheinen können. Aber er rechnete auf die Unzufriedenheit der Italiener mit den ihnen wieder aufgedrungenen Regierungen in Rom, Modena, Turin, und auf die gereizte Stimmung in der Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreiches, wo das meiste Nationalgefühl lebte, und die fremde Herrschaft unter den mittleren Klassen durchgängig, aber auch in einem Theile der höheren und niederen, mit Widerwillen ertragen wurde. Murat glaubte, daß, wenn er an der Spitze eines regelmäßigen Heeres sich dem italienischen Volke zum Befreier anbot, die vielen alten, in den Napoleon'schen Kriegen ausgebildeten und jetzt entlassenen Soldaten ihm zuströmen, und die Massen mit sich fortreißen würden. Das Unternehmen war schwierig, und das Gelingen sehr zweifelhaft. Aber Murat's Ueberschätzung seiner Streitkräfte und seine Ungeduld, es zu einer Entscheidung zu bringen, veranlaßte ihn überdies zu einer zu frühen Schilderhebung, ehe Napoleon noch selbst zum Kampfe gerüstet war, wodurch er die ohnedies geringen Aussichten auf Erfolg vollends verlor.

Auch Murat hatte, wie Napoleon, große Hoffnungen auf die angeblich auf dem Wiener Kongreß herrschende Uneinigkeit gegründet. Um einen Vorwand zu militairischen Operationen zu haben, verlangte er von Oesterreich die Erlaubniß zum Durchmarsch durch Oberitalien, um die in Savoyen stehenden Truppen Ludwig XVIII. anzugreifen, deren Bestimmung gegen ihn er kannte. Zu diesem Korps gehörte das Regiment, das unter Labedoyere nicht lange darauf bei Grenoble zu Napoleon überging. Als Murat seines Schwagers Landung in Frankreich er-

fahren, brach er, selbst bevor dieser noch in Paris angekommen, los. Er theilte seine Streitkräfte in zwei Abtheilungen. Zwölftausend Neapolitaner besetzten Rom, das der Pabst verlassen hatte, und mit dreißigtausend Mann rückte Murat selbst gegen Ankona vor. Die österreichische Macht war der seinigen bei Weitem überlegen. Der österreichische Obergeneral Frimont stand mit 60,000 Mann am Po, und General Nugent hatte einen Theil von Toskana besetzt. Am 30. März erließ der König von Neapel von Rimini aus eine Proklamation an die Völker Italiens, worin er sie zur Ergreifung der Waffen, um die Unabhängigkeit und Einheit ihres Landes zu erkämpfen, aufforderte, und ihnen zur Erringung dieses Preises sein Schwerdt anbot.

Der Theil des neapolitanischen Heeres, den Murat selbst befehligte, schlug die Oesterreicher bei Bologna, wobei er sich, wie immer, durch seine persönliche Tapferkeit hervorthat. Er nahm Modena ein, dessen Herzog die Flucht ergriff. Aber während er selbst gegen Norden vordrang, wurde sein zweites Korps von den Oesterreichern unter Neipperg aufgehalten, und befand sich von ihm durch einen weiten Zwischenraum getrennt. Er befahl diesen Truppen, Florenz zu verlassen, und sich mit ihm bei Ankona zu vereinigen, wohin er sich selbst von Bologna zurückzuziehen beschloß. Aber die Erhebung der Bevölkerung gegen die Oesterreicher, auf welche der König von Neapel gerechnet, erfolgte nirgends. Einige hundert junge Leute aus den gebildeten Klassen, meist Studirende, waren allein seinem Rufe gefolgt. Er gewahrte, daß er unter solchen Umständen zu schwach war, um den Oesterreichern zu widerstehen, und wollte sich den Gränzen seines Reiches nähern, um dort Verstärkungen heranzuziehen. In Macerata fand er die zweite Abtheilung seines Heeres, die er aus Toskana herbeigerufen. Aber auch die österreichischen Generale Bianchi und Neipperg hatten sich vereinigt, und folgten ihm auf dem Fuße. Bei Macerata wandte sich Murat gegen den Feind, und drängte ihn bis Tolentino zurück. Hier kam es am 2. Mai zu einer Schlacht, die unentschieden blieb. Murat gedachte den Kampf am anderen Tage zu erneuern, als plötzlich zwei Eilboten in seinem Lager eintrafen, von denen der erste ihm die Nachricht von einem allgemeinen Aufstande in Kalabrien zu Gunsten des Königs Ferdinand, der andere aber die von der Niederlage seiner Reserven bei Introdocco durch die Oesterreicher, und der bedenklichen Stimmung der Hauptstadt brachte, wo die unteren Klassen das Beispiel Kalabriens nachzuahmen sich anschickten. Seine Familie und Krone in Gefahr sehend, trat er sogleich den Rückzug an. Die Oesterreicher begannen jetzt, ihn auf allen Seiten

zu drängen. Er that auch hier alles Mögliche, um den Feind aufzuhalten, und war überall in den vordersten Reihen und auf den gefährlichsten Punkten zu sehen. Aber sein Heer, durch den nächtlichen Marsch in Verwirrung gesetzt, überall von überlegenen Kräften angegriffen, löste sich am anderen Tage so auf, daß er nirgends mehr Stand halten konnte. Als er auf der Gränze seiner Staaten ankam, war er nur noch von seinem Generalstabe und einiger Reiterei umgeben, die sich in den folgenden Tagen ebenfalls zerstreute.

Während Murat sich noch mit der Hoffnung trug, durch seine persönliche Gegenwart neue Streitkräfte zu sammeln, war sein Schicksal schon entschieden. Die Besatzung der Festung Kapua, auf die er sich besonders verlassen, 6000 Mann stark, empörte sich gegen ihre Officiere, zerstreute sich in der Umgegend, und verbreitete ihre Zuchtlosigkeit und Entmuthigung unter den Truppen, welche noch die Hauptstadt und deren Forts inne hatten. Eine englische Flotte unter dem Kommodor Campbell erschien vor Neapel, verlangte die Auslieferung der Schiffe und des Arsenals, und drohte im Weigerungsfalle die Stadt zu bombardiren. Die Lazzaronen waren zum Aufstande bereit. Um dieselbe Zeit kam Murat, nur von wenigen Getreuen begleitet, in dem Lustschlosse Kaserta an, wo er diese traurigen Nachrichten empfing. Er beauftragte die Generale Carascosa und Coletta, mit den Oesterreichern über die Uebergabe der Hauptstadt zu unterhandeln. Am Abend traf er selbst in Neapel ein, wo er seine Gemahlin bereit fand, sich mit ihren Kindern an Bord eines englischen Schiffes zu begeben, um nach Triest gebracht zu werden. Nach einem schmerzlichen Abschied von dieser Frau, die ihm von seiner Schilderhebung gegen die Oesterreicher abgerathen hatte, jetzt aber deren Folgen mit großer Seelenstärke ertrug und ihn aufzurichten suchte, verließ er am andern Morgen verkleidet und nur mit zwei Gefährten den Palast und die Stadt, wo er sieben Jahre lang als König gewaltet hatte. Er irrte am Strande von Puzzuoli umher, bis er eine Barke fand, die ihn nach der Insel Ischia brachte. Dort wurde er von einigen treuen Anhängern erreicht, und vernahm die Nachricht von dem Einzuge der Oesterreicher in Neapel. Er segelte nach Frankreich und landete am 28. Mai an derselben Stelle, wie Napoleon zwölf Wochen vorher, so, als hätte er in jeder Beziehung in dessen Fußtapfen treten wollen.

Murat wagte es nicht, in Erinnerung seines Abfalles von seinem Schwager und Wohlthäter im vorigen Jahre, sich ohne Weiteres nach Paris zu begeben, sondern schrieb an Fouché, um durch diesen Napoleon seine Dienste anbieten zu lassen. Napoleon, der sich eben zum Kampfe

vorbereitete, und wohl wußte, welchen Werth der ehemalige König von Neapel für ihn auf dem Schlachtfelde und besonders an der Spitze der Reiterei haben konnte, verwarf unerklärbarer Weise Murat's Anerbietungen, der gezwungen war, während der großen Ereignisse, die sich bald zutragen sollten, müßig und unter einem angenommenen Namen in der Nähe von Toulon zu leben. Napoleon, sei es, daß er gegen seinen Schwager, ungeachtet der in Elba angeknüpften Verbindung, noch von Zorn erfüllt war, oder, was das Wahrscheinlichere ist, die Berührung mit dessen Unglück scheute, und nicht einen eben entthronten König in seiner Nähe haben wollte, handelte in diesem Falle seinem eigenen Vortheile entgegen. Denn Murat, in dem Entscheidungskampfe am 16. und 18. Juni die französische Kavallerie führend, würde der Schlacht vielleicht eine andere Wendung gegeben haben, wie Napoléon später selbst gestanden hat. Es wird zur geeigneten Zeit Murat's persönlichen Ausgangs gedacht werden.

Um dieselbe Zeit, wo Murat, in der Hoffnung, die Krone Italiens auf sein Haupt zu setzen, an der Spitze einer glänzenden Armee den Krieg begann, der so unglücklich für ihn endigen sollte, kam Ludwig XVIII., aus seinem Lande vertrieben, mit kleinem Gefolge und einigen Freiwilligen seiner Garde in Gent an. Sein vertrautester Günstling, der Graf und nachmalige Herzog von Blacas, von ihm 1814 zum Minister des königlichen Hauses ernannt, begleitete ihn und machte sein ganzes Kabinet aus. Erst später fanden sich einige seiner Minister ein, um auch während seiner Verbannung der Form nach eine Regierung zu bilden. Blacas, aus einer altadeligen, aber wenig ausgezeichneten Familie der Provence stammend, noch sehr jung beim Ausbruch der Revolution ausgewandert, war schon in Verona, wo Ludwig XVIII. den Tod seines Neffen erfuhr und von den Royalisten als der rechtmäßige Herrscher anerkannt wurde, in dessen Nähe gewesen, hatte später alle Glückswechsel mit ihm getheilt, und war ihm unentbehrlich geworden. Blacas stand unter allen Umgebungen des Königs dem veränderten Geiste der Zeit und den Ueberzeugungen und Bedürfnissen des neuen Frankreichs am Fernsten da. Er that nicht nur so, sondern er glaubte wirklich, daß die Epoche der französischen Geschichte von 1789 bis 1814 ohne Berechtigung und Verbindlichkeit für die zurückgekehrten Bourbonen, und überhaupt so gut wie nicht vorhanden gewesen. Für ihn war Frankreich gewissermaßen nur in der Person des Königs und seiner Familie enthalten, und die Republik und das Kaiserreich galten in seinen Augen für eine lange Empörung, die endlich besiegt worden. Er hatte, sich dem Willen

seines Gebieters unterordnend, die neuen Zustände und die konstitutionelle Charte äußerlich anerkannt, aber in der Hoffnung, daß sie nur den Uebergang zu der Wiederherstellung der alten Monarchie bilden würden. Obgleich ohne Einfluß auf den Gang der Regierung im Großen und Ganzen, hatte er, da er immer in der Nähe des Königs war, in vielen einzelnen Fällen zu den ungeeigneten und verkehrten Maßregeln beigetragen, durch die ein großer Theil der Nation gegen die Restauration eingenommen, und die Rückkehr Napoleon's erleichtert worden war. Blacas war aber nicht nur seiner Grundsätze wegen der liberalen Partei, sondern auch den gemäßigten Royalisten, die ihm die Unpopularität der Bourbonen zuschrieben, verhaßt geworden, und selbst am Hofe und in der königlichen Familie wenig geliebt, da er, stolz auf seine Gunst, nach Niemand fragte, und sich nur dem Könige unterordnete.

Die Mitglieder der königlichen Familie hatten, mit Ausnahme zweier bejahrten Prinzessinnen, der Wittwe des in der Revolution umgekommenen Herzoges von Orleans und der Herzogin von Bourbon, Frankreich verlassen müssen. Der Graf von Artois und der Herzog von Berry waren Ludwig XVIII. nach Gent gefolgt. Der Herzog von Angouleme, der sich eine Zeit lang gegen die Napoleon'schen Streitkräfte zu behaupten gesucht, war, zuletzt von den meisten seiner Truppen verlassen, genöthigt worden, sich im Hafen von Cette nach Spanien einzuschiffen. Er ging nach Madrid, um von dort aus bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder in den Gegenden zwischen der Garonne und Rhone erscheinen zu können, wo die Bourbonen, namentlich in den größeren Städten, viele Anhänger besaßen. Die Herzogin von Angouleme, die, nach der Abreise ihres Gemahls zur Uebernahme des Oberbefehls über die im Süden gegen Napoleon versammelten Truppen, allein in Bordeaux zurückgeblieben, um die Garnison in der Treue gegen den König zu erhalten, war durch deren Abfall ebenfalls zur Einschiffung gezwungen worden. Sie begab sich nach London, von wo sie nach Gent ging. Der Herzog und die Herzogin von Angouleme haben unter allen Mitgliedern ihres Hauses in jener Epoche den meisten persönlichen Muth gezeigt. Der Herzog von Bourbon, der von seiner Sendung nach der Bretagne unverrichteter Sache zurückgekommen, hatte sich mit seinem Vater, dem hochbejahrten Prinzen von Condé, nach Brüssel zurückgezogen. Der Herzog von Orleans war nach England gegangen, wo er bis zu Napoleon's Sturz blieb. Er fürchtete, daß er, wenn er sich in die Nähe Ludwig XVIII. begab, gezwungen werden könnte, an dem Kriege einen thätigen Antheil zu nehmen, und die Waffen gegen Frankreich zu tragen,

was er um jeden Preis vermeiden wollte. Es war offenbar, daß ihm viel daran lag, in den Augen der Nation nicht mit seinen Verwandten der älteren Linie verwechselt zu werden, um sich und seinen Söhnen nicht gewisse Aussichten und Möglichkeiten zu benehmen. Sein Benehmen war, wie immer, mehr vorsichtig und klug, als treu und offen.

Aber das alte Königshaus war nicht nur wieder aus Frankreich verbannt, sondern auch der einzige, von einem Theile der Bevölkerung ausgehende Versuch zu seiner Wiedereinsetzung wurde im Entstehen erstickt. Die Truppen waren entweder überall sogleich zu dem Kaiser übergegangen, oder hatten, wie unter dem Herzog von Angouleme, den Widerstand einzelner treu gebliebenen Generale nicht lange unterstützt. In manchen Gegenden war das Landvolk, der vielen Kriege und unaufhörlichen Aushebungen müde, der Rückkehr Napoleon's durchaus nicht hold, hatte sich ihm aber, von dem Beispiel der Soldaten verführt und an die Unterwerfung unter die von Paris ausgehenden Anordnungen gewöhnt, willenlos hingegeben.

In der Vendée allein, wo die großen Kämpfe gegen den Konvent damals noch in frischem Andenken standen, erhob sich auf den Ruf eines der populairen Namen des Landes das Volk zu Gunsten Ludwig XVIII. Dort erschien plötzlich, aus Gent, wohin er den König begleitet, zurückgekehrt, Ludwig de la Rochejacquelein, der Bruder des berühmten Heinrich de la Rochejacquelein, der im Jahre 1793 mit so großem Muth für die Sache der Monarchie gefochten, und in ihrem Dienst gefallen war. Von England aus mit Geld und Munition unterstützt, brachte Ludwig de la Rochejacquelein bald mehre tausend Landleute zusammen, die ihm überall hin zu folgen entschlossen waren. Von Neuem ertönten, wie zweiundzwanzig Jahre vorher, in allen Kirchspielen die Sturmglocken, und auf allen Thürmen wurden die weißen Fahnen aufgezogen. Es gab einen Augenblick, wo de la Rochejacquelein sich schmeicheln durfte, mit vierzig- bis fünfzigtausend Mann gegen Paris aufbrechen zu können. Aber die Uneinigkeit unter den Führern, die schon im ersten Vendéekriege so verderblich gewirkt, und Fouché's Ränke vereitelten die Ausführung des kühn begonnenen Unternehmens. Der Herzog von Otranto hatte, in seiner Eigenschaft als Polizeiminister mit der Stimmung aller Landestheile bekannt, die Vendée seit Napoleon's Rückkehr nicht aus den Augen verloren. Er wünschte dort, wie überall, einzelne Versuche, die Ruhe zu stören, um sich aus deren Vereitelung bei Napoleon ein Verdienst zu machen, aber keine massenhafte Erhebung, die dem Kaiser ernste Verlegenheiten hätte bereiten können. Es lag nicht in seinem Plan, die

Bourbonen durch ihre Anhänger wieder eingesetzt zu sehen. Seine Absicht war, die Parteien gegen einander in Aufregung zu erhalten, es aber zu keinem großen Konflikt kommen zu lassen, um Ludwig XVIII., nach der Besiegung Napoleon's durch die verbündeten Mächte, die er voraussah, ein so viel als möglich uneiniges und zerrissenes Frankreich zu übergeben, und sich, als den, der es allein beruhigen und aussöhnen könne, unentbehrlich zu machen. Als Fouché von dem Aufstande in der Vendée hörte, gewann er mehre der royalistischen Häuptlinge für die Meinung, daß dieser Versuch nur das Unglück jener Gegenden, ohne Vortheil für den König, nach sich ziehen werde, dessen Sache in den großen an der Gränze zu erwartenden Kämpfen entschieden werden müsse. Napoleon werde immer noch Zeit genug haben, ehe die Würfel in Belgien gefallen, den Aufstand zu bezwingen, und sich für denselben an der Bevölkerung zu rächen. Diese Vorstellungen fanden Eingang. Die unter den vendéeischen Anführern vorhandene Eifersucht auf einander nahm überhand. Viele unter ihnen versagten de la Rochejacquelein den Gehorsam, und verfuhren nach eigenem Ermessen. Die bewaffneten Bauern, welche der Uneinigkeit und Zögerung ihrer Führer gewahr wurden, verloren den Muth oder glaubten an Verrath und verliefen sich. Der General Lamarque, dem Napoleon den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in den Departements an der Loire übergeben, bewies große Kraft und Klugheit. Ludwig de la Rochejacquelein, der die Hoffnung auf Erfolg nicht verloren, und durch sein Beispiel die Bevölkerung von Neuem entflammen wollte, wagte einen Angriff auf den viel stärkeren Feind, und fiel, seines Namens würdig, an der Spitze der ihm treu gebliebenen Schaaren. Bald nach ihm kam einer der ersten Anführer aus der Zeit des großen Vendéekrieges, Suzannet, ein Verwandter de la Rochejacquelein's, und außerdem ein Neffe des berühmten Charette, um, worauf sich Alles zerstreute und unterwarf. Gegen Ende des Monats Mai war der Aufstand, und mit ihm der einzige Versuch einer nationalen Erhebung für die Bourbonen, erloschen.

So lange noch die betäubende Wirkung von Napoleon's Wiederkehr fortdauerte, die Beschlüsse des Wiener Kongresses und die Rüstungen der Verbündeten in Frankreich unbekannt blieben, war Ludwig XVIII. in Gent ziemlich verlassen gewesen. Obgleich ihm dieses zweite Exil, nachdem er einmal den Triumph seiner Hoffnungen erlebt, noch schmerzlicher als das erste fallen mußte, so verlor er doch nichts von der ihm gewöhnlichen Heiterkeit und Klarheit des Geistes, und sah der Lage der Dinge in Frankreich mit der Ueberzeugung eines endlichen Sieges seiner Sache

zu. Als man bemerkte, daß es Napoleon nicht gelang, eine allgemeine Bewaffnung hervorzurufen, als man seine Bedenklichkeiten und Zögerungen gewahrte, und ihn von den Konstitutionellen überwacht und beschränkt sah, verbreitete sich in den aufgeklärten Klassen die Meinung, daß seine zweite Herrschaft nicht von Dauer sein werde. In Folge dessen kamen allmälig immer mehr Anhänger der Bourbonen oder auch solche, die nur diese Rolle in Hoffnung auf spätere Belohnung spielten, in Gent zusammen. Auch eine Anzahl der aufgelösten Garden des Königs sammelte sich in der Nähe seiner Residenz, und wurde unter den Befehl des Herzoges von Berry und des Marschalls Marmont gestellt, der, nebst Augereau und Talleyrand, von Napoleon geächtet war. Die ersten Publicisten Frankreichs, Chateaubriand, Bertin, Beugnot, Guizot, vereinigten sich zur Herausgabe eines Journals: „le Moniteur de Grand" genannt, worin die Principien der Legitimität, aber in Verbindung mit der von Ludwig XVIII. verliehenen Verfassung gebracht, mit großem Talent vertheidigt wurden. Da Napoleon es nicht wagte, eine militairische Diktatur an sich zu reißen, überhaupt im Innern keine kräftigen Vertheidigungsmaßregeln gegen die ihm feindlichen Parteien traf, so verbreiteten sich die in Gent ausgesprochenen Meinungen durch ganz Frankreich und gewannen dem Königthum immer mehr Anhang. Ludwig XVIII. war in seiner Privatwohnung in Gent bald von mehr ausgezeichneten Namen, die militairischen ausgenommen, als Napoleon in den Tuileries umgeben. Aber mancherlei Meinungsverschiedenheiten und selbst Ränke schwächten den Einfluß der Ideen, die von Gent aus auf Frankreich übergingen. Die unverbesserliche Partei der Ultraroyalisten, den Grafen von Artois an der Spitze, arbeitete, so viel sie konnte, den freisinnigen Ueberzeugungen des Königs entgegen, und suchte ihm die Wiederherstellung des Absolutismus als den einzigen Anker des Heiles darzustellen. Seine Minister fanden sich deshalb zu einer von Chateaubriand verfaßten Erklärung an ihn veranlaßt, die zugleich als ein Manifest an die Nation gelten konnte, worin sie ihm zwar eine bis zum Tode gehende persönliche Treue gelobten, aber ihre Stellen aufgeben zu müssen drohten, wenn seine Politik nicht mit der Konstitution übereinstimmen würde. Aber Ludwig XVIII. war, so sehr ihn auch seine zweite Verbannung und die Unterwerfung der großen Mehrheit des Volkes unter Napoleon verletzt haben mochte, zu aufgeklärt, um die Erneuerung einer unumschränkten Monarchie in Frankreich für möglich zu halten. Er versicherte im Gegentheil bei jeder Gelegenheit ein unverbrüchliches Festhalten an der von ihm 1814 eingeschlagenen Bahn.

11. Die Zusatzakte. — Maifeld. — Eröffnung der Kammern. — Schlachten von Ligny und Quatre=Bras. — Niederlage bei Waterloo. — Napoleon's zweite Abdankung.

Wenn schon in Gent, in der Nähe Ludwig XVIII., der sich auf die Hülfe des fast ganz absolutistischen Kontinents verlassen konnte, über Verfassung und Freiheit als für Frankreich unentbehrliche Dinge verhandelt wurde, so war dies noch weit mehr in Paris, am Heerd der Revolution, und unter den Umgebungen des von allen Mächten geächteten Napoleon der Fall. Die konstitutionelle Charte Ludwig XVIII. hatte in dieser Beziehung eine große Veränderung hervorgerufen, und die unter Napoleon's Regierung erstarrten politischen Ideen wieder in Fluß gebracht. Obgleich der Widerspruch zwischen einer Verfassung, die für Krone und Volk gleich verbindlich sein sollte, und einer Dynastie, die ein älteres Recht, als diese Verfassung verlieh, für sich in Anspruch nahm, sich nicht ganz verhüllen ließ, so hatte die Nation sich während des ersten Jahres der Restauration thatsächlich im Besitz der Freiheit befunden, und, bei dem milden und friedlichen Charakter des alten Königshauses, die Vereinigung der Konstitution mit der Legitimität für möglich gehalten. Aber unter einem Napoleon, der die Republik zerstört, und, auf sein Schwerdt gestützt, sich zum unumschränkten Herrn Frankreichs gemacht, glaubte man nicht, sich mit den Zugeständnissen der Bourbonen begnügen zu können, sondern mehr Gewährleistungen gegen die Wiederkehr des Despotismus fordern zu müssen. Daher das Dringen auf Anerkennung der Volkssouverainetät von Seiten der Konstitutionellen und Republikaner, und das Verlangen nach einer Einberufung der Kammern.

In dem, kurz vor Napoleon's Einzug in Paris, auf Antrag des Deputirten Barrot, von der damaligen Volksvertretung gefaßten Beschlusse, den Krieg gegen ihn für einen nationalen zu erklären, ward als Grund angegeben, daß er die Principien von 1789 und die Rechte der Nation verletzt habe, und selbst Labedoyere und Ney glaubten ihren Abfall dadurch beschönigen zu müssen, daß sie vorgaben, die Freiheit sei von den Bourbonen bedroht gewesen. Napoleon, der diese Stimmung bei seiner Rückkehr vorfand, hielt es für nothwendig, ihr für den Augenblick nachzugeben, und das Volk durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen. Aber auf beiden Seiten täuschte man sich. Napoleon gelang es nicht, ungeachtet des demokratischen Scheines, mit dem er sich umgab, die Massen zu einer allgemeinen Erhebung für ihn zu stimmen, und diese würden, wenn das Glück der Schlachten den Kaiser

begünstigt hätte, sehr bald dessen Rückkehr zu dem früheren System gesehen haben. Für Napoleon war, seinen Charakter, die Art, wie er sich der Regierung bemächtigt und sie so lange ausgeübt hatte, in Betracht gezogen, eine beschränkte und getheilte Herrschaft eine Unmöglichkeit geworden, und er rief durch den Versuch ihrer Einführung nicht nur eine Menge von Hindernissen gegen sich hervor, sondern schwächte auch den Eindruck seiner persönlichen Größe. Die einzige Möglichkeit der Rettung für ihn wäre die Annahme einer militairischen Diktatur, ohne alle andere Dazwischenkunft, gewesen. Er hätte in diesem Fall seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorbereitungen zum Kriege richten können, während er so genöthigt war, zugleich an die Besiegung des Widerstandes im Innern zu denken. Die in den höheren und mittleren Klassen vorhandene moralische Opposition gegen ihn wäre nicht zu einer politischen geworden, wenn er nicht die Formen eines konstitutionellen Souverains hätte annehmen wollen. Eine unzähmbare Herrschsucht hatte ihn in Frankreich landen lassen, und die Begeisterung des Heeres seinen Thron wiederhergestellt. Er mußte sich deshalb auch einzig, so lange er von außen bedroht wurde, auf die Waffen verlassen, und keine andere nationale Repräsentation als sein Kriegsvolk gelten lassen. Da sein Unglück nicht seine Ueberzeugungen verändert hatte, und er sich nie aufrichtig zu den Grundsätzen der Freiheit bekannt haben würde, so war die Haltung, die er während der hundert Tage annahm, ein trügerisches Spiel, das ihn mit sich selbst in Widerspruch setzte, seine Stellung noch schwieriger machte, und einen schnelleren Sturz für ihn herbeiführte, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Napoleon hatte mit innerem Widerstreben, aber von seinen Umgebungen gedrängt, in eine Veränderung der Verfassung des Kaiserreiches eingewilligt, die der Volksvertretung einen ausgedehnteren Antheil an der Gesetzgebung und den einzelnen Bürgern mehr Sicherheit für ihre Personen gewähren sollte. Er bediente sich zu dieser Arbeit eines geborenen Wadtländers, Benjamin Constant, der aus einer adeligen, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtig gewordenen französischen Familie stammte, während der Revolution aber in Frankreich naturalisirt worden war. Benjamin Constant war unter dem Konsulat mit der konstitutionellen Partei, auf die Frau von Staël großen Einfluß ausübte, und, mit dieser selbst in Verbindung getreten, durch seine Opposition im Tribunat Napoleon mißfällig geworden, ragte aber mehr durch Geist und Kenntnisse als durch Charakter und Moralität hervor. Obgleich von Natur frei und edel gesinnt, war er doch nicht abgeneigt, entgegengesetzten

Einflüssen nachzugeben, sobald es dabei eine Rolle für ihn zu spielen gab, und seine beständigen finanziellen Verlegenheiten, aus einer übel geordneten Lebensweise entspringend, machten ihn von den Umständen abhängig. Benjamin Constant hatte kurze Zeit vor Napoleon's Einzuge in Paris in den Journalen einen Artikel gegen ihn erscheinen lassen, worin er ihn einen gehässigen Tyrannen, einen Blutmenschen, schlimmer als Attila und Dschingiskhan, nannte, auf das Verdienst der Restauration um Gründung der bürgerlichen Freiheit, ungeachtet der begangenen Fehlgriffe, hinwies, und damit schloß, nichts mit der Regierung des Usurpators zu thun haben zu wollen. Napoleon, der die Menschen zu gering achtete, um auf ihre Ueberzeugungen Werth zu legen, oder überhaupt nicht an deren Vorhandensein, wenigstens nicht in der politischen Sphäre, glaubte, ließ Constant, ohne Rücksicht auf jene ihm wohlbekannte Erklärung, wenige Tage nach seiner Ankunft rufen, sprach viel von seiner Absicht, fortan in der Art eines konstitutionellen Fürsten zu regieren, und bot ihm die Stelle eines Staatsrathes an. Benjamin Constant, der in der vermeintlichen Bekehrung des Kaisers einen Vorwand fand, ihm seine Dienste zu widmen, ging auf das Anerbieten ein. Napoleon übertrug ihm die Ausarbeitung des theoretischen und allgemeinen Theiles des neuen Verfassungswerkes, und wußte Benjamin Constant, der sich außerdem zu ihm in einer schiefen und abhängigen Stellung befand, durch seine geistige Ueberlegenheit so zu leiten, daß diese Konstitution im Wesentlichen nicht viel liberaler als die frühere ausfiel. Da Napoleon aber so wenig als möglich seiner Vergangenheit entsagen wollte, so wurde diese Verfassung nicht als etwas Neues und Selbstständiges, sondern nur als ein Zusatz zu dem, was schon vorhanden war, bezeichnet, und „acte additionnel" genannt. Sie wurde, wie die meisten früheren Konstitutionen von 1793 an, einer allgemeinen Abstimmung unterworfen, zu der sich aber kaum der dritte Theil der Stimmberechtigten einfand, und angenommen. Napoleon hatte schon von Lyon aus ein sogenanntes Maifeld angekündigt. Auf diesem sollte jene Zusatzakte feierlich bekannt gemacht, und von dem Kaiser beschworen werden. Dieses Maifeld konnte wegen einiger Verzögerung in den Vorbereitungen erst am 1. Juni abgehalten werden.

Nach dieser Verfassung sollte es, wie früher, zwei Kammern geben. Napoleon hatte es nicht für angemessen gefunden, den Senat, von dem er das Jahr vorher des Thrones verlustig erklärt worden, unter diesem Namen wiederherzustellen, sondern die von der Restauration eingeführte Bezeichnung: Pairskammer — bestehen lassen, diese aber sehr umge-

staltet, und, so viel als möglich, mit seinen Anhängern besetzt. Bei den Wahlen zu den neuen Volksvertretern: Repräsentanten genannt, fanden sich, bei der Ungewißheit der Einen, der Gleichgültigkeit der Andern, dem allgemein verbreiteten Zweifel an der Dauer des vorhandenen Zustandes, so wenige Wähler ein, daß die Repräsentanten in manchen Departements von ein Paar Dutzend Stimmen ernannt wurden. Eine Anzahl berühmter Namen aus den ersten Nationalversammlungen, wie de la Fayette, Lanjuinais, Barrere u. s. w., befanden sich darunter. Die Mehrheit war der Nation vorher ganz unbekannt. Sie neigten sich, je nach den Umständen, zu bonapartistischen oder republikanischen Gesinnungen hin, jedoch war letztere Meinung stärker als in irgend einer gesetzgebenden Versammlung seit der Revolution vertreten.

Napoleon wollte, bevor er den Kampf gegen das Ausland begann, die Augen der Nation durch ein großartiges Schauspiel blenden, sich ihr als Kaiser, als Heerführer und Gesetzgeber darstellen, seine Feinde im Innern durch eine glänzende Entfaltung seiner Macht schrecken, und wie einst seiner ersten Herrschaft durch die Anwesenheit des Pabstes, so jetzt dieser zweiten durch den Beifall des Volkes und der Soldaten eine neue Weihe geben. Die Mitglieder der beiden Kammern, die Wähler in den Departements und Abtheilungen von allen Korps der Land- und Seemacht waren zu diesem Zweck nach Paris entboten worden. Man hatte das Marsfeld, am westlichen Ende von Paris gelegen, auf dem fünfundzwanzig Jahre vorher, am ersten Jahrestage der Einnahme der Bastille, das große Föderationsfest abgehalten wurde, zu dieser militairisch-politischen Schaustellung gewählt. In der Mitte dieses weiten Platzes erhob sich eine Pyramide, die mit einer Plattform endigte, auf die ein Thron für Napoleon gestellt war. Auf den breiten Stufen, die von allen Seiten zu dieser Plattform führten, befanden sich die Minister, Marschälle und Generale Napoleon's, sein Hof, die Kammern und die Wähler. Fünfzigtausend Mann glänzend ausgerüstete Truppen umgaben die Pyramide. In der Nähe war ein Altar errichtet, vor welchem, wie am Föderationsfeste, ein Hochamt gehalten werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge hatte von Tagesanbruch an die Rasenstufen besetzt, die 1790 großentheils von der pariser Bevölkerung freiwillig angelegt worden.

Napoleon erschien (1. Juni) auf dem Marsfelde, von seinen drei Brüdern, Joseph, Lucian und Hieronymus, begleitet, aber nicht, wie es die Aussicht auf einen nahe bevorstehenden gewaltigen Kampf und der vorherrschend militairische Charakter des großen Schauspiels hätte erwarten lassen können, in seiner gewöhnlichen einfachen Uniform, die zu-

gleich so beliebt und berühmt war, sondern er trug über dieser, wie seine Brüder, ein Gewand von weißer Seide, mit goldenen Bienen gestickt. Obgleich er Alles, was er war, auf dem Schlachtfelde geworden, so zog er es doch vor, bei besonders wichtigen Veranlassungen in einer von seinem Kriegsvolke verschiedenen Kleidung aufzutreten, um die Menge daran zu erinnern, daß er nicht blos der erste Soldat, sondern vor Allem der Souverain und Imperator sei. Es herrschte eine tiefe Stille, als der Kaiser sichtbar wurde, denn unter den Zuschauern kannten die meisten nicht den eigentlichen Zweck dieser Feierlichkeit, und je nach den Meinungen und Parteien herrschten darüber die seltsamsten, mit Napoleon's Charakter und Plänen unvereinbarsten Ansichten. Die Einen glaubten, er wolle dem Thron entsagen, die Republik proklamiren, und sich als erster General an die Spitze des Heeres zur Vertheidigung des Vaterlandes stellen. Die Anderen gingen nicht so weit, aber meinten, er würde sich zu einer Wahl und Bestätigung seiner Würde von Seiten des Volkes bereit erklären. So unsicher und gefährlich erschien Napoleon's Lage, so sehr war in einem Theile der Bevölkerung, seit seinem ersten Sturze, der Glaube an sein Recht und seine Macht erschüttert worden. Bald sollte jedoch jeder Zweifel über den Sinn dieses Schauspiels verschwinden.

Nachdem der Kardinal Cambacérès, Erzbischof von Rouen, ein Bruder des Reichs-Erzkanzlers, welcher nach dem 20. März, obwohl ungern, das Justizministerium übernommen hatte, das Hochamt gehalten, segnete er die ihm von 300 Officieren dargereichten Fahnen ein. Diese Officiere waren die ersten in der Versammlung, die Napoleon, indem sie die Fahnen emporhielten und schwenkten, mit einem langen und stürmischen Lebehoch begrüßten. Darauf trat der Repräsentant Dubois auf, und las die Adresse der Wähler in den Departements und das Ergebniß der Abstimmung vor. In dieser Adresse wurde zwar die Wahl Napoleon's zum Kaiser und das Princip der Volkssouverainetät berührt, sonst aber die tiefste Ergebenheit und Bewunderung für ihn und die Hoffnung auf den Sieg über seine Feinde ausgedrückt. Napoleon, am Fuße der Pyramide stehend, nahm das Wort und erklärte, in der ihm eigenen entschiedenen und großartigen Weise, die Absicht, Frankreich im Sinne des Friedens und der Freiheit regieren, aber auch dasselbe gegen jeden Angriff auf das Aeußerste vertheidigen zu wollen. Er beschwor, die Hand auf das ihm vom Kardinal-Erzbischof vorgehaltene Evangelium legend, die Konstitution, und Herolde verkündigten deren Annahme. Er legte den kaiserlichen Mantel ab, zeigte sich in seiner gewöhnlichen Kriegskleidung, und theilte an die vorbeiziehenden Regimenter die Fahnen aus, die unter dem begeistertsten

Zuruf gelobten, für ihn sterben zu wollen. In diesem Augenblick brach auch unter den, von dieser entflammenden Stimmung der Soldaten mit ergriffenen Zuschauern auf den Rasenstufen ein unermeßlicher Jubel aus. Napoleon stieg sodann langsam die Plattform der Pyramide hinauf, legte wiederum das weiße mit goldenen Bienen gestickte Gewand an, setzte sich auf den Thron, und übersah von da aus zum letztenmal sein Reich, von dem er mit dieser glänzenden Feierlichkeit für immer Abschied nahm. Im Grunde bestand dieses Reich nur noch in dessen officiellen Vertretern, unter denen er sich wiederum nur auf das Kriegsvolk unbedingt verlassen konnte. Alles Andere war unsicher und schwankend geworden.

Dieses Fest, das durch die Persönlichkeit Napoleon's, wie Alles, was von dieser berührt wurde, eine Bedeutung erhielt, war auf den Gang der Ereignisse ohne Einfluß. Die höheren und mittleren Klassen der Nation wurden dadurch zu keiner größeren Anhänglichkeit für ihn, und das Volk zu keiner lebendigeren Bereitwilligkeit, sich für seine Sache zu opfern, veranlaßt. Selbst die Zuschauer, die Soldaten ausgenommen, sahen darin nur ein großes Schauspiel, und für diese letzteren hatte nur die Austheilung der Fahnen und die martialische Ansprache ihres Kaisers einen Sinn gehabt. Alle übrigen Ceremonien waren für sie leeres Beiwerk geblieben. Die Menge war übrigens zu dieser Feierlichkeit nicht gerade von bloßer Neugierde — denn Napoleon erregte selbst damals, wo sein Glücksstern sichtbar zu erbleichen anfing, ein höheres Interesse — sondern von dem dunkeln Vorgefühl hingezogen worden, daß es sich dabei um den Anblick einer großen, Alles überragenden geschichtlichen Persönlichkeit handelte, die bald für immer zu verschwinden bestimmt war, und deren Bild man noch einmal dem Gedächtniß einprägen wollte.

Einige Tage nach Abhaltung des Maifeldes traten die Kammern zusammen. Napoleon hoffte, daß die Repräsentanten seinen Bruder Lucian zu ihrem Präsidenten wählen würden. Derselbe hatte von seinem kaiserlichen Bruder nicht nur keine Krone angenommen, sondern ihm zu einer Zeit, wo Alles zu dessen Füßen lag, sogar widerstrebt, und sich zuletzt von seiner Botmäßigkeit durch die Flucht befreit. Indessen wurde ihm Lanjuinais, der Freund der Girondisten und ihr und Ludwig XVI. Vertheidiger im Konvent, vorgezogen. Man wußte von Lanjuinais, der im Herzen immer ein Republikaner geblieben, daß er, wenn die Monarchie nothwendig geworden, lieber die Bourbonen als die Napoleoniden an deren Spitze sehen wollte. Nächst Lanjuinais hatte de la Fayette die meisten Stimmen gehabt. Napoleon fühlte diesen ihm und seiner Familie versetzten Schlag, mußte aber seinen Unwillen verbergen. Nur im Geheimen

und gegen seine Vertrauten äußerte er seine Unzufriedenheit mit den Repräsentanten, und seine Absicht, mit der republikanischen und konstitutionellen Partei nach glücklich beendigtem Feldzuge Abrechnung halten zu wollen. Die Kammer erinnerte sich in diesem Augenblicke, wo es sich darum handelte, ihre Gesinnungen gegen den Kaiser durch die Wahl ihres Präsidenten auszudrücken, mehr des Lucian, der durch seine Theilnahme am Staatsstreiche vom 18. Brumaire Napoleon's Despotismus vorbereitet, als des Lucian, der später ein Diadem ausgeschlagen hatte. Noch mehr trat die Absicht der Repräsentanten, sich Napoleon so wenig als möglich anzuschließen, ihn mehr zu dulden als zu unterstützen, in dem Antrage des seine politische Laufbahn damals beginnenden Dupin des Aelteren hervor, der vorschlug, nur der Verfassung, aber nicht dem Kaiser zu schwören, was nur mit geringer Majorität abgelehnt wurde.

Napoleon eröffnete die Kammern mit einer Rede, in der er ihnen den Ausbau der Verfassung durch zweckmäßige Gesetze, und vor Allem Eintracht und Vaterlandsliebe empfahl. Er sprach bei dieser Gelegenheit nicht mit dem ihm sonst gewöhnlichen Schwung und Nachdruck. So sehr Napoleon's Charakter sich den Umständen überlegen zu zeigen geeignet war, die Flamme seines Geistes brach nur dann in ihrer ganzen Kraft hervor, wenn sie gewiß war, auf einen brennbaren Stoff zu fallen. Aber die Stimmung der Kammern war kalt und zurückhaltend, ohne eine Spur von der Begeisterung, die am Vorabende großer Ereignisse natürlich gewesen wäre. Durch die Antwortsadresse der Repräsentanten blickte sogar ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der konstitutionellen Gesinnung des Kaisers hindurch, wozu allerdings seine ganze Vergangenheit nur zu viele Veranlassung gab.

Die Armee war nach der Rückkehr Ludwig XVIII. auf den Friedensfuß gesetzt worden. Napoleon beschäftigte sich, von seinem Kriegsminister dem Marschall Davoust trefflich unterstützt, unausgesetzt mit deren Vermehrung und Reorganisation, aber um auf dem gewöhnlichen regelmäßigen Wege dieses Ziel zu erreichen, hätte es, ungeachtet der größten Thätigkeit, einer viel längeren Zeit bedurft, als ihm die Umstände übrig ließen.

Napoleon hatte bei seiner Landung in Frankreich auf zwei Dinge gerechnet, die nicht in Erfüllung gingen, einmal auf eine gespannte und selbst feindselige Stimmung unter den Großmächten gegen einander, und dann auf eine allgemeine Erhebung des französischen Volkes zu seinen Gunsten. Beides geschah nicht. Die Verbündeten traten einmüthig gegen ihn zusammen, und die Massen widersetzten sich ihm zwar nicht, griffen aber

auch nicht für ihn zu den Waffen. Es hätte dazu des Hebels der Freiheit oder des Ruhmes bedurft. Aber die Freiheit hatte Napoleon viele Jahre lang folgerecht unterdrückt, und es war ihm nicht möglich, sie plötzlich aus der Asche hervorrufen zu wollen, ohne sich der Gefahr, von ihr verzehrt zu werden, auszusetzen, und sein Ruhm war damals, ehe noch die Gesammtheit seines Daseins übersehen werden konnte, durch die Einnahme von Paris und seine Abdankung etwas verdunkelt worden. Wäre ihm diese Lage der Dinge vorher vollkommen bekannt gewesen, so würde er, ungeachtet seiner ungeduldigen Herrschsucht, wahrscheinlich in Elba geblieben sein, oder wenigstens günstigere Umstände abgewartet haben. Aber der kühne Schritt war einmal geschehen, und konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Er raffte alle regelmäßigen Streitkräfte, die er finden konnte, zusammen, aber der Unterschied zwischen der Macht, die er aufzubringen vermochte, und der, welche seine Feinde, wenn auch langsamer, ihm entgegenstellen konnten, war so groß, daß selbst sein furchtloser Sinn sich darüber nicht immer der Besorgniß erwehren konnte, und seine Minister, die Kammern, überhaupt die aufgeklärten Klassen der Nation, von diesem Gedanken mit Schrecken erfüllt wurden. Er sah voraus, daß die Verbündeten ihre Heeresmassen nicht auf einem einzigen Punkt versammeln, sondern auf verschiedenen Seiten in Frankreich einzudringen versuchen würden. Die einzige Hoffnung, die ihm übrig blieb, bestand darin, die erste feindliche Armee, die er erreichen konnte, zu schlagen, wo möglich zu vernichten, sich rasch auf eine zweite zu werfen, und ihr dasselbe Schicksal zu bereiten. Die Tapferkeit und Begeisterung seiner Truppen machte eine solche Aussicht möglich. Die ersten davon getragenen Siege, so erwartete Napoleon, würden den kriegerischen Sinn der Franzosen erwecken, und die waffenfähige Jugend nach den Gränzen eilen. Während dieser Zeit dachte er einzelne seiner Feinde, namentlich Oesterreich, an dessen Standhaftigkeit gegen ihn er am wenigsten glaubte, durch geheime Unterhandlungen und vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen oder durch die Besorgniß eines endlosen Krieges und einer möglichen Ueberwältigung zu schrecken, so den großen Bund gegen ihn zu trennen, und zuletzt im Besitze Frankreichs zu bleiben. Bei der Erinnerung an sein früheres Glück und bei dem Bewußtsein seines militairischen Genies konnte ihm ein solcher Gang der Dinge nicht als leerer Traum erscheinen. Aber seine ganze frühere Laufbahn zu erneuern, war sogar im glücklichsten Falle nicht möglich, und er glaubte selbst nicht daran. Bei dem Lebensalter, in welchem er stand, hätte ihm auch die Zeit dazu gefehlt.

Daß eine solche Fortsetzung seiner Regierung, wo er, selbst nach den größten Anstrengungen und Erfolgen, immer kleiner als unter dem Konsulat dagestanden hätte, seiner, als einer historischen Person, unwürdig gewesen, und sein Name mit einem geschwächten Glanz auf die Nachwelt gekommen wäre, übersah er. Denn ihm lag an der Macht noch mehr als an dem Ruhm. Daß aber außerdem eine, so zu sagen, zweite geringere Auflage seines Daseins, eine moralische Unmöglichkeit war, mochte ihm nicht einfallen. Der Drang zu herrschen und der Gründer einer Dynastie zu werden, überbot bei ihm jede andere Rücksicht und Betrachtung.

Napoleon hatte seine Hauptmacht, mit der er dem Feinde entgegen gehen wollte, an der Nordgränze, zwischen Valenciennes, Maubeuge, Marienburg, Rocroy und Avesnes, versammelt. Die fünf Infanterie- und vier Kavalleriekorps derselben standen unter den Generalen Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gerard, Lobau, dem Marschall Grouchy, zu dieser Würde erst nach dem 20. März, wegen seiner gegen den Herzog von Angouleme im Süden geleisteten Dienste, erhoben, Pajol, Excelmans, Milhaud und Kellermann. Dieses Heer war höchstens 140,000 Mann stark mit 300 Kanonen, und die einzige Macht, mit der Napoleon im Felde erscheinen konnte. Er hatte zwar 60,000 Rekruten auszuheben und 100,000 Nationalgarden auf den Kriegsfuß zu setzen befohlen. Aber diese Rekruten waren noch nicht eingeübt, als der Krieg begann, und die mobilisirten Nationalgarden erreichten nicht die verlangte Zahl, und wurden zur Besetzung der Festungen gebraucht. Der Süden und Westen Frankreichs, Napoleon meist feindlich gesinnt, leisteten nicht nur keine Hülfe gegen den auswärtigen Feind, sondern mußten selbst überwacht werden. Die damals in der Nation herrschende Stimmung läßt sich am besten daraus entnehmen, daß in einem so großen Lande wie Frankreich und unter einer sonst so kriegerischen Bevölkerung höchstens 20,000 Freiwillige zu dem Heer gestoßen waren, kaum so viel als 1792 die einzige Stadt Paris und ihre Umgegend geliefert hatten. Ein eigentlicher Mangel an waffenfähiger Mannschaft, wie man oft behauptet hat, fand, ungeachtet der großen, in Rußland und Deutschland erlittenen Verluste, nicht statt. Aber das Volk erhob sich nicht von selbst, und zur Benutzung aller vorhandenen Mittel fehlte es an Zeit. Es lag eine trübe und gedrückte Stimmung auf dieser sonst so thatkräftigen und heiteren Bevölkerung, die sich weder recht für noch recht gegen Napoleon zu erklären wußte, Alles dem aktiven Heer überließ, und der endlichen Entscheidung mit dumpfer Erwartung entgegensah.

In Paris allein war der Anfang zu einer Volksbewaffnung gemacht worden, die, wenn der Kaiser gewollt, ohne Zweifel weiter um sich gegriffen haben würde. In den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau traten 30 bis 40,000 Arbeiter zusammen, nannten sich in Erinnerung an das Jahr 1792 Föderirte und verlangten, bewaffnet zu werden, wurden aber von Napoleon absichtlich in ihrer Organisation gehindert. Er fürchtete, daß sie unter gewissen Umständen von der republikanischen Partei gegen ihn gebraucht werden könnten.

Die übrigen Gränzen gegen Deutschland, die Schweiz, Piemont und Spanien waren, da Napoleon die Nordarmee so viel als möglich verstärkt hatte, so schwach besetzt worden, daß die dort aufgestellten Truppen dem Feinde keinen ernsten Widerstand leisten konnten, und auf den Ausgang des Krieges keinen Einfluß ausgeübt haben. Napoleon war der Vendée so wenig gewiß, daß er dort 18,000 Mann unter dem General Lamarque stehen lassen mußte, so sehr er auch dieses Korps und seines ausgezeichneten Generals an der Nordgränze benöthigt gewesen wäre.

Die Verbündeten ließen ihre Streitmacht in drei großen Heeressäulen gegen Frankreich anrücken, die, von der Maas bis zu den Alpen reichend, zu gleicher Zeit die französischen Gränzen überschreiten, und sich bei Paris vereinigen sollten. Denn man glaubte anfänglich, daß Napoleon dort den Angriff erwarten würde. Dieser Plan war auch wirklich von dem Marschall Soult vorgeschlagen, von dem Kaiser aber aus politischen und militairischen Gründen verworfen worden. In Belgien standen 120,000 Preußen unter dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, dem ersten deutschen Feldherrn, der das Jahr vorher durch seinen kühnen Zug auf Paris Napoleon's Schicksal entschieden hatte, und in seiner Nähe lag ein aus 100,000 Engländern, Belgiern, Holländern, Hannoveranern und Braunschweigern zusammengesetztes Heer, von dem Herzoge von Wellington befehligt, der die Franzosen fünf Jahre lang in Spanien und Portugal bekämpft, und zuletzt in Frankreich selbst eingedrungen war. Zweimal hunderttausend Oesterreicher rückten nach dem Oberrhein vor, und 100,000 Deutsche und Piemontesen sammelten sich am Fuß der Alpen. Hundert achtzigtausend Russen waren aufgebrochen, aber wegen der weiten Entfernung noch zurückgeblieben, und bildeten die Reserve dieses allgemeinen europäischen Aufgebotes. Ein spanisches Heer von 70,000 Mann zog sich an den Pyrenäen zusammen, setzte sich aber erst nach Entscheidung des Feldzuges in Bewegung.

Das Mißverhältniß zwischen Napoleon's und seiner Gegner Macht war so groß, daß wohl kein anderer Feldherr als er einen glücklichen Aus=

gang für möglich erachtet hätte. Er beschloß, sich zuerst gegen die besten Truppen und die beiden ersten Generale der Koalition, Blücher und Wellington, zu wenden, sich zwischen sie zu werfen, sie einzeln zu schlagen, dann über den zunächst stehenden Feind herzufallen, um so die Disproportion der Kräfte auszugleichen. Nach den Siegen über die Armeen hoffte er auf günstige Unterhandlungen mit den Höfen. Ein zweites Marengo lag in seinem Sinn.

Außer der numerischen Schwäche seiner Streitmacht war Napoleon in diesem Kriege, in Bezug auf seine Unterfeldherren und seine nächsten militairischen Umgebungen, nicht mehr so günstig wie früher gestellt. Es war hierin eine große Veränderung vorgegangen. Alexander Berthier, von dem Kaiser zum Fürsten von Neufchatel und Wagram erhoben, von der Schlacht von den Pyramiden an bis zu der von Montmirail der Chef seines Generalstabes, der Vertraute seiner Gedanken und treue Vollstrecker seiner Befehle, war, zwischen seiner Pflicht gegen Ludwig XVIII. und der Anhänglichkeit an seinen früheren Gebieter getheilt, nach Deutschland geflohen, wo er einige Wochen später ein trauriges Ende nehmen sollte. An seine Stelle setzte Napoleon den Marschall Souït, der, als Kriegsminister Ludwig XVIII., nach Napoleon's Landung, in einer Proklamation an die Armee, von dem Kaiser wie von einem Räuberhauptmann gesprochen hatte. Napoleon hatte ihn nach seiner Ankunft in Paris, wie Benjamin Constant, rufen lassen, und Soult war sogleich erschienen. Beide glaubten einander nicht entbehren zu können. Aber ein aufrichtiges Verhältniß war bei dem frischen Eindrucke dessen, was vorgefallen, nicht möglich. Soult bewies während dieses Feldzuges in der That nicht den Eifer und Nachdruck, an die man sonst bei ihm gewöhnt war. Ney war in sich zerrissen. Seine heftige Erklärung gegen Napoleon und sein plötzlicher Uebertritt zu ihm verwirrten sein Gewissen und lähmten seine Kraft. Er zeigte sich in diesem Kriege bald leidenschaftlich aufgeregt, bald unsicher und abgespannt. Der Marschall Davoust war in Paris als Kriegsminister zurückgeblieben. Massena, in früheren Kriegen Napoleon's rechter Arm, konnte seines hohen Alters wegen mehr kein Kommando übernehmen. Mortier war, nach einiger Zögerung, erschienen, wurde aber unmittelbar vor Ausbruch des Kampfes krank, und seine Erfahrung und Festigkeit gingen für Napoleon verloren. Die Marschälle Macdonald, Victor, Oudinot, Marmont, Gouvion St. Cyr, die Generale Lauriston, Sebastiani, Maison, Dessolles fehlten dem Kaiser. Die Generale, welche an die Spitze der einzelnen Korps und Divisionen gestellt worden, waren zwar tüchtig und erprobt, aber früher meist nur in untergeordneteren

Stellungen verwandt gewesen. Die Generation von Generalen, mit der Napoleon zu siegen gewohnt gewesen, und die ihm am nächsten gestanden, war, mit wenigen Ausnahmen, entweder verschwunden oder unbrauchbar geworden, oder hatte sich ihm entzogen.

Aber nicht nur Napoleon's äußere Lage, als Feldherr, mußte selbst ihm, so zuversichtlich und entschlossen er auch war, unsicher und bedenklich erscheinen, auch seine nächsten, rein menschlichen Verhältnisse, seine Familienbande, waren von eben so außerordentlicher als unglücklicher Art. Seine Gemahlin und sein Sohn, für welchen letzteren er sein Reich zu behaupten und zu vertheidigen dachte, befanden sich in der Gewalt seiner Feinde. Seine beiden Brüder Joseph und Hieronymus, denen er früher Kronen verliehen, erinnerten ihn durch ihre Gegenwart mehr an die großen Verluste, die er erlitten, als daß sie ihn aufrichten oder unterstützen konnten. Das einzige Mitglied seiner Familie, das ein bedeutendes militairisches Talent besaß, Eugen Beauharnais, den er selbst zum Krieger ausgebildet und an Sohnes Statt angenommen, weilte in einem fremden Lande. Hierzu kam noch das Gefühl, von ganz Europa ausgestoßen zu sein, unter seinen Ministern Verräther, in der Volksvertretung Gegner zu haben, und von einem großen Theile der Nation nicht mehr mit dem früheren Vertrauen betrachtet zu werden. Die Erinnerung an das, was er einige Jahre vorher gewesen, und die Schnelligkeit, mit der er gestürzt worden, hätte allein hingereicht, um eine weniger starke Natur zu verwirren und zu erschüttern. Er war damals in der furchtbaren Lage, im eigentlichsten Sinne Alles auf das Spiel setzen zu müssen, Leben, Freiheit, Besitz und selbst den Ruhm, um nicht von Neuem Alles zu verlieren. Vor ihm hatte sich die Macht und der Haß seiner Feinde wie eine Mauer aufgethürmt, und hinter ihm lag ein Abgrund. Nie hat sich ein großer Mann in einer so drangvollen Stellung befunden. Aber der Charakter Napoleon's war von der Art, daß er, so lange ihm die Möglichkeit zu handeln übrig blieb, alle äußere Gefahren zu übersteigen und jeden inneren Schmerz niederzudrücken vermochte. Er ging in seinen letzten Kampf gegen Europa mit dem Feuer der Jugend und der Festigkeit reiferer Jahre.

Napoleon verließ in der Nacht vom 11. zum 12. Juni Paris und traf schon am folgenden Tage alle Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges. Er liebte es, neue große Unternehmungen an dem Jahrestage schon vollbrachter zu beginnen, wozu ihm sein thatenreiches Leben vielfältige Veranlassung bot. Am 14. Juni, wo er bei Marengo und

Friedland gesiegt, erließ er eine Proklamation an seine Armee, die deren Entschluß, für ihn das Aeußerste zu thun, wo möglich, noch erhöhte.

Napoleon wäre den Preußen und Engländern, wenn sie vereinigt gewesen, an numerischer Macht zu sehr nachgestanden, um sie mit Erfolg bekämpfen zu können. Aber Blücher und Wellington hatten, an kein so rasches Vorrücken von seiner Seite glaubend, ihm die Gelegenheit geboten, einzeln über sie herzufallen. Ein Zwischenraum von mehreren Stunden trennte ihre beiden Heere. Außerdem lagen die einzelnen Korps der englischen Armee ziemlich weit aus einander, und die preußische Avantgarde war auf keinen Angriff vorbereitet. Der preußische und englische Feldherr hatten dem Gerücht getraut, daß Napoleon seine Hauptmacht bei Paris zusammenziehen, und dort einen entscheidenden Schlag versuchen würde. Sie glaubten deshalb, noch einige Wochen Zeit vor sich zu haben, und wollten die übrigen Streitkräfte der Koalition sich der gemeinsamen Operationslinie nähern sehen, ehe sie selbst vorrückten. Napoleon hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Er wußte, daß Wellington einige Zeit brauchte, um sein Heer zusammenzuziehen, und daß er, bevor dies vollständig geschehen, bei der Vorsicht, mit der er zu verfahren gewohnt war, einen Kampf nicht annehmen, daß aber Blücher, der seine Macht besser vereinigt hatte, bei seinem natürlichen Ungestüm, einer Schlacht nicht ausweichen würde. Er fand, was er suchte.

Ehe dies aber noch geschah, ereignete sich ein Vorfall, der auf den Gang der Ereignisse und besonders auf die Stimmung der französischen Soldaten, während des bevorstehenden Kampfes, und selbst der Befehlshaber, nicht ohne üble Folgen bleiben sollte. Der General Bourmont, der unter Gerard eine Division kommandirte, und in dieser Eigenschaft mit Napoleon's Absicht, zuerst die Preußen anzugreifen, bekannt war, ging am 14. Juni zu diesen über, und veranlaßte Blücher, seine Korps schneller zusammenzuziehen, als er sonst gethan haben würde. Bei der großen Ungleichheit der Kräfte war für Napoleon Geheimhaltung des Zweckes seiner Bewegungen eben so nothwendig, wie deren rasche Ausführung. Ohne Bourmont's Abfall hätte der Kaiser die preußischen Heeresabtheilungen einzeln aufreiben können. Ein Theil seines Planes war demnach schon, ehe er zur Verwirklichung gekommen, vereitelt.

Bourmont war immer ein zweideutiger oder wandelbarer Charakter gewesen. In seiner Jugend hatte er, durch seine Geburt zu dem vendéeischen Adel gehörig, gegen die Republik gekämpft, und später mit Auszeichnung in den Napoleon'schen Heeren gedient. 1814 ergriff er mit Feuer die Sache der Bourbonen. Nach Napoleon's Landung kommandirte

er unter Ney in dem Korps, mit dem dieser den Kaiser aufhalten sollte. Er widersetzte sich Ney's Abfall nicht, begleitete ihn aber auch nicht zu Napoleon. Sobald dieser aber in Paris angekommen, bot er ihm seine Dienste an, die anfangs abgelehnt, dann aber auf Ney's und Gerard's Bürgschaft hin angenommen wurden.

Napoleon, der Bourmont nie ganz getraut, schien diesen Verlust leicht zu verschmerzen. Aber auf das Heer machte die Desertion eines bekannten Generals, im Angesicht des Feindes, einen großen Eindruck. Die Soldaten fürchteten, daß Bourmont's Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben würde. Sie wußten alle, wie Soult und Ney kurz vorher gegen Napoleon gehandelt hatten. Selbst die Generale waren nicht immer einer des andern gewiß. Eine allgemeine Unsicherheit entstand, die von Napoleon's fester Haltung bald gedämpft wurde, aber als das Glück sich gegen ihn erklärte, von Neuem erwachte, und die Verwirrung und Auflösung vermehrte. Es ist in diesem Feldzuge kein anderer bedeutender Verrath gegen den Kaiser, als der Bourmont's vorgekommen. Aber dieses Beispiel und die großen Fehler, welche mehre von Napoleon's ersten Generalen begingen, haben den, obgleich irrigen, Verdacht einer absichtlichen Treulosigkeit von ihrer Seite, in der Meinung des französischen Volkes über den Ausgang dieses Krieges verbreitet und erhalten.

Am 15. Juni ging das französische Heer über die Sambre, drängte überall die preußischen Vorposten zurück, und richtete seinen Marsch nach dem Plateau von Fleurus hin. In diesem Augenblick traf der Marschall Ney, von Paris kommend, ein. Napoleon übergab ihm das Kommando der beiden Korps unter d'Erlon und Reille, 40,000 Mann stark, mit dem Befehl, die preußische Avantgarde unter Ziethen zu werfen, und sich der Höhe von Quatrebras zu bemächtigen. „Kennen Sie wohl die Bedeutung von Quatrebras?" fragte der Kaiser den Marschall. „Es ist dies der Schlüssel zu dieser ganzen Gegend, der dominirende Punkt des Schlachtfeldes. Besetzen Sie Quatrebras noch heute und verschanzen Sie sich dort. Um Mitternacht muß diese Stellung uneinnehmbar sein. Sie soll mich gegen die Engländer sichern, während ich die Preußen angreife." — Ney versicherte, daß er diesen Punkt noch aus seiner Jugend her kenne, indem er dort während der Revolutionskriege gefochten hätte. Aber es waren seitdem über zwanzig Jahre verflossen.

Am andern Tage (16. Juni) fand Napoleon früher, als er es erwartete, die preußische Hauptmacht vor sich. Blücher hatte, durch Bourmont über des Kaisers Plan unterrichtet, seine Korps rasch vereinigt, seine Stellung verändert, und war von Namur auf Sombref gezogen

Die Dörfer St. Amand und Ligny waren von ihm stark besetzt, und, so viel es in der Eile ging, befestigt worden. Als Napoleon Blücher's Ankunft in Sombref erfuhr, bestieg er eine Windmühle, und betrachtete von dort aus, eine Zeit lang ganz allein, die große, von preußischen Bajonetten starrende Ebene. Von dieser Warte aus leitete er die Schlacht.

Vandamme erhielt Befehl, St. Amand zu nehmen. Die Franzosen drangen rasch vor und warfen die Preußen zurück. Aber Blücher verstärkte seine Truppen auf diesem Punkt, und nahm dem Feinde einen Theil der errungenen Vortheile wieder ab, ohne ihn jedoch ganz vertreiben zu können. Napoleon, ungeduldig geworden, ließ den General Gerard kommen, und befahl ihm, um jeden Preis Ligny zu nehmen, von dessen Besitz der Ausgang des Tages abhing. In Ligny erhob sich ein wüthender Kampf. Viermal wurde dieses Dorf von den Franzosen erstürmt, und viermal von den Preußen wiedergenommen. Während sich in den engen Straßen, zwischen den Hecken und Bäumen und selbst in den Häusern ein mörderisches Gefecht erhob, donnerten von beiden Seiten vierhundert Feuerschlünde, und der Ort war bald nichts als eine Brandstätte, auf deren rauchenden Ueberresten mit äußerster Anstrengung gefochten wurde. Um acht Uhr Abends waren die Franzosen überall Sieger. Blücher hatte an 20,000 Todte und Verwundete, aber keine Gefangenen verloren, und zog sich in der Dunkelheit auf Gembloux zurück, wo er das Korps unter dem General von Bülow traf, das von Lüttich herbeigezogen war, und seinen Rückzug deckte. Der preußische Feldherr, der, ungeachtet seines hohen Alters, mehre Angriffe persönlich geleitet, war in Gefahr gewesen, der französischen Reiterei in die Hände zu fallen, und nur durch die Geistesgegenwart seines Adjutanten, des Grafen Nostiz, gerettet worden.

Napoleon hatte, ungeachtet der numerischen Schwäche seiner Streitkräfte, und ungeachtet der übrigen Schwierigkeiten seiner Lage, in der Schlacht von Ligny seinen großen Blick, und sein Heer den Ruf des unerschrockensten Muthes bewährt. Aber darauf sollten sich auch die Früchte dieses Tages beschränken. Die von dem Marschall Ney auf einem anderen Punkte des Kampfplatzes bewiesene Zögerung und Unentschlossenheit verhinderten, daß der Sieg bei Ligny von entscheidenden Folgen wurde. Anstatt, wie ihm der Kaiser am 15. Juni ausdrücklich befohlen hatte, die Anhöhe von Quatrebras zu besetzen, welche die ganze Gegend beherrscht, auf welcher vier Straßen zusammenstoßen, und deren Behauptung eine Vereinigung des preußischen und englischen Heeres verhindert haben würde, vollführte Ney dies nicht nur nicht, indem er glaubte, daß es am andern Tage noch Zeit dazu sein würde, sondern ließ dem Kaiser sogar melden, daß

es geschehen sei, der demnach in dieser irrigen Voraussetzung seine weiteren Anordnungen traf.

Wellington, keinen so nahen Ausbruch des Krieges voraussehend, wohnte in der Nacht vom 14. zum 15. Juni einem Feste bei der Herzogin von Richmond in Brüssel bei, und war eben in einer Unterhaltung mit dem unter ihm kommandirenden Herzoge von Braunschweig begriffen, als er die Nachricht von dem Uebergange der französischen Armee über die Sambre erhielt. Diese unerwartete Kunde brachte auf ihn und den ihn umgebenden Kreis einen außerordentlichen Eindruck hervor.

Wellington begriff sogleich die Gefahr, in der sein Heer, bei der großen Ausbreitung seiner Stellung und dem Mangel an Vorbereitungen zu dem nahen Kampfe schwebte. Aber wenn der englische Feldherr in dieser Beziehung wenig Vorsicht gezeigt, so machte er den begangenen Fehler durch die Raschheit der jetzt zu treffenden Maßregeln wieder gut. Es flogen noch in derselben Nacht Adjutanten und Eilboten nach allen Standquartieren, um die Truppen überall zusammenzuziehen und die zunächst liegenden augenblicklich in Marsch zu setzen. Das Erste, woran Wellington dachte, war die Höhe von Quatrebras, deren Wichtigkeit er eben so wohl wie Napoleon erkannt hatte. Am Tage vorher war diese Stellung nur von einigen Bataillonen unter dem Prinzen von Sachsen-Weimar besetzt gewesen, die am andern Morgen mit 8000 Belgiern und Holländern verstärkt wurden. Ney zögerte in unerklärbarer Verblendung mit dem Angriff. Er schien die Wichtigkeit dieses Punktes erst zu fühlen, als er sah, daß der Feind alle seine Streitkräfte dort zusammenzog. Als Ney sich endlich zur Erstürmung dieser Position anschickte, war es zu spät geworden. Seine verzweifeltsten Angriffe wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen. Besonders litt die französische Reiterei, die das Unmögliche möglich machen wollte. Die Kuirassiere unter Kellermann drangen mehrmals gegen die Höhe vor, wurden aber immer wieder geworfen. Der General Kellermann hatte sich mit dieser Waffe schon bei Marengo hervorgethan, und war der Sohn des Napoleon'schen Marschalls, der bei Valmy focht. Ney bewies, als es zum Gefecht kam, den ihm eigenen ungestümen Muth, und setzte sich den größten Gefahren aus, aber nichts konnte die von ihm begangene Versäumniß wieder gut machen.

In der Schlacht von Quatrebras fiel der Herzog von Braunschweig, dessen kühner Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809 dazu beigetragen hatte, das sinkende Nationalgefühl zu beleben, wenigstens die Möglichkeit eines Widerstandes gegen die fremden Unterdrücker zu beweisen, und eine größere Erhebung gegen sie vorzubereiten.

Aber außerdem, daß Ney bei Quatrebras nichts ausrichtete, und die Kraft seines Heeres zwecklos verschwendete, so war sein Verhalten auch noch der Grund, daß Napoleon's Sieg bei Ligny unvollständig blieb. Der Kaiser hatte, in der Voraussetzung, daß Quatrebras besetzt sei, dem Marschall am Morgen des 16. Juni den Befehl zugeschickt, mit dem Gros seines Heeres auf Ligny zu ziehen, um dort den Angriff gegen die Preußen zu unterstützen. Dies wäre leicht auszuführen gewesen, sobald Quatrebras, wie es Napoleon angeordnet, befestigt war. Ney, eine hinreichende Besatzung auf der Anhöhe zurücklassend, die den Angriffen der Engländer getrotzt hätte, konnte mit dem übrigen Heer Napoleon zu Hülfe eilen. Da Blücher der Armee, die der Kaiser persönlich führte, nur mit äußerster Anstrengung und zuletzt vergeblich widerstand, so wäre seine Niederlage, wenn Ney mit seiner Macht noch dazu kam, ohne Zweifel vollkommen, und er zu jeder weiteren Unternehmung für den Augenblick unfähig gewesen. Aber Ney bestürmte, um die Zeit, wo Napoleon bei Ligny focht, ohne Erfolg die Stellung der Engländer bei Quatrebras. Dieser erste Fehler des Marschalls, der früher immer so große Kraft und Einsicht gezeigt, ward die Veranlassung zu noch weiterem Mißgeschick. Der General d'Erlon, der unter Ney kommandirte, war mit seinem Korps noch zurück, als letzterer den Angriff auf Quatrebras begann. Er erhielt Befehl, zu ihm zu stoßen. Indem sich d'Erlon hierzu anschickte, erschien aber Labedoyere bei ihm, den Napoleon mit der Ordre an Ney, auf Ligny zu marschiren, abgesandt hatte. Als d'Erlon dies vernahm, stellte er seinen Marsch auf Quatrebras ein, um den Marschall zu erwarten, und mit ihm vereint zu dem Kaiser zu stoßen. Da Ney aber nicht erschien, so blieb d'Erlon eine Zeit lang unschlüssig stehen, zog aber endlich auf Quatrebras, wo er zu spät ankam. Auf diese Art fehlten d'Erlon's 20,000 Mann mit 50 Kanonen dem Kaiser bei Ligny, und dem Marschall Ney bei Quatrebras. Wären Napoleon's Anordnungen von seinen Unterfeldherren und vornehmlich von Ney vollständig ausgeführt worden, so hätte der Feldzug in Belgien am 16. Juni mit der Niederlage der Preußen und dem Rückzuge der Engländer endigen müssen.

Napoleon beklagte sich gegen seine Vertrauten bitter über Ney, der bei Quatrebras nicht zu siegen verstanden, und durch die unzeitige Abrufung d'Erlon's die Wirkung des Sieges bei Ligny geschwächt hatte. Aber der Kaiser war nicht mehr in der Lage, seinen Unmuth bethätigen zu können. Er hätte, da ihm so manche seiner besten Generale fehlten, Ney nicht ersetzen können, und mußte ihm nach wie vor die Führung eines großen Theiles seiner Streitkräfte überlassen.

Da die Preußen bei Ligny geschlagen worden, so mußte auch Wellington, obgleich er während des Kampfes seine Stellung behauptet, sich ebenfalls zurückziehen, um mit seinen Verbündeten in Linie zu bleiben. Er ließ jedoch, um Ney zu täuschen, während er nach der vor dem Walde von Soignes liegenden Höhe, oberhalb der Ebene und des Dorfes Waterloo zog, ein Korps unter Lord Uxbridge bei Quatrebras zurück.

Die Engländer hatten am 16. Juni ebenfalls viel gelitten, und Wellington gab sich über den Ausgang des Feldzuges keinen glänzenden Hoffnungen hin. Blücher's Rückzug hatte auf ihn großen Eindruck gemacht. Er hielt Napoleon's Ankunft in Brüssel für wahrscheinlich, und schrieb an den Herzog von Berry, der bei seiner Familie in Gent weilte, daß in diesem Falle Ludwig XVIII. eine Zuflucht in Antwerpen suchen müsse. Hätte Ney Wellington's Nachhut unter Uxbridge kräftig angegriffen, so wären die Engländer umgangen, und die spätere Vereinigung mit den Preußen unmöglich gemacht worden. Der Marschall glaubte aber, immer noch die ganze englische Armee vor sich zu haben, und erwartete Verstärkung, um sie anzugreifen. Eine kostbare Zeit ging auf diese Art verloren.

Napoleon war am Abend des 16. Juni einen Augenblick lang ungewiß, ob er Ney zu sich nach Ligny rufen, um die Niederlage der Preußen zu vollenden, oder ob er sich zu ihm nach Quatrebras begeben sollte, um die Engländer anzugreifen. Dieser letztere Entschluß wog endlich vor. Er hoffte, mit 80,000 Mann seiner besten Truppen, die Garde eingerechnet, von ihm selbst geleitet und begeistert, das englische Heer zu überwältigen, während er 40,000 Mann unter dem Marschall Grouchy zur Verfolgung Blücher's, und um dessen Vereinigung mit Wellington zu verhindern, in der Richtung nach Wavres abschickte.

Der Regen, der während des 17. Juni in Strömen herabstürzte, erschwerte auf dem fetten belgischen Boden die Bewegungen der Truppen, besonders der Reiterei und Artillerie, und erschöpfte so Mannschaften als Pferde. Napoleon kam erst gegen Abend im Angesicht des Waldes von Soignes an, vor dem die englische Armee lagerte. Er war im höchsten Grade damit unzufrieden, daß Ney nicht schon angegriffen hatte, sondern dem Feinde unthätig gegenüberstand. Der Marschall, durch seine bei Quatrebras begangenen Fehler eingeschüchtert, hatte nichts auf sich allein nehmen, und die Ankunft des Kaisers erwarten wollen. Eine durch ihn verursachte Niederlage konnte, bei dem Verhältniß, in dem er noch vor Kurzem zu Ludwig XVIII. gestanden, den Verdacht des Verrathes erregen. So unbegründet dies auch gewesen, das Verhalten Marmont's

im vergangenen Jahre, und das Bourmont's in diesem Augenblicke ließ Alles als möglich erscheinen.

Napoleon wandte den Ueberrest des Tages dazu an, um das Schlachtfeld kennen zu lernen, und die Nacht, um seinen Schlachtplan zu überdenken.

Die französische Armee hatte die Nacht vom 17. zum 18. Juni auf dem durchnäßten Boden bei Feuern zugebracht, die von dem Regen alle Augenblicke ausgelöscht wurden. Napoleon selbst war schon vor seiner Abreise von Paris leidend gewesen, und sein Zustand hatte sich seitdem nicht verbessert. Das Reiten wurde ihm schwer. Als jedoch der Tag des 18. Juni anbrach, der für immer über sein eigenes und für lange Jahre über Frankreichs Geschick entscheiden sollte, war unter den Soldaten jede Spur von Ermüdung verschwunden, und Alles erhob sich mit der Hoffnung auf einen großen Sieg. Napoleon hatte seine Anordnungen so getroffen, daß diese Aussicht für wahrscheinlich gelten konnte. Er durchritt langsam die Reihen seiner Truppen, so, als wolle er jedem Soldaten persönlich seine Sache an das Herz legen. Ein endloser Jubel empfing ihn. Sein Ansehen war zuversichtlich, aber nicht heiter. Die Erwartung der großen Entscheidung, die er hervorgerufen, hatte sein Wesen noch ernster als gewöhnlich gestimmt. Er fühlte aber diesmal vielleicht mehr als je, daß er der Abgott seiner Krieger war. Denn diese hatten nicht für Frankreich, sondern einzig für ihn zu den Waffen gegriffen. Je länger sie ihn betrachteten, je höher stieg ihre Bewunderung für ihn. Besonders die alten Soldaten, die in diesem Feldzuge zahlreich waren, zum Theil eben erst aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, konnten sich nicht satt genug an ihm sehen. Ihr Zuruf klang weit bis zu den englischen Linien hin. Das Heer schien von einem einzigen Gedanken, Alles für ihn wagen zu wollen, erfüllt zu sein. Wäre es Napoleon möglich gewesen, unmittelbar während dieses Sturmes von Begeisterung auf den Feind loszugehen, so wäre der Kampf wahrscheinlich bald entschieden gewesen. Denn diesem ersten Feuer, das die Kraft wie den Muth verdoppelt, wäre schwer zu widerstehen gewesen. Aber die Engländer standen auf Anhöhen, die von den Franzosen erst erstiegen werden mußten, wurden von einer zahlreichen Artillerie gedeckt, und ihre Stellung setzte dem ungestümen Andrange ihrer Gegner alle möglichen natürlichen und künstlichen Hindernisse entgegen.

Napoleon's Absicht war, das englische Centrum, welches auf dem Plateau, Mont St. Jean genannt, stand, zu durchbrechen, den linken englischen Flügel von Grouchy, den rechten von d'Erlon und Reille auf-

reiben zu lassen, die Ueberreste auf der Straße von Brüssel vor sich herzutreiben und sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen. D'Erlon und Reille waren in seiner Nähe. An Grouchy hatte er bereits die Ordre geschickt, die Preußen zu beobachten und an dem Marsch auf Waterloo zu hindern, zugleich aber so zu manövriren, daß er sich der Hauptarmee näherte.

Die Schlacht begann mit einem heftigen Angriff der Franzosen auf das Schloß Hougoumont, das von den Engländern stark besetzt und von zahlreichen Batterien gedeckt war. Aus allen Fenstern des Gebäudes, aus den Büschen und Hecken feuerten die englischen Scharfschützen auf die ungedeckt heranrückenden Franzosen, deren Reihen zugleich von der englischen Artillerie gelichtet wurden, während die Engländer, die Vortheile des Terrains benutzend, wenig litten. Siebenmal drangen die Franzosen in die inneren Höfe des Schlosses, siebenmal wurden sie von den Engländern wieder vertrieben. Die Gebäude wurden endlich in Brand geschossen. Das Feuer trennte die Kämpfenden, deren Verwundete von den Flammen verzehrt oder vom Rauche erstickt wurden. Tausende kamen auf diesem Punkte um.

Durch diesen Angriff auf Hougoumont hatte indessen Napoleon nur Wellington's Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Ziele, der Erstürmung des Mont St. Jean, ablenken wollen. Ney wurde mit der Ausführung beauftragt. „Wohlan, Herr Marschall," sagte Napoleon zu diesem, indem er ihm das Plateau und das englische Centrum zeigte, „dies ist ein Tag und eine Unternehmung Ihrer würdig. An Ihnen ist es, die Schlacht zu gewinnen." — Der Kaiser hatte, um das Ganze zu leiten und zu übersehen, seine Stellung nicht bei einer einzelnen Abtheilung seiner Truppen, sondern auf einem kleinen Hügel, nur einige Schritte von dem Vorwerk La belle Alliance entfernt, genommen.

Indem sich Ney zum Angriff auf den Mont St. Jean anschickte, gewahrte Napoleon von seinem erhöhten Standpunkte aus, vermöge seiner Ferngläser, am Horizont, in der Richtung der Engpässe von St. Lambert, einen dunkeln Punkt, in welchem Soult und andere Generale eine Abtheilung von Grouchy's Truppen erkennen wollten, der am Morgen den Befehl erhalten hatte, 7 bis 8000 Mann rasch zur Hauptarmee abzusenden. Der Kaiser, von einem traurigen Vorgefühl befallen, ward unruhig, und schien mit dieser Erklärung nicht zufrieden zu sein. Bald darauf wurde das Räthsel durch einen preußischen Gefangenen gelöst. Dieser erklärte, jener dunkle Punkt sei ein Korps von 30,000 Preußen unter Bülow, das den Engländern zu Hülfe komme, und dem Blücher mit seiner ganzen Macht folge. Das preußische Heer habe die letzte Nacht

über bei Wavres gelegen und von Grouchy's Truppen nichts gesehen. Napoleon begriff nicht, was diesen Marschall abgehalten haben konnte, die ihm gewordenen Befehle auszuführen, und ein preußisches Korps auf seiner rechten Flanke erscheinen zu lassen. Er schickte ihm sogleich eine neue Ordre, worin es hieß: „Verlieren Sie keinen Augenblick, um zu mir zu stoßen, und Bülow zu vernichten."

Der Marschall Soult, der an diesem Tage nicht von Napoleon's Seite wich, und durch dessen Hand alle Befehle gingen, hatte, ungeachtet seiner sonstigen großen Erfahrung im Kriege, die unerklärbare Nachlässigkeit begangen, daß er die Ordres an Grouchy, von deren Vollziehung Napoleon's und seiner Armee Schicksal abhing, nicht, bis er bestimmte Kunde von deren Empfang erhalten, wenigstens von Stunde zu Stunde wiederholte, sondern sich mit einer einmaligen Absendung derselben begnügte. Grouchy stand aber vier bis fünf Stunden von Napoleon's Hauptquartier entfernt, und die Ankunft eines einzeln abgesandten Officiers war ungewiß. So kam es, daß Grouchy die zweite an ihn erlassene Ordre, die ihm schleunigst auf Waterloo zu ziehen aufforderte, erst nach neun Stunden, als es zu spät war, erhielt. Napoleon äußerte in St. Helena, von dieser Schlacht sprechend, daß der frühere Chef seines Generalstabes, Alexander Berthier, in solchem Falle mehr Vorsicht bewiesen haben würde. Ohnedies schon schwächer als der ihm gegenüberstehende Feind, schickte der Kaiser, als er das Anrücken Bülow's erfuhr, 10,000 Mann unter Lobau zur Besetzung der Engpässe von St. Lambert ab, um die Preußen dort aufzuhalten. Dieses Korps unter Lobau fehlte demnach auf dem Punkte, wo die Schlacht eigentlich entschieden werden sollte.

Ney hatte unterdessen mit abwechselndem Glück den Mont St. Jean und das Centrum der Engländer, wo Wellington selbst sich befand, bestürmt. Seine ersten Angriffe waren unwiderstehlich gewesen, und eine Zeit lang schien Napoleon's Plan, die englischen Linien zu durchbrechen, vollständig gelingen zu sollen. Aber Ney griff hier wie bei Quatrebras, nicht mit seiner ganzen Macht und auf einmal an, sondern führte seine Divisionen einzeln in das Gefecht. Der französischen Kavallerie, die mit dem größten Ungestüm focht, fehlte es an diesem Tage an einem großen Führer, wie Murat, der in ihre Angriffe Einheit gebracht, und sie an der rechten Stelle und in Masse plötzlich auf den Feind geworfen haben würde. Wellington's Truppen, von dem zahlreichen tapferen englischen Generalstabe überall persönlich ermuthigt, entwickelten eine außerordentliche Standhaftigkeit in der Vertheidigung ihrer Stellungen. Das Feuer der Engländer war, von dem Terrain begünstigt, wirksamer als das der Franzosen. Napoleon

zögerte im entscheidenden Moment, als das englische Centrum unter den wüthenden Angriffen der schweren französischen Reiterei zu wanken anfing, Ney mit der Garde und den Reserven zu unterstützen, weil er diese gegen die anrückenden Preußen aufsparen zu müssen glaubte.

Aus allen diesen Gründen zusammengenommen war das Gefecht auf dem Mont St. Jean noch nicht entschieden und das englische Centrum nicht gebrochen, als Bülow und nach ihm Blücher mit einem frischen Heere sich auf die von einem sechsstündigen ununterbrochenen Kampfe erschöpften Franzosen warfen. In diesem Augenblick, wo die auf dem Mont St. Jean stehenden Truppen Ney's von den Engländern in der Fronte, von den Preußen in der Flanke angegriffen wurden, bemächtigte sich zuerst einiger Bataillone und dann der Massen selbst ein panischer Schrecken, und Alles warf sich von den Höhen in die Ebene herab. Der Versuch, die Kolonnen zum Stehen zu bringen und zu ordnen, die Ermahnungen und Vorwürfe der Generale und Officiere blieben vergeblich. Der Heroismus Einzelner kennt keine Gränze als den Tod. Aber der Muth der Menge, selbst der tapfersten, sinkt, sobald sie fühlt, daß der Sieg unmöglich geworden ist. Die Engländer waren den Tag über durch die Aussicht auf die Ankunft der Preußen aufrecht erhalten worden. Den Franzosen fehlte jetzt jede Hoffnung.

Blücher hatte Wellington allerdings unter allen Umständen seine Hülfe zugesagt. Aber er hätte dieses Versprechen nicht erfüllen können, wenn Grouchy bei der Verfolgung der Preußen nach der Schlacht von Ligny sich thätiger gezeigt hätte. Blücher war den 18. Juni über ohne Nachricht von der Stellung der Engländer geblieben, und hatte sich nach dem Kanonendonner gerichtet. Grouchy, sonst ein erfahrener und in hohem Grade persönlich tapferer General, bewies an diesem Tage nicht die früher so oft dargelegte Umsicht und Entschlossenheit, sondern hielt sich wörtlich an die ihm zuerst gegebene Ordre, bei Wavres stehen zu bleiben, und die Preußen aufzuhalten, deren Hauptmacht, ihn aber umgehend, auf Waterloo marschirte, während er sich damit begnügte, einige nichts entscheidende Gefechte zu liefern. Auf diese Art fehlte Napoleon auf dem eigentlichen Schlachtfelde sein ganzer rechter Flügel, 40,000 Mann stark, unter Generalen wie Grouchy, Gerard, Vandamme und Excelmans. Bei Ligny hatte die Unthätigkeit d'Erlon's nur den Sieg unvollständig gemacht, die Grouchy's am 18. Juni brachte eine vollständige Niederlage hervor.

Als Napoleon die sich vom Mont St. Jean herabstürzenden aufgelösten Linien seines Heeres betrachtete, das noch wenige Stunden vor-

her seine Hoffnung und sein Stolz war, wurde er von einer an ihm sonst nie gesehenen Bewegung ergriffen. Er erblaßte, Thränen traten in seine Augen, die Stimme versagte ihm den Dienst. Die von der Höhe niederströmenden Massen der Flüchtlinge brachten auch die in der Ebene aufgestellten Abtheilungen in Unordnung, die sonst den Rückzug hätten decken können. Napoleon spornte sein Pferd, und warf sich unter sie, um sie aufzuhalten. Er ward mit fortgerissen. Bald wurden die Preußen auf den Anhöhen sichtbar, welche im Rücken der französischen Stellung lagen. Die Furcht, abgeschnitten zu werden, und den einzigen, der Rettung offenen Weg zu verlieren, trieb die Flüchtlinge nach der Brücke über die Dyle, wo Tausende von ihnen und ein großer Theil ihres Geschützes dem Feinde in die Hände fielen.

Einige Abtheilungen der Garde, die Vierecke gebildet hatten, waren die einzigen, die noch Widerstand leisteten. Der Kaiser, der an einem derselben vorbeikam, ließ noch einmal dessen Kanonen auf die verfolgenden Engländer richten. Bei dieser Gelegenheit ward Lord Uxbridge ein Bein zerschmettert, der zwölfte der englischen Generale, die an diesem Tage fielen oder schwer verwundet wurden, viele höhere Officiere ungerechnet. Napoleon machte Miene, sich in eines der Vierecke begeben und dessen Loos theilen zu wollen. An eine erfolgreiche Gegenwehr war aber nicht mehr zu denken, und nur Tod oder Gefangenschaft konnte die Wirkung eines solchen Versuches sein. Soult warf sich dem Kaiser entgegen, und bat ihn, sich zu retten, und den Triumph des Feindes nicht noch zu vermehren. Napoleon, in dessen Natur es nicht lag, sich unnütz aufzuopfern, gab nach, und ritt weiter fort. So lange der Sieg möglich erschien, setzte er sich selbst eben so rücksichtslos wie Andere aus, indem er sein Leben als ein Mittel zum Zweck ansah. Wenn aber der Spruch des Schicksals sich in einem gegebenen Moment unwiderstehlich ankündigte, gab er ihm nach, doch immer in der Hoffnung auf eine spätere günstigere Wendung der Dinge, die ihm erlauben würde, wieder entscheidend einzugreifen. Der Muth der Verzweiflung lag nicht in dem Wesen dieses außerordentlichen Mannes, der sich nie selbst aufgab, und der, da er sich an nichts unwiderruflich anschloß, auch nie Alles für immer verloren hielt. Ein Garderegiment unter dem General Cambronne, der mit Napoleon auf Elba gewesen, wies die Aufforderung, sich zu ergeben, zurück, und behauptete seine Stellung, bis es ganz aufgerieben war. Der hartnäckige Widerstand einiger sich aufopfernder Schaaren machte es dem Kaiser und seinem Gefolge möglich, die Spitze der fliehenden Heereshau-

fen zu erreichen, und so sich zu retten, was sonst, bei der hitzigen Verfolgung, schwer möglich gewesen wäre.

Die beiden siegenden Feldherren, Blücher und Wellington, begegneten sich bei dem Vorwerk La Belle Alliance, schrieben mit edler Selbstverläugnung den Erfolg des Tages einer dem anderen zu, und umarmten sich im Angesicht ihrer Heere, die brüderlich die Gefahren dieses Feldzuges getheilt hatten. Obgleich beide schon berühmt waren, so wurde ihren Namen erst durch diesen großen Triumph das Siegel einer unvergänglichen geschichtlichen Bedeutung aufgedrückt. Bis dahin waren ihnen manche andere Generale gleichgekommen. Die Besiegung Napoleon's stand aber als einzig und unübertrefflich da. Wellington's Truppen waren von dem langen Kampfe zu sehr erschöpft, um dem Feinde nachsetzen zu können. Die Verfolgung wurde daher von den Preußen übernommen, und es von ihnen den Franzosen unmöglich gemacht, sich wieder zu sammeln und einen weiteren Widerstand zu versuchen.

Diese Schlacht vom 18. Juni, die für die Franzosen eine ihrer großen nationalen Niederlagen wie Crecy und Azincourt ist, ward von den Preußen: Belle Alliance — von den Engländern: Waterloo — von den Franzosen: Mont St. Jean — genannt. Obgleich die preußische Benennung die sinnvollste ist, so hat allmälig die der Engländer auch bei den Franzosen die Oberhand gewonnen, weil England nach dem Kriege einen größeren politischen und litterarischen Einfluß ausgeübt hat, und seine Auffassung und Darstellung der Begebenheiten den übrigen Völkern zugänglicher und bekannter geworden ist.

Eine Untersuchung über das größere oder geringere Verdienst eines jeden der beiden verbündeten Heere an der Besiegung der Franzosen würde zu keinem Ergebniß führen, und alles der Art Erschienene ist ein leerer Wortstreit geblieben. Denn wenn die Wellington'schen Truppen durch ihre beispiellos hartnäckige Vertheidigung des Mont St. Jean Napoleon hinderten, den Kampf vor der Ankunft der Preußen zur Entscheidung zu bringen, so wäre ohne diese nicht ein Sieg wie der von Waterloo erfochten, und der Feldzug überhaupt nicht dort und damals beendigt worden.

Im französischen Volke hat sich die, obwohl sehr irrige, Meinung erhalten, daß die Schlacht vom 18. Juni durch Verrath verloren gegangen. Wenn Bourmont's Uebergang zu den Preußen auf die ersten Bewegungen Napoleon's, indem sie dem Feinde zu früh bekannt wurden, von nachtheiligem Einfluß gewesen sein kann, so hat dies keineswegs auf den weiteren Verlauf des Krieges eingewirkt. Manche franzö-

sische Schriftsteller, namentlich solche, die Napoleon's ganzes Regierungssystem und mit Recht verwerfen, haben sich von der Abneigung gegen ihn so weit fortreißen lassen, sein militairisches Genie in dem Feldzuge von 1815 nicht mehr auf der früheren Höhe erkennen zu wollen. Aber eine unparteiische Betrachtung seiner Anordnungen gewährt die Ueberzeugung, daß er Alles gethan, was unter den gegebenen Umständen möglich war, und daß nur seine Unterfeldherren, namentlich Ney und Grouchy, aber nicht er sich Fehler haben zu Schulden kommen lassen. Er verlor seine letzte Schlacht wie einst Hannibal, den er für den ersten Feldherrn des Alterthums hielt, die seinige, aber sein Ruhm ist dadurch eben so wenig wie der jenes alten Helden vermindert worden. Ein wirklich großer Name ist wie die Sonne, die von Wolken verhüllt werden kann, deren Strahlen aber immer wieder durchbrechen.

So überschwänglich kühn sich auch Napoleon bei der Landung in Frankreich gezeigt, so unbeschreiblich unerschrocken er dem Kampfe gegen ganz Europa entgegengegangen, die gänzliche Niederlage, nachdem ihm der Sieg schon nahe getreten, der Verlust seiner ganzen Macht an einem einzigen Tage schmetterte ihn für den Augenblick nieder, und griff seine ohnedies damals geschwächte Gesundheit an. Er ritt, in düsteres Schweigen versunken, von einigen seiner Getreuen, wie Drouot, Bertrand, Gourgaud, umgeben, auf seinem weißen persischen Pferde, ihm wegen seiner Ruhe im Feuer werth, durch die in wilder Unordnung hinstürzenden Massen der Flüchtigen, von denen er hier und da bei dem hellen Mondlicht erkannt wurde. Die Soldaten zeigten ihn sich dann gegenseitig mit dem leisen Ruf: „Siehe da! Der Kaiser! Er ist nicht todt!" — Sie glaubten, daß er den Verlust der Schlacht nicht überlebt hätte. Seine Niederlage war so vollständig gewesen, daß nicht nur seine Pläne, Karten, Papiere, sondern selbst sein Hut, seine Orden, und bis auf die kaiserlichen Feierkleider und andere Zeichen seiner Würde, mit denen er in Brüssel sich dem Volke hatte zeigen wollen, als Trophäen in die Hände der verfolgenden Preußen gefallen waren.

In einem eine Stunde von Charleroi jenseit der Sambre liegenden Dorfwirthshause hielt er einen Augenblick an, und nahm seit 24 Stunden die erste Nahrung zu sich. Die nachsetzenden Preußen ließen ihm jedoch keine Ruhe. Dort stieg er in einen schlechten Wagen und traf in Philippeville Maret, Herzog von Bassano, und einige andere seiner ersten Diener an. Bei ihrem Anblick, die so lange Zeugen seiner Größe gewesen, blieb er seiner inneren Bewegung nicht Meister und brach in einen Strom von Thränen aus, ein Zeichen menschlicher Schwäche, das ihn in

den Augen seiner Anhänger eher ehrte als herabsetzte, und auf sie mehr Eindruck als seine stolze Ruhe und Kälte bei anderen Gelegenheiten machte.

Unterweges berathschlagte Napoleon mit seinen Umgebungen über den zunächst zu ergreifenden Plan. Sollte er nach Paris eilen, durch seine Gegenwart die ihm feindlichen Parteien in Zaum halten, die Kammern zur Bewilligung neuer Mittel des Widerstandes bewegen, oder sollte er die Ueberreste des Heeres erwarten und sammeln und an dessen Spitze bleiben? — Die Meinungen waren getheilt. Diejenigen, welche die Lage der Dinge am richtigsten beurtheilten, riethen zum Verharren auf dem Kriegsschauplatze. In Laon entschloß sich Napoleon zur Rückkehr nach Paris. Er machte es jetzt, wie nach dem Feldzuge in Rußland und Deutschland. Er verließ seine Armee und eilte nach der Hauptstadt, in der Hoffnung, dort im Mittelpunkt der Macht Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes treffen zu können. Aber diesmal täuschte er sich.

Von Laon aus schickte der Kaiser den Bericht über die Schlacht von Waterloo an sein Ministerium, um den Kammern mitgetheilt zu werden. Die Größe der erlittenen Verluste war nicht verheimlicht worden. Mit lobenswerther Mäßigung widerstand Napoleon der Versuchung, mehre seiner Generale, namentlich Ney, anzuklagen. Er schob Alles auf unglückliche Zufälle. Der Bericht konnte an das berühmte 29. Bulletin über den Rückzug aus Rußland erinnern. Nur standen jetzt die Dinge viel verzweifelter als damals.

Die in Paris versammelten Kammern hatten bisher keine entschiedene Haltung angenommen. Sie brachten ihre Sitzungen mit unbedeutenden Berathungen zu. Alles war auf den Ausgang des Feldzuges gespannt. Die republikanische Partei sprach zwar noch immer dann und wann von Volkssouverainetät. Aber man kannte eine drohende Aeußerung des Kaisers, kurz vor seiner Abreise zur Armee gethan, welche, im Falle er über die Verbündeten triumphirte, den Untergang der Verfassung und Freiheit voraussehen ließ. Auch Fouché hatte dann ein übles Schicksal zu erwarten. Ob ihm die Absichten des Kaisers in Bezug auf ihn in ihrem ganzen Umfange bekannt gewesen, ist ungewiß, aber so viel wußte er jedenfalls, daß er nichts Gutes zu erwarten habe. Ein Vertrauter Napoleon's hatte diesem gerathen, sich Fouché's um jeden Preis vor Ausbruch des Feldzuges zu entledigen, und der Kaiser, der nicht Alles, aber genug von den Ränken und geheimen Unterhandlungen seines Polizeiministers mit den Bourbonen und dem Feinde wußte, geantwortet: „Wozu könnte das Blut dieses Menschen mir nützen, wenn ich bei meinem Unternehmen unterliegen sollte? Aber derselbe Kurier, der die

Nachricht von einer großen Niederlage der Engländer und Preußen in Paris meldet, wird auch den Befehl zur Hinrichtung Fouché's überbringen." — Fouché suchte sich in der Kammer der Repräsentanten bedeutend zu machen, indem er, in einem Bericht über die innere Lage Frankreichs, die Parteien als im höchsten Grade unruhig schilderte, und vor dem Ausbruch eines Bürgerkrieges besorgt zu sein schien. Zugleich wollte er dadurch Napoleon, selbst im Falle eines Sieges, einschüchtern, und von einem Schlage gegen ihn ablenken. Fouché's Bericht war sehr übertrieben. Die Nation erwartete, ohne Begeisterung für den Kaiser und seine Sache, aber auch ohne die Neigung zum Widerstande gegen ihn, in dumpfer Spannung den Ausgang des großen Kampfes an der Gränze. Sie sah, wenn der Kaiser siegte, die Wiederherstellung des Despotismus im Innern, wenn er geschlagen wurde, eine zweite Invasion voraus. In diese traurige Alternative war sie durch die passive Haltung gekommen, welche sie nach Napoleon's Landung angenommen, durch die Art, wie sie die Entscheidung über das Schicksal Frankreichs einzig der Armee überließ, und durch die geringe Empfänglichkeit für die von Ludwig XVIII. gegründeten parlamentarischen Institutionen.

Napoleon hatte seine Reise von Philippeville so eingerichtet, daß er erst des Abends, als es schon dunkel geworden, in Paris ankam (20. Juni). Er stieg nicht in den Tuileries, sondern in dem damals still gelegenen Palast Elysée ab. Es waren gerade Tag um Tag drei Monate her, daß er ebenfalls absichtlich des Abends in der Hauptstadt eingetroffen war. Aber diesmal glänzten ihm keine hell erleuchteten Fenster entgegen, es stürzte sich nicht, wie am 20. März, eine begeisterte Menge von Generalen und Officieren an seinen Wagen, um ihn auf ihren Armen die Treppe hinaufzutragen, kein Hofstaat empfing ihn. Ein einziger seiner Anhänger und Diener, Caulincourt, Herzog von Vicenza, dem Namen nach Minister des Auswärtigen während der hundert Tage, ein Titel ohne Funktionen, da Niemand mit Napoleon unterhandeln wollte, erwartete ihn am Eingange des Elysée. Alles in und um den Palast war dunkel und einsam. Der Kaiser schien durch den Schmerz über die erfahrene Niederlage, die Schlaflosigkeit, die Beschwerlichkeiten der Flucht, in wenigen Tagen um viele Jahre gealtert zu sein. Er hielt sich nur mit Mühe aufrecht, athmete langsam, sprach mit klangloser Stimme. „Ich ersticke," sagte er zu Caulincourt, indem er sich auf einen Sessel warf, und die Hand auf das Herz legte. „Die Armee hatte Wunder der Tapferkeit gethan, als ein panischer Schrecken über sie kam, und alle errungenen Vortheile wieder verloren gingen. Ney hat sich wie ein Thor betragen,

er hat meine Kavallerie zu Grunde gerichtet!" — Seine Brüder, Joseph und Lucian, kamen herbei. Hieronymus war bei den Trümmern des Heeres zurückgeblieben, die er in Verbindung mit mehren anderen Generalen zu sammeln und zu ordnen suchte. Er hatte in diesem kurzen, aber großen Feldzuge Muth und Einsicht bewiesen. Napoleon's Umgebungen behandelten ihn mit einer Mischung von Ehrerbietung und Schmerz, aber Niemand konnte sein Erstaunen über seine unerwartete und einsame Rückkehr verhehlen. Man glaubte, daß er unter allen Umständen unter seinen Soldaten besser aufgehoben gewesen wäre.

Die Kunde von Napoleon's Siege bei Ligny war in Paris zufällig zu derselben Zeit angekündigt worden, wo Tausende von Franzosen bei dem Angriff auf den Mont St. Jean, unter Ney, vor den englischen Batterien fielen. Dieser Sieg, obgleich sehr vergrößert, hatte zwar Freude, aber keine Zuversicht in Bezug auf den Ausgang des Krieges erregt. Ein Kampf gegen ganz Europa, unerschöpflich an Hülfsmitteln, und diesmal zu deren Benutzung entschlossen, konnte, dies fühlte man, nicht durch eine einzige gewonnene Schlacht entschieden werden. Die aufgeklärten Klassen der pariser Bevölkerung hatten zwar die Kühnheit des Kaisers bewundert, mit der er dem Kampfe gegen so viele Feinde entgegenging, aber nie an einen vollständigen Sieg desselben geglaubt. Der frühere Zauber des Glückes war einmal gelöst und konnte nicht wieder hergestellt werden. Napoleon selbst hatte gegen seine nächsten Vertrauten zuweilen Zweifel über den Erfolg geäußert, was ihm bei der Eröffnung seiner früheren Feldzüge nie eingefallen war. Die Niederlage bei Waterloo wurde am frühen Morgen des 21. Juni bekannt, verbreitete sich reißend schnell, und ward alsbald in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich der zahlreichen Familien, die Angehörige in der Armee hatten, die nach der ersten Nachricht fast ganz aufgerieben sein sollte. Denn die ohnedies großen Verluste wurden von dem Gerücht noch übertrieben. Alles stürzte sich, als die Nachricht von Napoleon's Rückkehr sich bestätigte, nach den Spaziergängen und Gärten in der Nähe des Elysée, um zu erfahren, was dort vorging.

Zwei Klassen allein schienen von der Unglücksbotschaft weniger bestürzt als erregt zu werden. Es waren dies die Föderirten der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, die zwar nicht organisirt worden, aber unter einander zusammenhielten, und die Republikaner in und außerhalb der Kammern, welche die Niederlage von Waterloo zum Sturze Napoleon's benutzen wollten. Von den Föderirten eilten zahlreiche Schaaren nach dem Elysée, um dem Kaiser ihre Dienste anzubieten, die Republika=

ner dagegen versammelten sich um de la Fayette und Fouché, die, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen, Napoleon gleich feind waren. Die Menge sah in dem Besiegten noch immer das Panier des Vaterlandes und das einzige Mittel der Rettung, die politischen Parteien dachten aber mehr daran, ihre Ideen durchzuführen oder ihren Haß zu befriedigen, als Frankreich vor dem andringenden Feinde zu vertheidigen.

Napoleon hatte, nachdem er sich einige Stunden lang der Ruhe hingegeben, seine Minister und einige andere seiner ersten Diener nach dem Elysée entboten. Er erklärte ihnen, daß eine militairische Diktatur nothwendig geworden, um alle Hülfsquellen des Landes gegen den Feind aufbieten zu können. Er sagte, daß es von ihm abhinge, dieselbe an sich zu reißen, daß es aber volksthümlicher und wirksamer wäre, wenn sie ihm von den Kammern zuerkannt würde. Ein Antrag der Art sollte demnach an sie gestellt werden. Mehre der Anwesenden zweifelten an der Bewilligung eines solchen, und Regnault de St. Jean d'Angely, einst ein Republikaner, dann aber eifriger Anhänger des Kaiserreiches, sprach zuerst von der Nothwendigkeit einer freiwilligen Abdankung, damit diese nicht von der Volksvertretung erzwungen würde. Lucian Bonaparte, der sich des 18. Brumaire erinnerte, erhob sich heftig gegen diese Meinung, und rieth seinem Bruder, sich nicht an die Kammern zu kehren und allein die Rettung Frankreichs über sich zu nehmen. Carnot, dem immer 1793 vorschwebte, forderte zu einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes, zur Ergreifung außerordentlicher Maßregeln, Verhängung des Belagerungszustandes über Paris, Verlegung des Sitzes der Regierung nach der Loire auf, ließ es aber ungewiß, ob die Zustimmung der Kammern eingeholt werden sollte oder nicht.

Aber die Entscheidung über die Lage der Dinge hing nicht mehr von Napoleon, seinen Ministern und Generalen ab. Die Repräsentantenkammer, der großen Mehrheit nach antibonapartistisch gesinnt, trat plötzlich in den Vordergrund. Sie würde es nicht gewagt haben, eine drohende Stellung gegen den Kaiser anzunehmen, wenn sie nicht von Fouché und dessen Anhängern ermuthigt und geleitet worden wäre. So lange Napoleon noch an der Spitze einer mächtigen Armee stand, hatte der Herzog von Otranto zwar mit seinen Feinden gegen ihn im Geheimen unterhandelt, jedoch keine bestimmte Aussicht auf Erfolg gehabt. Nach einer Niederlage, wie bei Waterloo, begriff er aber, daß von einem Kaiserreich nicht weiter die Rede sein konnte. Er trat sogleich wieder in Verbindung mit Lord Wellington, der von jetzt an auch eine große politische Rolle spielen sollte, und schickte einen Vertrauten an Ludwig XVIII. nach Gent ab, um auf diesen einen

Einfluß auszuüben. Sein Plan war, zunächst die Repräsentantenkammer gegen Napoleon aufzustellen und ihn zur Abdankung zu zwingen, die Republikaner mit dem Blendwerk der Volkssouverainetät und der Möglichkeit des Gelingens ihrer Ideen zu täuschen, während dieser Zeit die Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten über Frankreichs Integrität durch Zusammenziehung aller vorhandenen Streitkräfte bei Paris zu unterstützen und zuletzt die Rückkehr der Bourbonen als das einzige Mittel der Rettung vorzubereiten. Fouché gedachte für eine zweite Restauration Das zu werden, was Talleyrand für die erste gewesen. Diese halb egoistische, halb patriotische Rolle ward von ihm mit bewunderswürdiger Kühnheit und Feinheit durchgeführt, obgleich er sich nicht lange des Gelingens seiner Absichten erfreuen sollte.

Der Verabredung mit Fouché gemäß, der aber immer noch fortfuhr, zu Napoleon's Ministern und Rathgebern im Elysée zu gehören, bestieg de la Fayette am 21. Juni die Rednerbühne, um den ersten großen Schlag gegen den Kaiser zu führen. Er sah sich im Geiste in die Zeit von 1789 zurückversetzt, wo er der Schiedsrichter der Parteien, und die Stütze der Freunde der Freiheit gewesen war. Er träumte von der Erneuerung einer solchen Stellung für ihn, obgleich er in diesem Augenblick mehr ein Werkzeug Fouché's als er selbst war, und die Verhältnisse mit denen im Anfange der Revolution keine Aehnlichkeit boten. Aber de la Fayette's Name und Ansehen war groß in der Versammlung und er schien von der Mehrheit dazu bestimmt zu sein, jetzt den kaiserlichen wie einst den königlichen Despotismus zu stürzen. Seine Anträge wurden sämmtlich angenommen. Sie betrafen im Wesentlichen Folgendes: Die Kammer erklärt sich in Permanenz — jeder Versuch, sie aufzulösen, wird mit der Strafe des Hochverraths belegt — die Minister müssen sich ihr zur Verfügung stellen. — Dies hieß, die Regierung an sich reißen, und Napoleon, obgleich er noch die Krone trug, bei Seite schieben.

Während dieser Zeit berieth der Kaiser im Elysée mit seinen Ministern, unter denen Fouché in der Kammer seinen Sturz vorbereiten ließ, die meisten anderen aber ebenfalls ihn aufzugeben bereit waren, über die Möglichkeit, Paris und Frankreich gegen den Feind zu vertheidigen, wozu es aber in jenem Augenblick, bevor noch die am 18. Juni zersprengten Korps sich wieder einigermaßen gesammelt hatten, an allen Mitteln fehlte. Sobald Napoleon von den in der Repräsentantenkammer gefaßten Beschlüssen hörte, gerieth er in Zorn, und brach in Drohungen aus, als er aber die schwankende Haltung seiner nächsten Umgebungen bemerkte, zeigte er sich, wie das Jahr vorher in Fontainebleau, zur Nach-

giebigkeit bereit. Seine Stimmung sank und stieg an diesem Tage mehrmals wie Ebbe und Fluth. Er sandte Lucian Bonaparte zu den Repräsentanten, um sie für sich zu gewinnen, und über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Dieser, der am 18. Brumaire der Wuth der Republikaner im Rathe der Fünfhundert getrotzt, und wesentlich zur Erhebung seines Bruders beigetragen, glaubte auch diesmal, ihn retten zu können. Er irrte sich. Es hatte damals noch kein Waterloo zwischen Napoleon und Frankreich gelegen. Lucian's Antrag, den Kaiser um jeden Preis zu unterstützen, brachte das Gegentheil von Dem, was er gehofft, hervor. Ein entschiedener Gegner Napoleon's, der Repräsentant Jay, trat endlich mit der Erklärung auf, daß der Kaiser ein Hinderniß für das Glück Frankreichs sei, indem er dasselbe nicht mehr vertheidigen könne, und zugleich dessen Aussöhnung mit Europa hindere. Als Lucian die Nation der Undankbarkeit beschuldigte, wenn sie den, der so lange über sie glorreich regiert und ihr so vielen Ruhm verschafft, fallen lassen sollte, erhob sich de la Fayette und entwarf eine ergreifende Schilderung von den Opfern, die Frankreich für Napoleon gebracht, von den Schlachtfeldern, die von dem Guadalquivir bis zur Moskwa mit französischem Blut gedüngt worden. Die Nation habe genug für einen einzigen Menschen gethan, es sei jetzt Zeit, daß sie an sich selbst denke.

In der Pairskammer, in welche Lucian sich darauf begab, fand er keine so heftige Aufregung, aber eine gleichgültige, kalte Stimmung gegen seinen Bruder vor, die, den Sturz desselben voraussehend, ihn nicht übereilen, aber auch nicht aufhalten wollte. Die Mitglieder dieser Kammer, meist aus Diplomaten, Generalen und hohen Beamten bestehend, wollten bei Vollziehung Dessen, was unvermeidlich geworden, einen gewissen politischen Anstand beobachtet wissen.

Es hatte sich unterdessen eine große Menge Volkes, aus vorstädtischen Arbeitern bestehend, in der Nähe des Elysée versammelt, die Napoleon, der, die Angelegenheiten des Tages besprechend, in dem Garten des Palastes bald mit diesem, bald mit einem anderen Vertrauten auf- und abging, so oft er sichtbar wurde, mit begeistertem Zuruf empfing, und nach Waffen verlangte. Lucian, der von seiner verfehlten Sendung nach den Kammern zurückgekehrt, that alles Mögliche, um seinen Bruder zu einem persönlichen Erscheinen unter den Repräsentanten, zu einer Auflösung derselben, und im Nothfalle zu einem Angriff auf sie zu bewegen. Er machte ihn auf die Anhänglichkeit der unteren Klassen aufmerksam, und meinte, daß sich überall die Massen für ihn bewaffnen würden, sobald er nur das Zeichen dazu geben würde. Aber Napoleon hoffte nicht

nur nichts von seiner Gegenwart in der Kammer, sondern fürchtete, seine Würde dabei auszusetzen, und die Schaaren ungeordneten Volkes und der Gedanke an eine allgemeine Erhebung desselben für ihn flößten ihm kein Vertrauen ein. Einmal war eine solche Erhebung ungewiß, jedenfalls zu spät, und er selbst ein zu erfahrener Kriegsmann, um nicht zu wissen, daß er mit solchen Mitteln dem Feinde nicht widerstehen konnte. Er sprach im Grunde von der Möglichkeit der Vertheidigung und von der Weigerung der Volksvertretung, ihm dazu die Mittel zu bewilligen, nur noch um vor der Welt den Schein zu retten, und als ein Opfer der Ränke der Einen und der Entmuthigung der Anderen dazustehen. Er fühlte, daß er dem Strome für den Augenblick weichen müsse, es kam ihm nur noch auf die Art an, wie dies geschehen sollte.

Die Napoleon feindliche Partei unter den Repräsentanten war durch Fouché von der Abneigung des Kaisers gegen Ergreifung extremer Mittel und einen Angriff auf die Kammer unterrichtet, und schöpfte darin den Muth, auf eine schnelle Abdankung zu dringen. Selbst die eifrigsten Anhänger Napoleon's, sogar sein Bruder Joseph, hielten dies für nothwendig, falls nur der Thron dem Sohne Napoleon's gesichert und die Dynastie erhalten würde. Fouché, der noch weniger an eine verlängerte Herrschaft der Napoleoniden als an die ihres Hauptes glaubte, hielt es jedoch für nützlich, in diesem Punkt die Opposition zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Sturz des Kaisers galt ihm für das Wesentlichste, der seiner Familie folgte dann von selbst. Ein Kind von vier Jahren, das sich in Wien in der Gewalt von Napoleon's Feinden befand, als Souverain anzuerkennen, erschien ihm als ein Zwischenspiel ohne Bedeutung für die Zukunft, aber geeignet, die Haupthandlung für den Augenblick zum Abschluß zu bringen. Von den Kammern war kein Widerstand gegen einen solchen Antrag zu besorgen. Denn Konstitutionelle und Republikaner, obwohl Gegner des Kaisers, neigten sich keinesweges den Bourbonen zu. In ihrem Parteieifer verkannten sie, daß nach Napoleon's Sturz Ludwig XVIII. Rückkehr unvermeidlich werden würde. Ein Theil davon überredete sich, daß die verbündeten Mächte nur die Person des Kaisers, aber nicht seine Familie, vom Throne ausgeschlossen hätten. Dieser Irrthum entstand aus der Verwandtschaft des jungen Napoleon mit dem Kaiser von Oesterreich, von dem man keine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Schicksal seines Enkelsohnes annehmen wollte. Andere dachten daran, dem Herzog von Orleans, dem man England geneigt glaubte, die Krone zuzuwenden.

Napoleon, obgleich innerlich schon zur Nachgiebigkeit entschlossen,

schwankte noch immer über den Moment und die Form, in denen er der Nothwendigkeit sich unterwerfen wollte. Lucian Bonaparte, der früher am wenigsten an der Größe seiner Familie Theil genommen, konnte jetzt am schwersten sich von ihr trennen. Er trieb seinen Bruder immer wieder zu einem Gewaltschritt gegen die Repräsentantenkammer an, zur Ergreifung einer militairischen Diktatur bis nach Befreiung des Vaterlandes, und zum Aufrufe an das Volk zu einer allgemeinen Erhebung und Bewaffnung. Es war während der Nacht ein Truppenkorps von 10,000 Mann in Paris eingerückt, und, ungeachtet Waterloo's, noch immer für den Kaiser begeistert. Es hätte allerdings nur eines Winkes und Wortes Napoleon's bedurft, und die Opposition war vernichtet. Aber er sah nach einem kurzen Triumphe eine abermalige Niederlage voraus. Auch widerstritt es seinem Gefühl, Paris, wo er so lange regiert hatte, mit Scenen von Tumult und Blut zu erfüllen. Denn es war wahrscheinlich, daß, wenn auch die Föderirten für den Kaiser zu den Waffen griffen, die Nationalgarde, wenigstens ein Theil derselben, sich für die Repräsentanten erklärte. Napoleon zögerte jedoch noch immer mit einer bestimmten Erklärung, von dem Gedanken an die frühere Größe und die gegenwärtige Hülfslosigkeit, von der Möglichkeit, die Macht wieder an sich zu reißen, und die Schwierigkeit, sie zu behaupten, hin und her gerissen.

Endlich trat Fouché in Gegenwart des Kaisers offen mit der Erklärung hervor, daß die Abdankung desselben alle Interessen befriedigen, der Napoleon'schen Dynastie den Thron erhalten, und Frankreich den Frieden wiedergeben würde, indem die Verbündeten erklärt hätten, nur Napoleon entfernen, der Nation aber keine Regierung aufdringen zu wollen.

Zugleich langten im Elysée die drohendsten Erklärungen aus der Kammer an. Die Repräsentanten, de la Fayette an der Spitze, erklärten, die Entsetzung Napoleon's aussprechen, ja, ihn selbst verhaften lassen zu wollen, wenn er nicht augenblicklich seine Entsagung einsenden würde. In der That war schon eine Anzahl entschlossener Männer aus der Kammer, mit Hülfe einiger Nationalgardisten, bereit, nach dem Elysée zu ziehen, und sich Napoleon's zu bemächtigen, wo es, da die denselben umgebenden Officiere zu seiner Vertheidigung bereit waren, zu einem blutigen Auftritt hätte kommen können, der des Kaisers eben so unwürdig wie Frankreichs gewesen wäre.

Von den Umständen überwältigt, entschloß sich endlich Napoleon zu dem Schritt, der auf allen Seiten von ihm verlangt wurde. Er zog sich

mit Lucian in ein einsames Gemach des Palastes zurück, und diktirte am Nachmittage des 22. Juni den Akt, durch den er dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagte, den er als Napoleon II. proklamirte, und zugleich die Hoffnung aussprach, daß die verbündeten Mächte mit diesem Opfer zufriedengestellt werden würden.

Dieses Dokument wurde alsbald nach den beiden Kammern gebracht. Obgleich Napoleon unter den Repräsentanten seine entschiedensten Gegner hatte, so ward gleichwohl unter ihnen kein Frohlocken über den davon getragenen Sieg vernommen. Der Fall einer solchen Größe erregte zuletzt doch Theilnahme. Unter den Pairs, wo es viele persönliche Anhänger Napoleon's gab, war dies noch mehr der Fall. Beide Kammern votirten Adressen an den Kaiser, die ihm den Dank der Nation für den gethanen Schritt aussprachen, und die ihm noch denselben Abend überreicht wurden.

Napoleon, bei dem die vorhergegangenen Tage über beständig eine fieberhafte Aufregung mit einer tiefen Abspannung gewechselt hatte, ward jetzt, als die Entscheidung gefallen, wieder sich selbst zurückgegeben. In einem matt erleuchteten Saale des Palastes empfing er, aufrecht stehend, mit unbewegter Miene die Deputationen der Kammern. Die der Repräsentanten bestand großentheils aus solchen, die an seinem Sturz gearbeitet, die der Pairs aus solchen, die ihn schwach unterstützt hatten. Fast alle waren ihm früher auf diese oder jene Art verpflichtet gewesen, hatten von ihm Gunstbezeugungen oder Wohlthaten empfangen. Selbst de la Fayette war nur durch seine Verwendung aus der Gefangenschaft in Olmütz befreit worden. Seine Willkührherrschaft und die Gewalt der Umstände hatte sie zu seinen Gegnern gemacht. Die Erinnerung an die Vergangenheit und die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblickes veranlaßte sie jedoch, gegen den Gefallenen eine ehrerbietige Haltung anzunehmen, und selbst seinen Tadel und seine Vorwürfe zu ertragen. Er sprach mit Ruhe, sogar mit Gleichgültigkeit von seinem eigenen Schicksal, hob aber mehrmals gegen die Deputation der Kammern die Bedingung, unter der er allein abgedankt hatte, die Anerkennung seines Sohnes, hervor, ein Umstand, der in den Adressen unberührt geblieben. Er hielt sich bei dem Schiffbruch, den er erlitten, an der Hoffnung, der Gründer einer Dynastie zu sein, wie an einem letzten Brett fest, ohne zu ahnen, daß seine wahre Bedeutung von anderer Art war. Obgleich Männer wie de la Fayette, Lanjuinais, Fouché aus der Revolution her an tragische Scenen gewöhnt, und Napoleon im Herzen entschieden abhold waren, so konnten sie sich bei dieser letzten Zusammenkunft mit ihm des Eindruckes seiner persönlichen Größe nicht erwehren.

So schloß Napoleon's politische Laufbahn. Drei Tage nachher verließ er Paris, um es nicht mehr wiederzusehen.

Das erste Kaiserreich ist für Frankreich, ungeachtet des unglücklichen Endes, eine nicht blos im höchsten Grade ruhmvolle, sondern im Ganzen auch nothwendige und nützliche Epoche gewesen. In der Nation ist damals Das, was ihr von der Revolution bleiben sollte, für immer befestigt worden. Aber das zweite Kaiserreich war nichts als eine verwegene Auflehnung gegen den Spruch des Schicksals, von dem 1814 deutlich genug erklärt worden, daß es den Thaten des Eroberers ein Ziel gesetzt hatte.

Indessen ist Napoleon vor allem ein Mann des Wechsels der Erschütterung, des Kampfes gewesen. Seine Kriege haben den Samen zu freisinnigen Einrichtungen über das ganze Festland getragen. Aber zu Allem, was er gethan, hat er der Gewalt bedurft. Sein Dasein wird von zwei großen Schlachten begränzt. Bei Marengo hatte er sich Frankreichs versichert, und die Erlangung der Krone vorbereitet, bei Waterloo fiel sie ihm für immer vom Haupt. Einer solchen Natur war es nicht möglich, so lange man ihr noch Mittel, thätig einzugreifen, wie in Elba, übrig ließ, sich leidend zu verhalten, und der Regierung der Bourbonen ruhig zuzusehen. Er sollte die Welt noch einmal erregen, aufschrecken, gegen sich vereinigen, und dann in einem großen Sturm verschwinden. Ein solcher Ausgang lag in seinem Wesen, gehörte zu seiner Vollendung als geschichtliche Erscheinung, und sollte zugleich den Spruch des Schicksals über den von ihm mit seinem Glück und seinem Genie getriebenen Mißbrauch der Mit- und Nachwelt darlegen.

---

12. Provisorische Regierung in Paris, Fouché an deren Spitze. — Napoleon in Malmaison. — Seine Abreise nach Rochefort. — Seine Plane zur Flucht. — Ergebung an die Engländer. — Abführung nach St. Helena.

Gleich nach Napoleon's Abdankung wurde von den Kammern eine provisorische Regierung, aus fünf Mitgliedern, Fouché, Carnot, Caulincourt, Quinette, General Grenier, bestehend, ernannt, und Fouché an deren Spitze gestellt. Diese setzte ein neues Ministerium ein, in welchem Bignon, der aber mehr als politischer Schriftsteller, denn als praktischer Diplomat bedeutend gewesen, das Departement des Auswärtigen erhielt.

Das Erste, was die provisorische Regierung beschloß, war, so viel Truppen als möglich in und um Paris zusammenzuziehen, um bei den Unterhandlungen mit den Verbündeten einen Stützpunkt zu haben. Dem Marschall Massena, der, obgleich er sich anfänglich gegen Napoleon erklärt, später in dessen Pairskammer eingetreten, ward der Oberbefehl über die pariser Nationalgarde übertragen. Weder in der provisorischen Regierung, noch in dem Ministerium fehlte es an Anhängern Napoleon's und an Gegnern der Bourbonen. Aber Fouché riß jede Entscheidung an sich, und war entschlossen, Ludwig XVIII. Rückkehr aus allen Kräften zu begünstigen.

Fouché wurde jedoch aus Politik und Nothwendigkeit veranlaßt, hierbei mit Vorsicht und Zögerung zu Werke zu gehen. Eine unmittelbare Anerkennung der vertriebenen Dynastie nach Napoleon's Abdankung würde die Bonapartisten und Republikaner in den Kammern erbittert, und die sich sammelnden Ueberreste des Heeres und die Föderirten zu einer offenen Auflehnung getrieben haben. Auch konnte in solchem Falle von Napoleon ein verzweifelter Versuch, sich wieder des Ruders zu bemächtigen, befürchtet werden.

Fouché spielte, wie er es seit dem 20. März gewohnt gewesen, mehre Rollen zu gleicher Zeit. Er ließ Ludwig XVIII. den Rath geben, seine Rückkehr nach Frankreich durch eine versöhnende Proklamation an das Volk vorzubereiten. Er überredete Talleyrand, der sich in der letzten Zeit in Gent eingefunden, daß nur er allein die feindlichen Parteien unschädlich machen könne, indem er sie in Spannung und Mißtrauen gegen einander erhalte. Wellington ward dadurch für Fouché gewonnen, daß dieser versicherte, er werde durch seinen Einfluß auf die Generale jeden weiteren Widerstand gegen die Verbündeten verhindern. Die Kammern und seine Kollegen in der provisorischen Regierung täuschte Fouché durch eine vorgebliche Abneigung gegen die Bourbonen. Während er daran arbeitete, Napoleon aus Frankreich zu entfernen, ließ er es ruhig geschehen, daß sein Sohn, auf Betrieb der Bonapartisten und aller Derer, welche Ludwig XVIII. Rückkehr zu fürchten hatten, von den Kammern als Kaiser anerkannt wurde. Er wußte, daß dies für den Augenblick beschwichtigte, ohne für die Zukunft zu binden.

Fouché gedachte auf diese Art alle gewaltsamen Erschütterungen zu vermeiden, Frankreich einen erträglichen Frieden mit dem Auslande zu verschaffen, und sich der Restauration, die er für unvermeidlich hielt, als einen Vermittler zwischen ihr und der eben abgelaufenen Epoche, und als eine unentbehrliche Stütze für die Folge zu empfehlen. Dieses Spiel

ward von ihm so geschickt betrieben, daß ihn damals Niemand, selbst nicht seine nächsten Umgebungen, durchschauten, und das bunte Gewebe dieser durch einander laufenden Unterhandlungen und Ränke erst nach seinem Sturze entdeckt wurde.

Napoleon, dem durch die scheinbare Anerkennung seines Sohnes jeder Vorwand zu einer Zurücknahme seiner Abdankung und einer weiteren Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten fehlte, verließ Paris und begab sich nach Malmaison, wo er als Konsul an der Seite seiner ersten Gemahlin Josephine die, nach seinem eigenen Geständnisse, glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Er fand in Malmaison ihre Tochter Hortensia, um ihn über sein Unglück zu trösten, und ihm den Uebergang zu einer anderen Weise des Daseins zu erleichtern. Die Entfernung von dem Geräusche der Hauptstadt, dem Kampfe der Parteien, der Anblick des Hauses, der Gärten, wo er gewohnt gewesen, die schöne Jahreszeit in der Epoche zwischen Marengo und Austerlitz zu verleben, und die Erinnerung an die Frau, die ihm seine Jugend vergegenwärtigte, brachten bald eine große Veränderung in ihm hervor. Sein körperliches Leiden, seine düstere Stimmung verschwanden, und er fühlte sich in bessere Zeiten zurückversetzt.

Da aber in Napoleon Thatendrang und Herrschsucht alle anderen Eindrücke und Empfindungen überwogen, so wandte er diese Zeit der Ruhe in Malmaison nicht dazu an, um sich über sein Geschick zu erheben, das Opfer, das die Umstände gebieterisch forderten, zu vollziehen, und sich zur schleunigen Abreise aus Frankreich zu rüsten, sondern es erwachte in ihm plötzlich die Hoffnung, durch eine in der öffentlichen Meinung eintretende Veränderung, durch einen Beschluß der Kammern, oder eine gewaltsame Dazwischenkunft der Armee wieder an die Spitze gestellt zu werden. Die Ausübung der Macht war ihm so sehr zum Bedürfniß, zur anderen Natur geworden, er hatte so großen Wechsel in seinem Leben erfahren, daß er sich vor der Augenscheinlichkeit der Thatsachen verschloß, und selbst jetzt noch eine für ihn günstige Wendung der Dinge für möglich hielt. Da er seine Abdankung nicht offen zurücknehmen konnte, so ließ er der provisorischen Regierung vorschlagen, ihm den Oberbefehl über das Heer zu übergeben, und versprach, nach errungenem Siege über den Feind, keine weiteren Ansprüche zu machen. Fouché, der um keinen Preis mehr von Napoleon Etwas wissen wollte, und der überzeugt war, daß derselbe, an die Spitze der bewaffneten Macht gestellt, auch die Krone wieder an sich reißen würde, wies dies Verlangen entschieden ab. Aber selbst seine tapfersten und sonst treuesten Unterfeldherren, wie Davoust, ver-

warfen einen Antrag, der den Krieg verlängert, und Frankreich in den Abgrund, an welchem es ohnedies stand, hineingestoßen haben würde. Denn wenn es Napoleon auch gelungen wäre, über Blücher und Wellington für den Augenblick einen Vortheil davon zu tragen, so würden die zahllosen Streitkräfte der Verbündeten, die sich von allen Seiten her in Bewegung setzten, ihn bald erdrückt, und jeden weiteren Kampf unmöglich gemacht haben. Die in Paris versammelten Generale waren allerdings geneigt, eine Schlacht zu wagen, aber nur im Interesse der Integrität Frankreichs, aber nicht um Napoleon's willen, den die verbündeten Mächte ein für allemal ausgeschlossen hatten. Es mußte jetzt vor Allem jede Identificirung zwischen Frankreich und dem entthronten Kaiser vermieden werden, wenn das Land nicht den äußersten Bedrängnissen preisgegeben werden sollte.

Diese Regungen des Ehrgeizes in Napoleon hatten die Folge, daß die provisorische Regierung, unter dem Vorwande des Schutzes gegen die nicht mehr weit von Malmaison entfernten preußischen Vorposten, den General Becker mit Truppen zu seiner Ueberwachung abschickte, ihn zuletzt sogar mit Verhaftung bedrohte, und endlich seine Abreise durchsetzte. Seine bloße Anwesenheit in Frankreich, auch wenn er sich ruhig verhalten hätte, wäre ein Hinderniß bei den Unterhandlungen gewesen, die man mit den Verbündeten anknüpfen wollte.

Napoleon schien diese Zeit über von den verschiedenartigsten Eindrücken und Entschlüssen erfüllt zu sein. Bald sprach er von einer Niederlassung in Amerika, von friedlicher Zurückgezogenheit und Landbau, dann wieder von dem Schrecken, den seine unerwartete Rückkehr nach Paris seinen Gegnern verursachen würde. Er äußerte zuweilen seine Zufriedenheit darüber, von der Last der Regierung befreit zu sein, und gleich darauf entwarf er Angriffspläne gegen die Verbündeten. Als er den Kanonendonner eines zwischen den Preußen und Franzosen beginnenden Gefechtes vernahm, blieb er seiner Bewegung kaum Meister, und wollte zu Pferde steigen, um den Kampf zu leiten. Fast ohne Uebergang folgte in ihm die größte Aufregung auf die tiefste Abspannung. Sein Geist schwankte zwischen Entsagung und Widerstand. Er konnte sich seines Schicksals nicht erwehren, und doch wollte er sich ihm nicht unterwerfen. Aber jede thätige Rolle war ihm jetzt unmöglich geworden. Unüberwindliche Hindernisse traten ihm entgegen, wohin er auch seine Blicke richten mochte. Die unermeßliche Fülle von Macht und Größe, die das Glück und die eigene Kraft ihm früher verschafft hatte,

war gänzlich aufgebraucht. Es blieb nur noch der Nachklang seines Namens übrig.

Nach langem sich Hin- und Herwenden, Beschließen und Verwerfen ward Napoleon am 29. Juni Nachmittags um fünf Uhr endlich angekündigt, daß Alles zur Abreise von Malmaison in Bereitschaft stehe. Er umarmte seine Stieftochter Hortensia, die in Thränen zerfloß, sprach einige kurze Worte des Dankes an die Officiere und Soldaten seiner Garde, die mit stummer Trauer ihn sich entfernen sahen, und wandte sich mehrmals um, um die Gänge und Gebüsche von Malmaison noch einmal zu betrachten.

Schon war eine kostbare Zeit zu seiner Rettung verloren gegangen. Wenn er seine Lage kaltblütig überdacht und gleich nach seiner Entsagung Frankreich verlassen hätte, so würde seine Flucht unfehlbar gelungen sein. Auch jetzt war sie noch möglich, wenn er, ohne sich unterwegs aufzuhalten, nach einem Hafen an der Westküste geeilt, und dort ein Schiff nach Amerika gesucht hätte. Statt dessen aber brachte er eine Nacht und einen halben Tag in Rambouillet zu, einem seiner Lustschlösser, so, als hätte er sich von den Zeugen seines ehemaligen Glanzes nicht trennen können. In Niort blieb er ebenfalls viel länger als nöthig war. Von der Begeisterung der dort garnisonirenden Truppen berauscht, dachte er von Neuem daran, sich an die Spitze der Armee zu stellen, und schickte einen Eilboten mit diesem Verlangen an die provisorische Regierung ab.

Als Napoleon endlich am 3. Juli in Rochefort ankam, fand er im dortigen Hafen zwei Fregatten vor, die von der provisorischen Regierung zu seiner Verfügung gestellt worden. Aber er hatte durch seine Zögerungen den Engländern Zeit gelassen, die französischen Häfen zu blokiren. Ein starkes englisches Geschwader bewachte die beiden Ausgänge der Rhede von Rochefort. Es wäre gefährlich gewesen, die Flucht mit den beiden Fregatten bewerkstelligen zu wollen. Die in Rochefort versammelten Seeleute, Napoleon aufrichtig zugethan, suchten nach anderen Mitteln der Rettung für ihn. Es waren mehre leichte Fahrzeuge vorhanden, welche durch ihre Schnelligkeit den englischen Kriegsschiffen entgehen konnten. Ein durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit bekannter französischer Schiffskapitain, Namens Baudin, bot ihm seine Dienste an. Ein dänischer that dasselbe. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. In unerklärbarer Verblendung erwartete er die Antwort auf den von ihm gemachten Antrag, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Diese Antwort war, wie vorauszusehen, ablehnend, denn an demselben Tage ward die Kapitulation von Paris abgeschlossen, und mit dem Befehl an

den Militairkommandanten verbunden, Napoleon zur Einschiffung nöthigenfalls zu zwingen.

Napoleon zögerte noch immer. Er ließ sich nach der Rochefort gegenüberliegenden Insel Aix bringen. Die Bevölkerung nahm ihn mit Jubel auf. Er besichtigte das dort liegende Marineregiment, so, als wenn er sich selbst über seine Lage hätte täuschen wollen. Eine Anzahl junger Seeofficiere erbot sich, ihn auf kleinen raschen Fahrzeugen durch die englischen Kreuzer hindurchzubringen. Er verwarf den Antrag. Es war, als fürchtete er nichts mehr, als den Ocean zwischen sich und Frankreich zu sehen. Er hoffte noch immer etwas von dieser letztern Seite her, von woher ihm gerade, seitdem die Bourbonen wieder eingesetzt worden, die größten Gefahren drohen konnten.

Am 9. Juli schickte Napoleon den Grafen de Las Cases, einen ehemaligen Ausgewanderten, der aber später in den kaiserlichen Hofdienst getreten, und jetzt seinen Gebieter überall hin zu begleiten entschlossen war, zu dem englischen Kapitain Maitland, der mit dem Bellerophon vor der Insel Oleron kreuzte, um zu erfahren, welche Aufnahme der entthronte Kaiser zu erwarten habe, wenn er bei ihm eine Zuflucht suchen sollte. Maitland erwiederte, ohne Verhaltungsvorschriften für einen solchen Fall zu sein, und wies Las Cases an den Admiral Hotham, der das englische Geschwader an der französischen Westküste befehligte, erklärte aber zugleich, daß er die französischen oder neutralen Schiffe, die Napoleon an Bord hätten, angreifen, ihn selbst als Gefangenen ansehen, und zur Verfügung seiner Regierung stellen würde.

Napoleon ward betroffen, als er diese Erklärung vernahm, obgleich er sie voraussehen konnte. Die englischen Kreuzer legten sich jetzt näher vor die Ausgänge der Rhede, um die französischen Schiffe besser beobachten zu können. Auch jetzt schwankte Napoleon noch, der in dieser Uebergangsepoche seines Daseins sich unentschlossener zeigte, als die meisten gewöhnlichen Menschen in seiner Lage gethan haben würden Die Seeleute, die ihm früher ihre Dienste angeboten, thaten es von Neuem. Es schien ihnen schimpflich für sie selbst zu sein, ihren ehemaligen Gebieter in die Gewalt seiner Feinde fallen zu lassen. Er nahm endlich den Vorschlag einiger jungen Marineofficiere an, die ihn und sein Gefolge, auf mehren großen Fischerkähnen, aus dem Hafen und über den Ocean nach Amerika zu bringen sich anheischig machten. Das Unternehmen wäre ausführbar und mit keinen anderen Gefahren verbunden gewesen, als solchen, denen Napoleon mehr wie einmal getrotzt hatte. Was er am meisten hätte fürchten sollen, war die Gefangenschaft. Schon war Alles vorbereitet,

das Gepäck eingeschifft, die Plätze vertheilt, die Abreise für die nächste Nacht bestimmt, als sein Gefolge sich in Klagen über die Schwierigkeit des Gelingens, die Möglichkeit von einander getrennt, und an unwirthbare Küsten verschlagen zu werden, ergoß, und in ihn drang, in England statt in Amerika eine Zuflucht zu suchen.

Napoleon ging auf diesen Rath ein. Er scheint in jenem Augenblick eine besondere Abneigung vor einer längeren Seereise gefühlt zu haben, ohne zu ahnen, daß, wenn er eine solche jetzt nicht freiwillig antreten wollte, ihm eine längere und gezwungene bevorstand. Er sandte abermals zum Kapitain Maitland, der unterdessen Verhaltungsbefehle empfangen hatte, und sich zur Aufnahme Napoleon's bereit erklärte, aber weder für die Bewilligung eines Aufenthaltes in England noch einer Ueberfahrt nach Amerika bürgte. Er hätte jetzt wissen können, was ihn bevorstand. Aber er verblendete sich wie absichtlich, wies alle weiteren Vorschläge zur Rettung ab, faßte den verzweifelten Entschluß, sich den Engländern in die Arme zu werfen, und kündigte dies dem Prinz-Regenten, nachmaligen Könige Georg IV., in einem Schreiben an, das, durch die dasselbe begleitenden Umstände zu einem in seiner Art einzigen geschichtlichen Denkmal geworden ist, und folgendermaßen lautet:

„Königliche Hoheit!

Den Faktionen, die mein Land zerreißen und der Feindschaft der großen Mächte Europa's preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn beendigt, und komme, um mich wie Themistokles an dem Heerde des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Eurer Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, standhaftesten und großmüthigsten meiner Feinde in Anspruch nehme.

Napoleon."

Der General Gourgaud wurde mit der Besorgung dieses Schreibens an den Prinz-Regenten beauftragt. Er hatte Befehl, dasselbe eigenhändig zu überreichen, und ferner zu erklären, daß Napoleon seinen Aufenthalt auf dem Lande nehmen, und sich den Namen Duroc beilegen wolle. Duroc, General und später Großmarschall des Palastes, war nebst dem Marschall Lannes sein vertrautester Freund gewesen, und an seiner Seite gefallen. Auch sei er bereit, sich einer besonderen Aufsicht zu unterwerfen.

Die Nacht über vor der Ausführung dieses Entschlusses ward Napoleon noch von manchen quälenden Gedanken zerrissen. Mehre unter den französischen Seeleuten, die, von ihrem nationalen Instinkt getrieben, den Engländern nichts als Uebles zutrauten, sagten ihm sein Schicksal voraus,

und boten sich abermals zu seiner Rettung an. Er ward unschlüssig. Als man ihm aber ankündigte, daß der Seekapitain Rigny, der bei Ludwig XVIII. in Gent gewesen, in Rochefort, wo schon auf allen Thürmen und Bastionen die weißen Fahnen wehten, angekommen, um sich seiner zu bemächtigen, verließ er am 15. Juli die Insel Aix, und fuhr auf einer französischen Brigg nach dem Bellerophon, wo seine Ankunft bereits angekündigt war. Dort wurde er von dem Kapitain Maitland und der in Parade aufgestellten Besatzung mit den seinem Namen und Range gebührenden Ehrenbezeugungen aufgenommen. Als die französische Brigg sich zur Rückfahrt anschickte, ließ die Mannschaft noch einmal ein: „Es lebe der Kaiser!" ertönen, ein Ruf, den dieser, der ihn zehn Jahre lang auf so vielen Schlachtfeldern gehört, auf dem Meer und im Begriff, in die Gewalt seiner Feinde zu fallen, zum letztenmal vernahm.

Bald nach Napoleon's Ankunft auf dem Bellerophon langte der Admiral Hotham dort an, der ihn so behandelte, als wäre er ihm in den Tuileries vorgestellt worden, und ihn auf sein Admiralsschiff einlud, um ihm seine Flotte zu zeigen. Napoleon, nach dieser Ehrenbezeugung auf den Bellerophon zurückgekehrt, wurde von da nach Torbay gebracht. Dort fand ihn Gourgaud, dem die Erlaubniß, in England zu landen, verweigert, obgleich das ihm übergebene Schreiben an den Prinz-Regenten in Empfang genommen worden. Der Bellerophon segelte darauf mit Napoleon nach der Rhede von Plymouth, wo sich der dort befehligende Admiral Keith gegen ihn eben so rücksichtsvoll wie vorher Hotham benahm. Sobald bekannt wurde, daß der entthronte Kaiser der Franzosen im Hafen angekommen, füllte sich derselbe mit zahllosen Fahrzeugen aller Art an, um den zu sehen, dessen Name seit so langen Jahren in Jedermanns Munde war. Jede Spur des alten Hasses schien verschwunden, und hatte der Theilnahme und Bewunderung Platz gemacht. Das englische Volk, von Natur großmüthig, und durch seine Institutionen an eine freie Darlegung seiner Gefühle gewöhnt, war geneigt, das viele Unrecht, das der Eroberer zur Zeit seines Glückes begangen, zu vergessen, und in ihm nur den unterliegenden Heros zu erkennen.

Die englische Regierung theilte diese Stimmung nicht. Auch waren ihr durch die Verträge mit den übrigen Mächten die Hände gebunden. Napoleon war, den Erklärungen des Wiener Kongresses gemäß, nicht allein Englands, sondern Europa's Feind gewesen, und jetzt, obgleich er in englische Gewalt gefallen, Europa's Gefangener geworden. Man verfuhr diesem Grundsatz entsprechend. Die verbündeten Monarchen und ihre Minister waren schon in Paris versammelt. Dort wurde die englische

Regierung mit der Wahl des Verbannungsortes und der Aufsicht über ihn beauftragt, aber zugleich entschieden, daß Kommissarien der Großmächte an dieser Bewachung Theil nehmen sollten. Es ward beschlossen, ihn nach der Insel St. Helena zu bringen.

Gegen diese Bestimmung über Napoleon's Schicksal konnte von Seiten des Rechts nichts eingewandt werden. Er hatte ein Jahr vorher dem Throne entsagt, und kannte den Beschluß Europa's, ihn denselben nicht wieder einnehmen zu lassen. Dessen ungeachtet brach er sein gegebenes Wort, und stürzte eine Regierung, die, mit den übrigen Mächten im Bunde, deren Hülfe in Anspruch nahm. Endlich besiegt, und von seinem eigenen Volke verlassen, begab er sich ohne vorher erlangte Bedingungen, ohne Gewährleistung für seine Freiheit, auf ein englisches Kriegsschiff. Da Europa noch immer mit ihm im Kriege war, so konnte er nicht anders als ein Gefangener angesehen werden. Seine zweite Entsagung auf den Thron hatte nichts in seiner persönlichen Stellung verändert, da von den Verbündeten ausdrücklich erklärt worden, nicht Frankreich sondern nur ihn und seine Anhänger zu bekämpfen. Die Befugniß der Sieger, ihn als einen Gefangenen zu behandeln, war demnach unzweifelhaft.

Den Eingebungen der Großmuth bei einer so außerordentlichen Veranlassung und gegen einen Feind, der von einer solchen Höhe gestürzt worden, zu folgen, wäre allerdings edelmüthiger gewesen, als sein volles Recht gegen ihn geltend zu machen. Aber einer Koalition von Königen, von denen fast jeder von dem gefallenen Gegner getäuscht oder gedemüthigt worden, mußte ein solcher Sieg über ihre natürlichen Empfindungen schwer fallen. Jeder Einzelne von ihnen hätte sich, wenn die Entscheidung von ihm allein abgehangen, vielleicht schonender gezeigt, gemeinschaftlich handelnd waren sie unerbittlich. Denn keiner von ihnen durfte fürchten, daß ihm Das, was in ihrer Bestimmung über den großen Feind Hartes lag, persönlich zugerechnet werden würde, und ebenso konnte keiner bei größerer Milde auf besonderen Dank zählen. Die Hochherzigkeit ist in allen Lagen nur eine Tugend Einzelner, selten der Menge, von welcher Stellung diese auch sein mag, und hier war es eine Menge, wenn auch aus Kaisern, Königen und Staatsmännern bestehend, welche über Napoleon entschied.

Hätte es Napoleon allein mit England zu thun gehabt, so würde ihm vielleicht der Aufenthalt daselbst unter gewissen Einschränkungen zugestanden worden sein. Aber es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß er die Nähe Frankreichs zu einem abermaligen Erscheinen in demselben und zu einem Angriffe auf die dort bestehende Regierung benutzt haben

würde, wozu es an Gelegenheit und Aufforderung nicht gefehlt hätte. Er würde sich an seine Versprechungen in solchem Falle nicht mehr als früher gebunden, und in dem ihm bei seiner zweiten Abdankung von den Kammern angethanen Zwange, oder in der Ausschließung seines Sohnes vom Throne, den Vorwand zu einem neuen Unternehmen gefunden haben.

Als Napoleon den über ihn gefaßten Beschluß erfuhr, rief er Himmel und Erde zu Zeugen des ihm widerfahrenen Unrechts und zu Rächern der vermeintlichen Treulosigkeit der englischen Regierung an. Er vergaß aber, daß der Kapitain Maitland gleich anfangs erklärt hatte, sich jedes Schiffes, das den entthronten Kaiser am Bord habe, bemächtigen zu wollen, und daß er auf die Anfrage, ob er auf dem Bellerophon aufgenommen werden könne, eine bejahende, in Bezug auf den Aufenthalt in England, oder die Freiheit nach Amerika zu gehen, eine ablehnende Antwort erhalten hatte. Es war Napoleon nichts versprochen, demnach auch nichts gegen ihn gebrochen worden.

Es war außerdem seltsam, daß ein Mann wie Napoleon, dem immer Gewalt vor Recht gegangen, auf die Großmuth seiner Feinde rechnete, während er zur Zeit seiner Macht stets nur den Eingebungen der Politik gefolgt war, und Alles seinen Zwecken schonungslos aufgeopfert hatte. Obgleich von Natur nicht grausam, hatte er dennoch den Herzog von Enghien hinrichten lassen, blos um seinen Gegnern Schrecken einzujagen, und durch ein schlagendes Beispiel das Gerücht zu widerlegen, daß er an eine Wiederherstellung des Hauses Bourbon denke.

Als der Gefangene Europa's das Linienschiff Northumberland, welches ihn nach dem Orte seiner Bestimmung bringen sollte, bestiegen hatte, mußte er sich von einem Theile seines Gefolges, und namentlich von dem General Savary, Herzoge von Rovigo, einem seiner ältesten Günstlinge, trennen. Es blieben ihm jedoch die Generale Gourgaud und Bertrand, nebst der Familie dieses letzteren, der Graf und die Gräfin Montholon, der Graf Las Cases, und mehre vertraute Diener.

Am Abend des 8. August lichtete der Northumberland die Anker. Am anderen Morgen ward die französische Küste sichtbar. Napoleon betrachtete sie lange und zum letztenmal und rief, als sie ihm aus dem Gesicht verschwand: „Lebe wohl, Land der Tapfern!" Er nahm, als sein Geschick unwiderruflich entschieden war, wieder die Ruhe und den Gleichmuth an, die, ungeachtet seines stürmischen Innern, in der Regel sein äußeres Verhalten bezeichneten. Die Aufmerksamkeit, die sein Erscheinen an der englischen Küste erregt hatte, und die Rücksicht, mit der er von den Officieren und Soldaten des Northumberland behandelt wurde, gaben

ihm während der langen Seereise das Gefühl einer gewissen Zufriedenheit wieder. Er nahm an allem Theil, war sorglos, zuweilen selbst heiter, und schien sich von den ungeheuern Anstrengungen der letzten Monate ausruhen zu wollen. Er behielt übrigens dieselben Gewohnheiten wie zur Zeit seiner Macht bei, und lebte auf dem Schiff, wo er ein Gefangener war, so viel als möglich, wie einst in den Tuileries, was ihm durch die Anhänglichkeit und Ehrfurcht seiner französischen Umgebungen möglich gemacht wurde.

Als Napoleon nach den fernen Gestaden von Südafrika hinsegelte, schien seinen Anhängern die Sonne für immer unterzugehen, während seine Feinde hofften, daß der Same zu Krieg und Sturm mit ihm zugleich verschwunden sei. Je größer und eingreifender das Dasein eines Mannes ist, um so verschiedenartiger fallen in der Gegenwart die Urtheile über ihn aus. Für Napoleon ist jedoch die Nachwelt früh angebrochen. Seine Mängel sind sehr bald selbst in den Augen der Völker, die ihn am meisten bekämpft haben, wie Deutsche und Engländer, in den Schatten der Vergangenheit zurückgetreten, seine Vorzüge aber in ihrem vollen Glanze aufgegangen. In St. Helena begann für ihn eine zweite Epoche des Lebens, der Erinnerung und Betrachtung gewidmet, auf welche Europa fast eben so aufmerksam, wie vorher auf seine Thaten gewesen ist.

Es wird zu seiner Zeit des Ausganges dieser außerordentlichen Erscheinung gedacht werden.

---

13. Ludwig XVIII. in Gent. — Abzug der französischen Armee nach der Loire. — Besetzung von Paris durch die Verbündeten. — Einzug Ludwig XVIII. in Paris. — Auflösung der Loirearmee. — Proscriptionslisten. — Fouché's Verbannung. — Talleyrand's Entlassung. — Ministerium Richelieu. — Zweiter Pariser Frieden.

Ludwig XVIII. hatte die ganze Zeit des zweiten Kaiserreiches über in Gent zugebracht. Die großen Rüstungen der Verbündeten gegen Napoleon, ihre auf das Bestimmteste ausgesprochenen Erklärungen, denselben auf keinen Fall in seiner gewaltsam an sich gerissenen Stellung zu dulden, und die Bewegungslosigkeit des französischen Volkes, das sich nirgends in Masse für ihn erhob, hatten den Anhängern der Bourbonen, nachdem

der erste Schrecken über die Landung von Elba aus vorüber war, die Ueberzeugung eingeflößt, daß diese wiedererrungene Herrschaft des großen Geächteten von keiner langen Dauer sein würde. Es kamen allmälig nicht nur viele politische Notabilitäten in der alten Stadt an, in der Kaiser Karl V. Wiege gestanden, sondern es bildete sich auch aus den herbeigeeilten Ueberresten der in Folge des 20. März aufgelösten königlichen Garden ein Korps von einigen tausend Mann, das unter dem Herzog von Berry und dem Marschall Marmont in und um Alost lagerte. Der Baron Louis, ein Freund Talleyrand's, bei Napoleon's Rückkehr Finanzminister, war dem Könige treu geblieben, und hatte aus dem Staatsschatze einige Millionen Franken nach Gent gebracht, mit denen die nothwendigsten Bedürfnisse während der hundert Tage bestritten werden konnten. Auch befanden sich die Gesandten einiger Mächte, wie der General Pozzo di Borgo von Seiten Rußlands, Graf Golz als Vertreter Preußens bei dem vertriebenen Monarchen. Einige andere waren ernannt, erschienen aber selten oder gar nicht. Ludwig XVIII., der sein Ministerium, das anfänglich nur aus dem Grafen Blacas bestanden, vervollständigt hatte, hielt Conseils, ließ sich Berichte erstatten, empfing, von einem Theile seines Hofes und seiner Leibwache umgeben, die in Gent anwesenden Franzosen und ankommenden Fremden, und spielte, obgleich flüchtig und in fremdem Lande lebend, so viel als möglich die Rolle eines Souverains fort. Er bewahrte eine unerschütterliche Ruhe und Heiterkeit, und trug eine große Zuversicht auf den endlichen Sieg seiner Sache zur Schau.

Aber ungeachtet dieses Scheines von Würde und Größe war Ludwig XVIII. Lage, während dieser Epoche, im Grunde eine sehr traurige gewesen. Abgesehen von der demüthigenden Nothwendigkeit, fremde Mächte, ohne eigene Einwirkung, über sein Schicksal entscheiden lassen zu müssen, war er der Gesinnungen dieser Mächte gegen ihn nicht vollkommen gewiß. Ihre Absicht, Napoleon auf das Aeußerste zu bekämpfen, war unzweifelhaft. Aber bei dem militairischen Genie dieses letzteren konnte der Sieg zweifelhaft erscheinen, und der vielerfahrene greise König kannte den Weltlauf zu gut, um nicht zu wissen, daß in der Politik Alles vom Erfolge abhängt, und es in Bezug auf sie keine unabänderlichen Ansichten und keine unauflösbaren Bündnisse gibt. Es war ihm wohlbekannt, daß Rußland und Preußen sich durch das am Wiener Kongreß von Talleyrand gegen sie zwischen Frankreich, England und Oesterreich eingeleitete Bündniß verletzt fühlten, daß überhaupt Europa ihm und seinem Hause die Schuld des Gelingens von Napoleon's Landung bei-

maß, und daß in den diplomatischen Kreisen der Verbündeten die Meinung von einer Unvereinbarkeit der Bourbonen mit Frankreich mehr wie einmal vernommen worden. Die Thatsache ließ sich verschiedenartig deuten, aber nicht wegläugnen, daß Napoleon mit einer Handvoll Soldaten von Cannes bis Paris vorgedrungen war, und sich ihm Alles unterworfen hatte. Allerdings hatte die Nation nicht die geringste Begeisterung für den Kaiser gezeigt und Alles dem Kriegsvolk überlassen, aber es war in ihr auch keine Theilnahme für die Bourbonen sichtbar geworden.

Man hatte am 18. Juni den Kanonendonner von Waterloo vor den Thoren von Gent gehört, und Ludwig XVIII. war schon nahe daran gewesen, diese Stadt zu verlassen. Ein Schreiben Wellington's an den Herzog von Berry, am anderen Tage eingelaufen, richtete den König und seine Anhänger wieder auf, obgleich im ersten Augenblicke der errungene Sieg nicht in seiner ganzen Größe bekannt wurde. Wellington hatte schon auf dem Wiener Kongreß, und seitdem noch mehr, sich der Restauration günstig gezeigt. Sein klarer Blick in die Lage der Dinge überzeugte ihn, daß Frankreich nur unter dem Hause Bourbon und mit einer die Rechte des Volkes sichernden Verfassung im Innern beruhigt und mit Europa ausgesöhnt werden könne. Wellington's Ruf war schon vor der letzten Schlacht groß gewesen, seitdem aber sehr gestiegen. Der Dank der brittischen Nation gegen den siegreichen Feldherrn sicherte diesem jetzt sowohl im Parlament, als auch in dem Rathe der fremden Mächte einen bedeutenden politischen Einfluß, was in diesem Maße früher nicht der Fall gewesen.

Wellington rieth Ludwig XVIII., Gent alsbald zu verlassen, und dem preußischen und englischen Heere unmittelbar nach Frankreich zu folgen, einmal, um dem französischen Volke Gelegenheit zu geben, sich für die Bourbonen auszusprechen, die feindlichen Parteien in Paris durch eine rasche Annäherung einzuschüchtern, und auch, um den verbündeten Mächten keine Zeit zu anderweitigen Entschließungen über das Schicksal Frankreichs und seines Königs zu lassen. Talleyrand, der unterdessen in Gent angekommen, war dagegen der Meinung gewesen, Ludwig XVIII. solle so lange daselbst bleiben, bis alle Hindernisse seiner Wiedereinsetzung beseitigt wären. Der König zog den Rath des englischen Feldherrn dem seines Ministers vor, und verdankte es vielleicht diesem Umstande, daß die Unterhandlungen seiner Feinde zu Gunsten des Sohnes Napoleon's oder anderer Thronkandidaten, und die Bedenklichkeiten mancher Staats-

männer über die Zweckmäßigkeit einer zweiten Restauration ohne alle Folgen blieben.

Fouché, der Napoleon von dem Augenblicke an, wo dieser wieder Besitz vom Throne genommen, im Stillen entgegengewirkt hatte, sah in Ludwig XVIII. Rückkehr die einzige Möglichkeit der Rettung für Frankreich, und war geneigt, alle Mittel dafür in Bewegung zu setzen. Aber er fand in seiner nächsten Nähe, unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, und weiterhin in den Kammern, Gegner, die ihn zu Geheimhaltung seiner Pläne, zu Vorsicht und Zögerung zwangen. Die Opposition hatte dem Kaiser seine Entsagung abgedrungen, wollte aber in unerklärbarer Verblendung nicht in die Wiedereinsetzung des Königs einwilligen. Eine Art von revolutionairer Gährung hatte sich der Repräsentanten bemächtigt, seitdem sie nach der Schlacht von Waterloo nicht mehr die eiserne Hand Napoleon's zu fürchten brauchten. Unter den Pairs gab es immer noch manche, welche sich mit der Hoffnung einer Anerkennung Napoleon II. von Seiten der Verbündeten trugen. Dem Verhalten der damaligen Kammern fehlte es an aller Konsequenz und Politik. Sie hatten Napoleon's Sturz beschleunigt, und wollten jetzt nicht die Folgen dieses Schrittes auf sich nehmen. Sie schienen sich zuweilen der ersten National-Versammlung und des Konvents zu erinnern, aber die Ereignisse führten sie wieder auf das Gefühl ihrer Ohnmacht zurück. Fouché glaubte nicht an einen anhaltenden Widerstand der Bonapartisten und Republikaner gegen die Wiederherstellung Ludwig XVIII., aber er mußte der um ihn her herrschenden Stimmung äußerlich nachgeben. Auch war es ihm, bei seiner selbstsüchtigen und ränkevollen Natur, nicht unangenehm, daß die dem Könige entgegenstehenden Hindernisse nicht sogleich verschwanden, und er Zeit behielt, sich auf eine neue Rolle vorzubereiten.

Es hatten sich unterdessen die Ueberreste der bei Waterloo geschlagenen Armee auf Paris zurückgezogen. Die Korps unter Grouchy und Vandamme waren unversehrt angekommen. Im Anfange Juli fanden sich 60- bis 70,000 Mann in und um die Hauptstadt versammelt. Der Marschall Davoust wurde an ihre Spitze gestellt. Obgleich Napoleon vom Schauplatze verschwunden war, so hatte doch das Kriegsvolk nichts von seiner Anhänglichkeit an ihn verloren. Der Verlust der letzten Schlacht wurde dem Verrath schuld gegeben, und schien den Stolz der Truppen nicht gedemüthigt zu haben. Die Generale fühlten wohl die Vergeblichkeit eines weiteren Kampfes, aber die Soldaten wollten, aus Haß gegen die Bourbonen und den Feind, wie aus Unkenntniß der allgemeinen Lage

der Dinge, von keiner Unterwerfung hören. Diese Gesinnung der Armee war es, welche der Ungeduld der Anhänger Ludwig XVIII. in Paris Zügel anlegte.

Die provisorische Regierung beschloß, de la Fayette, Sebastiani und einen Napoleon'schen Diplomaten, Laforêt*), nach dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, das sich damals in Hagenau befand, abzusenden, um Unterhandlungen über die Frankreich betreffenden Verhältnisse anzuknüpfen. Die Bonapartisten und Republikaner wollten sich lieber in alles Andere, als die Wiedereinsetzung der älteren Linie der Bourbonen, finden. War die Anerkennung Napoleon II. nicht zu erlangen, so sollten die Bevollmächtigten den Herzog von Orleans, oder selbst einen Fremden, wie den Prinzen von Oranien, für den französischen Thron vorschlagen. Diese Abgesandten wurden von den Monarchen selbst nicht empfangen, und ihre Berathungen mit deren Ministern führten zu keinem Ziel. Es ist auffallend, daß de la Fayette, der so viel zu Napoleon's zweitem Sturz beigetragen, und der das Jahr vorher, wie er selbst in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten erzählt, die Rückkehr Ludwig XVIII. mit Zufriedenheit betrachtet hatte, jetzt für den Sohn seines großen Feindes unterhandeln wollte, und daß ihn das sonst in allen Parteien des französischen Volkes so lebendige Nationalgefühl nicht von dem Gedanken an die Erhebung eines Fremden auf den Thron Frankreichs abhielt. Aber de la Fayette war, seitdem er durch die Wahl in die Repräsentantenkammer wieder in das politische Leben gekommen, ein entschiedener Gegner des älteren Zweiges der Bourbonen geworden.

Ludwig XVIII. hatte sich schon in Gent, in Gemäßheit der ihm von allen Seiten her gemachten Vorstellungen, endlich zur Entfernung seines vertrautesten Günstlings, des Grafen Blacas, entschlossen, dem selbst die Royalisten und noch mehr die fremden Diplomaten die meisten der von der Restauration begangenen Fehlgriffe schuld gaben. Er überschritt hierauf die französische Gränze, und erließ von Cateau-Cambresis aus eine Proklamation an das französische Volk, in welcher zwar die Wiederherstellung der Verfassung vom 4. Juni 1814 erwähnt, sonst aber ein mehr drohender als versöhnender Ton angenommen war. In Cambrai, wo die Garnison sich vergebens dem Einzuge des Königs widersetzen wollte, dem vom Volke selbst die Thore geöffnet wurden, fand derselbe einige seiner freisinnigsten Räthe, wie Chateaubriand, vor, und wurde dort zu einer

*) Er war 1806 Gesandter in Berlin, 1808 in Madrid gewesen, und hatte 1813 in Valençay mit Ferdinand VII. unterhandelt.

milderen Erklärung veranlaßt (28. Juni), die eine so günstige Wirkung hervorbrachte, daß ihn das Volk überall auf seinem Zuge mit lauten Freudenbezeugungen empfing. In dieser zweiten Proklamation gestand er selbst, daß seine Regierung, bei den schwierigen Umständen, welche die erste Restauration begleitet hatten, in Irrthümer verfallen sein könnte, wies den Verdacht einer beabsichtigten Wiederherstellung der vorrevolutionairen Institutionen mit Entrüstung zurück, und versprach sogar eine Erweiterung der von der Charte constitutionnelle gewährten Volksfreiheiten.

Blücher und Wellington waren unterdessen Paris nahe gekommen. Sie selbst hatten in dem kurzen, aber blutigen Feldzuge viel gelitten, und rückten in einiger Entfernung von einander, die Engländer langsamer als die Preußen, vor. Die bei Paris versammelte französische Armee wäre sehr wohl im Stande gewesen, sich noch eine Zeit lang gegen den Feind zu halten. Aber die von mehren Seiten heranziehenden unermeßlichen Streitkräfte der Verbündeten würden den Franzosen jeden weiteren Kampf bald unmöglich gemacht, und ein fortgesetzter Widerstand die Bedingungen der unvermeidlichen Uebergabe von Paris nur erschwert haben. Dies bewog Davoust und seine vornehmsten Generale zu Unterhandlungen mit Blücher und Wellington, und es kam eine Konvention zu Stande, vermöge welcher Paris in der Nacht vom 6. zum 7. Juli von der französischen Armee geräumt, und diese den Rückzug nach der Loire hin antreten, die Sicherheit der Hauptstadt aber der Nationalgarde anvertraut werden sollte. Am 7. Juli zogen die preußischen und englischen Truppen in Paris ein. Die provisorische Regierung reichte bei den Kammern ihre Entlassung ein. Diese wollten sich das Ansehen geben, ihre Berathungen auch nach der Einnahme der Hauptstadt, unter den Augen des Feindes, fortzusetzen. Als sich aber am Morgen des 8. Juli eine Anzahl von ihnen nach dem Sitzungslokal begeben wollte, fand sie dasselbe geschlossen. De la Fayette, der sich hiergegen erhob, wurde von derselben Nationalgarde, zu deren Errichtung er beigetragen, und deren erster General-Kommandant er gewesen, an dem von ihr besetzten Eingange abgewiesen. Die Repräsentanten hatten noch in ihren letzten Sitzungen über eine neue, auf demokratischer Grundlage errichtete Verfassung berathen, die aber mit ihnen alsbald verschwand, und kaum eine Erinnerung zurückließ.

Fouché hatte überhaupt während der hundert Tage, besonders aber von der Schlacht von Waterloo an, durch geheime Verbindungen am Hofe Ludwig XVIII. und im Hauptquartiere der Verbündeten zu seinen

Gunsten zu wirken gewußt. Ihm ward die rasche Beseitigung Napoleon's und jetzt die Auflösung der Kammern zugeschrieben und zum Verdienst angerechnet. Wellington und selbst Talleyrand glaubten, daß Fouché allein im Stande wäre, die Schwierigkeiten des Augenblickes zu überwinden, und theilten dem Könige dieselbe Ueberzeugung mit. Dieser entschloß sich zu dem nicht geringen Opfer, Fouché in dem Schlosse Arnouville bei St. Denis zu empfangen, und ihm das Polizeiministerium zu übergeben. Der Mann, der seine Laufbahn als Mönch angefangen und dann Jakobiner und Terrorist gewesen, hatte es verstanden, selbst dem sonst so katholisch und royalistisch gesinnten Grafen von Artois Vertrauen einzuflößen. Die eifrigsten Ultras sprachen damals von Fouché wie von einer unentbehrlichen Stütze der Monarchie. Nur ein ehemaliger Revolutionair, hieß es, kenne die Revolution hinlänglich und sei sie zu bändigen geeignet. Die Herzogin von Angouleme war in jenem Moment vielleicht die einzige Person am französischen Hofe, die es nicht übersah, daß Fouché im Konvent für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte. Ihre Vorstellungen gegen seine Ernennung zum Minister, die sie für eine Beleidigung des Andenkens ihres Vaters und einen Flecken für die königliche Familie hielt, erschütterten Ludwig XVIII. nicht. Fouché, der ihm zur anderen Natur gewordenen Doppelzüngigkeit bis in das letzte Stadium seiner politischen Wirksamkeit treu, war, als er in Arnouville eine Stelle im Rathe Ludwig XVIII. annahm, noch Präsident der provisorischen Regierung in Paris, die dem Namen nach Napoleon II. anerkannte. Er gab diese Stellung erst am anderen Tage auf.

Am 8. Juli hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Man hatte, eine Handlung der Verzweiflung von Seiten irgend eines antibourbon'schen Fanatikers befürchtend, dem Könige an die Hand gegeben, seine Rückkehr nach der Hauptstadt des Abends und ohne vorangegangene Ankündigung zu bewerkstelligen. Ludwig XVIII., der, ungeachtet seiner körperlichen Leiden, einen furchtlosen Sinn besaß und nie für seine Person besorgt war, verwarf diesen Rath, dessen Befolgung ihm als eine Kleinmüthigkeit erschien, und zog am hellen Tage, unter dem Donner der Kanonen und von einer unermeßlichen Volksmenge erwartet, ein. Die Nationalgarde bildete von St. Denis an ein Spalier. Die höheren und mittleren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung, durch den Abzug der Armee in den Aeußerungen ihrer Gefühle frei geworden, empfingen den ihnen wiedergegebenen König wie einen Retter mit unermeßlichem Jubel. Die Freude über seine Rückkehr war so groß, daß Männer und Frauen aus den gebildeten und selbst vornehmen Klassen

fast die ganze Nacht hindurch in dem Garten der Tuileries öffentlich tanzten, und Lieder zu Ehren des Königs sangen, der bis um Mitternacht sich auf dem Balkon zu zeigen, ja selbst hinabzukommen veranlaßt wurde, um das Verlangen des Volkes nach seinem Anblick zu befriedigen.

Schon vor der Ankunft des Königs in Paris war ein neues Ministerium gebildet worden, dessen einflußreichste Mitglieder Talleyrand, Fouché, Pasquier, der Marschall Gouvion St. Cyr und Molé waren. Der Baron Pasquier stammte aus einer alten pariser Parlamentsfamilie, die durch Etienne Pasquier, zu seiner Zeit ein ausgezeichneter Schriftsteller und Mitglied der Reichsstände von Blois, wo die beiden Guise auf Befehl Heinrich III. ermordet wurden, in der französischen Geschichte einen Namen bekommen hatte. Pasquier war unter Napoleon eine Zeit lang Polizeipräfekt gewesen, dem Könige aber während der letzten Katastrophe treu geblieben. Er erhielt das Justizministerium, und interimistisch das des Innern, für welches man den General Pozzo di Borgo zu gewinnen hoffte, der, obgleich ein geborner Franzose, seine Stellung als russischer Botschafter bei Ludwig XVIII. und Adjutant des Kaisers Alexander, dem französischen Staatsdienst vorzog. Graf Molé, ebenfalls zu dem ehemaligen Parlamentsadel gehörig, stammte von Mathieu Molé ab, der während der Minderjährigkeit Ludwig XVI. Kanzler von Frankreich und während des Krieges der Fronde eine Stütze der königlichen Sache gewesen. Molé's Vater hatte zu den Mitgliedern des pariser Parlaments gehört, die von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt wurden. Napoleon, der Personen von ausgezeichneter Herkunft, wenn sie sich seiner Regierung anschlossen, gern begünstigte, hatte Molé 1813, ungeachtet seiner Jugend, das Justizministerium übergeben. Während der hundert Tage war Molé mit der Leitung der öffentlichen Arbeiten beauftragt gewesen. Da sein Name und seine Person Ludwig XVIII. eben so wie früher Napoleon gefielen, so wurde er in dieser Stellung bestätigt. Gouvion St. Cyr, in seiner ersten Jugend Maler, dann ein ausgezeichneter General der Republik und des Kaiserreiches, war durch sein Verwaltungstalent berühmt, und empfing das Kriegsministerium. Er hatte sich von Napoleon während des zweiten Kaiserreiches fern gehalten. Ein Mann, der früher Hofstaatssekretair der Mutter Napoleon's, dann der Königin Hortensia gewesen, in der letzten Zeit aber in Bordeaux sich in Verbindung mit Lainé durch seinen Eifer für das Königthum hervorgethan, Decazes, erhielt die wichtige Stelle eines Polizeipräfekten. Derselbe sollte innerhalb weniger Jahre nicht nur zu den höchsten Würden emporsteigen, sondern auch der ver=

trauteste Günstling Ludwig XVIII. werden. Damals wurde er von Fouché empfohlen.

Diese zweite Rückkehr der Bourbonen war von viel weniger günstigen Umständen, als bei der ersten stattgefunden hatten, begleitet. Als Ludwig XVIII. das Jahr vorher in Paris einzog, war Napoleon vom Senat und dem gesetzgebenden Körper des Thrones für verlustig erklärt, und dann zu einer Verzichtleistung auf denselben für sich und seine Familie genöthigt worden. Der Bonapartismus schien erstorben zu sein. Napoleon selbst hatte dies anerkannt, als er in der Abschiedsrede an seine Garde in Fontainebleau die Meinung aussprach, daß Frankreich einer neuen Bestimmung entgegengehe. In allen Klassen der Bevölkerung, in allen Theilen des Landes, gewann das alte Königthum Anhänger, und nirgends erhoben sich Widersacher. Im Anfange der ersten Restauration hatte man den Sturz Napoleon's als ein Ausspruch des Schicksals angesehen. Damals war die Hauptstadt von den fremden Truppen alsbald verlassen worden. Als Ludwig XVIII. am 4. Mai 1814 zum ersten Mal Paris betrat, hatten ihn Napoleon's Soldaten, wenn auch schweigend, aber doch willig mit ihren Waffen begrüßt.

Diesmal hatte Napoleon zu Gunsten seines Sohnes entsagt, der von den Kammern als Kaiser anerkannt worden war. Als der alte Thron 1792 unterging, geschah dies mitten in einem Orkan, dem nichts widerstanden, der Alles entwurzelt und umgerissen hatte. Aber 1815 war das Königthum vor dem Anblick eines einzigen Mannes verschwunden, alles Uebrige war stehen geblieben. Es hatte sich während der hundert Tage eine bestimmte bonapartistische Partei gebildet, die, sich später mit den Konstitutionellen und Republikanern verbindend, der Legitimität einen unversöhnlichen Kampf ankündigte. Die ganze bewaffnete Macht hatte den König verlassen, und ein ansehnlicher Theil derselben stand noch zürnend und drohend an der Loire. Das Jahr vorher konnte es das Ansehen haben, als wären die Nachkommen Heinrich IV. freiwillig von Frankreich zurückgerufen worden, als wolle sich dieses fortan um das Panier der Lilien schaaren. Diesmal aber war es nur zu klar, daß nur die Schlacht von Waterloo Ludwig XVIII. das Thor der Rückkehr geöffnet hatte. Der König fand seine Hauptstadt von Fremden besetzt, die sich zwar seine Bundesgenossen nannten, aber das Blut der Söhne seines Volkes vergossen hatten. Auf allen Seiten überschritten zahllose Heeresmassen die Gränzen, um Frankreich zu besetzen. Außerdem stellte sich der allerchristlichste König und Abkömmling Ludwig des Heiligen seinem Lande gestützt auf den Arm eines abtrünnigen Mönches wie Fouché

dar, der den Bruder dieses Königs zum Tode verurtheilt hatte. Denn Fouché hatte, nächst den preußischen und englischen Waffen, das Meiste zu dieser zweiten Restauration beigetragen. Es war dies eine Lage voller Gefahren und Widersprüche, und es gehörte kein gewöhnlicher Muth dazu, um sie nur furchtlos zu betrachten, geschweige denn an ihre Lösung und Ueberwindung zu gehen. Ludwig XVIII. unternahm dieses Werk, und führte es, ungeachtet aller Hindernisse und einzelnen Fehlgriffe, bis zu seinem Tode mit Erfolg fort. Wäre in seinem Geiste weiter regiert worden, so würde Frankreich an sein Ziel gelangt sein, und die politische Freiheit, ohne sich neuen Revolutionen auszusetzen, errungen haben.

Nach Bildung eines neuen Ministeriums kam zunächst das Verhältniß zu den Kammern in Betracht. Die, welche während der hundert Tage zusammengewesen, beizubehalten, hätte wie eine Anerkennung dieser Epoche ausgesehen, was nicht möglich war. Es wurden demnach aus der Pairskammer alle Diejenigen ausgestoßen, welche von Napoleon ernannt worden, oder die, früher im Besitz dieser Würde, sich ihm angeschlossen hatten. Viele, die zu dieser Kategorie gehörten, wurden in den nachfolgenden Jahren wieder eingesetzt. Die Deputirtenkammer, die kurz vor dem 20. März vertagt worden, schrieb sich noch aus dem Kaiserreich her. Sie wurde jetzt aufgelöst. Da durch die Charte constitutionnelle wohl die Bedingungen zur Wahl, aber nicht die Formen bei Erwählung der Deputirten vorgeschrieben waren, so wurde bis zum Erlaß eines Wahlgesetzes durch königliche Verordnung (ordonnance royale) bestimmt, daß es zwei Wahlversammlungen geben solle, eine aus den Arrondissements hervorgegangen, welche die Kandidaten zu der zweiten Kammer einer Departemental-Versammlung vorschlug, die aus ihnen die Hälfte der Deputirten ernannte, während die andere Hälfte nach der früheren Weise gewählt wurde. Der Census blieb für Wähler und Deputirte derselbe wie früher. Die Kammern wurden auf den 24. September einberufen.

Die Armee, die unter dem Oberbefehl des Marschalls Davoust an der Loire stand, war zu schwach, um den Verbündeten widerstehen zu können, und doch konnte durch einen unglücklichen Zufall, den Ehrgeiz eines Generals oder die Verwegenheit eines Korps eine Kollision herbeigeführt werden, die unter den gegenwärtigen Umständen für Frankreich die unglücklichsten Folgen gehabt hätte. Auch war diese Armee, welche die dreifarbigen Kokarden und Fahnen beibehalten, und in der dem Namen nach Napoleon's Sohn noch immer für das Oberhaupt des Staates galt, eine lebendige Protestation gegen die Wiedereinsetzung des Königs.

Davoust, obwohl ein entschiedener Gegner der Bourbonen, begriff die Unmöglichkeit, für seine Truppen länger eine so ausnahmsweise Stellung zu behaupten. Der Umstand, daß zwei Zöglinge der Revolution und Diener des Kaiserreiches, Gouvion St. Cyr und Fouché, im Rathe des Königs saßen, kam ihm zu Hülfe. Er überzeugte Officiere und Soldaten, daß die Entscheidung über ihr Geschick in befreundeten Händen liege. Ein großes Opfer für Frankreichs Glück sei unerläßlich geworden. So wie die Armee früher zum Ruhme des Vaterlandes gefochten, so müsse sie jetzt für dessen Beruhigung ihren Gefühlen Gewalt anthun. Er ließ die weißen Fahnen und Kokarden aufpflanzen, und zeigte dem Könige seine und seiner Truppen Unterwerfung an. Ludwig XVIII. schickte den Marschall Macdonald nach Davoust' Hauptquartier in Tours ab. Dieser Marschall, der seinen Eid jetzt dem Könige eben so treu wie früher dem Kaiser hielt, löste die Loirearmee auf, und schickte die Mannschaften in ihre Heimath bis zur Bildung einer neuen Kriegsmacht zurück.

Ganz Frankreich war unterdessen von den Heeresmassen der Verbündeten, denen der Sieg der Preußen und Engländer bei Waterloo den Weg gebahnt hatte, besetzt worden. Seit den Zeiten der Völkerwanderung hatte der Boden des alten Galliens nicht mehr so viele Völker verschiedener Abkunft und Sprache getragen. Auch hierin war von Napoleon ein Beispiel aufgestellt worden, das seine Feinde, von den Umständen begünstigt, nur nachzuahmen brauchten. Hatte dieser nicht Deutsche und Polen in die heißen Ebenen Kastiliens und Spanier und Italiener in die eisigen Steppen Rußlands geführt? Auch waren die Drangsale des Krieges von ihm dadurch vermehrt worden, daß er bei der Besetzung fremder Länder alle Bedürfnisse, ohne Rücksicht auf ihre Hülfsquellen, aus ihnen bezog, und seinen Unterfeldherren und seiner Militairverwaltung dabei nur zu freie Hand ließ. Frankreich empfand jetzt dieselben Leiden, die es so lange anderen Völkern auferlegt hatte. Engländer, Belgier, Holländer und Hannoveraner lagerten zwischen Paris und der niederländischen Gränze, Preußen in Paris und die Loire hinab bis zum Ocean. Die Russen hatten die Champagne und Lothringen besetzt. Sachsen und Badener standen im Elsaß. Oesterreicher, Bayern und Würtemberger nahmen Burgund und die Dauphiné ein. Piemontesische und ungarische Regimenter waren in die Provence und Languedoc bis nach der Auvergne vorgedrungen. Ein spanisches Korps hatte sich Navarra's und Roussillons bemächtigt.

Die verbündeten Mächte hatten zwar bei dem Ausbruch des letzten Krieges erklärt, daß sie nur Napoleon und dessen Anhänger als Feinde

behandeln würden. Im Ganzen ist dieser Grundsatz von ihnen auch beobachtet worden, indem sie Frankreich weder getheilt, noch wesentlich geschwächt haben. Aber es war nicht wohl möglich, daß diese Erklärung ihren Truppen bei Behandlung des Landes hätte zur Richtschnur dienen können. Diese vermochten eine solche Unterscheidung zwischen Napoleon, seinem Heer und dem französischen Volke, zu dem beide gehörten, und das die Mittel zur Kriegführung geliefert hatte, nicht immer zu begreifen und noch weniger anzuwenden. Die Gegenwart so großer fremder Heeresmassen hätte allein hingereicht, das Land zu drücken. Hierzu kam bei den Siegern allerdings zuweilen die Neigung hinzu, ein Wiedervergeltungsrecht an der stolzen Nation zu üben, die ihre Macht den übrigen Völkern von Kadix bis Moskau oft schonungslos fühlbar gemacht hatte. Indessen geschah dies weniger, als man nach den langen Kämpfen und der gegenseitigen Erbitterung hätte befürchten können.

Die französischen Darsteller jener Epoche haben besonders die Preußen und ihren obersten Führer, den Fürsten Blücher, der Rauhheit und Gewaltsamkeit bei Behandlung der von ihnen besetzten Landstriche angeklagt, und im Vergleich zu ihnen die Schonung und Großmuth der Engländer und Lord Wellington's hervorgehoben. Dies ist so einstimmig behauptet worden, daß es wohl einigen Grund haben mag. Indessen haben die Franzosen dabei vergessen, daß sie zwar mit England lange Kriege geführt, aber nie dasselbe besetzt hatten, und daß es vornehmlich das Verhalten ihrer Generale und Intendanten in Preußen gewesen, das eine so große Abneigung gegen sie und den Drang nach Wiedervergeltung der erlittenen Unbilden in dem preußischen Heere erzeugt hatte. Da Wellington feiner, staatsklüger, an die Behandlung großer Verhältnisse gewöhnter als der preußische Feldherr war, so hat er selbst an und für sich harte Maßregeln in eine mildere Form zu kleiden gewußt, während Blücher durch seine Sprache zuweilen mehr als durch seine Handlungen verletzte. Der wahre Grund der Klagen der Franzosen über das preußische Kriegsvolk in jener Zeit liegt aber darin, daß sie gerade von den Preußen die empfindlichsten und überraschendsten Schläge, wie die erste Einnahme von Paris, die ohne Blücher's Kühnheit nie erfolgt wäre, und die gänzliche Niederlage bei Waterloo, die ebenfalls durch Blücher herbeigeführt worden, erfahren haben. Auch kommt noch der Umstand hinzu, daß sie die Preußen, als ein in der Geschichte spät erschienenes Volk, sich weniger ebenbürtig als die Engländer achten, und durch die von einer kleineren Macht über sie davon getragenen Vortheile sich besonders gedemüthigt fühlten.

Am schmerzlichsten fiel den Franzosen die ihnen auferlegte Herausgabe der Kunstsachen und Kostbarkeiten aller Art, die sie aus Italien, Belgien, Deutschland und Spanien zusammengebracht und als Trophäen in Paris aufgestellt hatten. Diese waren einst eine Beute des Sieges gewesen, und kehrten jetzt nach der Niederlage wieder an die früheren Besitzer zurück. Abgesehen davon, daß sich hiergegen von Seiten des Rechts nicht das Geringste einwenden ließ, so war es außerdem wünschenswerth, daß eine Anzahl unschätzbarer Werke, die in Rom, Florenz, Venedig u. s. w. entstanden oder aufgefunden worden, und zu dem Charakter und der Geschichte jener Gegenden gehörten, ihrer Heimath wiedergegeben wurden. Sie übten daselbst eine höhere Wirkung als in Paris aus, weil sie, abgesehen von der langen Gewohnheit des ganzen gebildeten Europa, sie dort zu suchen, auch mehr mit der sie umgebenden Welt übereinstimmten. Als die Bevollmächtigten der verschiedenen Mächte, denen solche Zurückerstattungen zukamen, den berühmten Bildhauer Canova im Namen des zu den meisten Forderungen berechtigten Pabstes an der Spitze, die ihnen zu verabfolgenden Werke in Empfang nehmen wollten, weigerten sich die pariser Arbeiter mit lobenswerthem Nationalgefühl, dabei Hand anzulegen. Denn wenn die verbündeten Mächte sehr unrecht daran gethan hätten, den Franzosen diese kostbare Beute zu lassen, so konnte man von diesen nicht verlangen, daß sie zu ihrer eigenen Demüthigung mitwirken sollten.

Talleyrand unterhandelte unterdessen mit den in Paris anwesenden verbündeten Monarchen und ihren Ministern über den mit Frankreich abzuschließenden Frieden. Dieser war nach der Art, wie Napoleon abermals mit Hülfe des französischen Heeres die Ruhe Europa's gestört hatte, nicht so leicht wie im vorhergehenden Jahre zu erlangen. England und Rußland waren geneigt, Frankreich nicht über die Gebühr zu schwächen, weil sie selbst davon keinen Vortheil gezogen hätten. Aber die an Frankreich gränzenden Staaten wünschten, sich auf französische Kosten zu vergrößern und für die Zukunft sicher zu stellen. Besonders fielen manche deutsche Publicisten, zum Theil aus Haß gegen Frankreich wegen der von ihrem Vaterlande erfahrenen Drangsale, mehr aber noch aus einer Verkennung der Natur des französischen Staates und Volkes, und der allgemeinen Lage Europa's, mit ihren Forderungen in das Uebertriebene, und dachten an ein Losreißen aller Gränzprovinzen von Frankreich. Dieses Land bildet aber den homogensten aller Staaten, und nicht nur seine alten Bestandtheile, sondern auch die später hinzugekommenen haben sich dem Ganzen so fest angeschlossen, als hätten sie immer zu demselben gehört.

Bei der ersten in Europa eintretenden Veränderung würden jene abgetrennten Gebiete des alten Frankreichs, um zu ihrem früheren Verbande zurückzukehren, das Aeußerste gewagt, und den Frieden Europa's mehr bedroht haben, als wenn man sie bei Frankreich gelassen hätte. Selbst die erst unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. mit Frankreich vereinigten Provinzen, wie Elsaß und Lothringen, würden sich nicht mehr freiwillig an eine andere Regierung und Verfassung gewöhnt haben. Auf der anderen Seite wäre es den Großmächten nicht möglich gewesen, das französische Volk beständig zu überwachen, und an jedem Versuch zu einer Wiedervereinigung mit den verlorenen Gliedern zu hindern. Indessen stand Frankreich eine Zeit lang wirklich in Gefahr, an seiner Nord- und Ostgränze bedeutend verkleinert zu werden. Die Unterhandlungen mit Talleyrand schienen zu keinem Abschlusse zu führen. Die verbündeten Mächte, namentlich Rußland und Preußen, erinnerten sich, letztere des am 3. Januar 1815 gegen sie auf seine Veranstaltung abgeschlossenen Bündnisses, die übrigen seines zweideutigen Charakters und seiner wechselvollen Laufbahn, und trauten ihm nicht. Talleyrand selbst war nicht geneigt, die Verantwortlichkeit für die großen von Frankreich verlangten Opfer auf sich zu nehmen, und suchte Alles in die Länge zu ziehen.

Während dieser Zeit gingen in Frankreich die Wahlen für die Deputirtenkammer vor sich. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wenig die höheren und mittleren Klassen der Nation, denn die Masse fand sich durch den zur Ausübung des Wahlrechts vorgeschriebenen Census ganz ausgeschlossen, bonapartistisch gesinnt waren. Ueberall wurden die entschiedensten Anhänger des alten Königsstammes zu Deputirten ernannt. Die Royalisten, durch die Auflösung der Loirearmee und die Anwesenheit der fremden Heere gegen jeden Angriff ihrer Gegner gesichert, kannten in ihrem Eifer keine Gränzen, und drangen auf eine schnelle und nachdrückliche Rache an den Urhebern und Anstiftern der zweiten Vertreibung des Königs, auf Gesetze und Einrichtungen, welche der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorbeugen sollten. Aber auch viele Personen, die weder vorher noch nachher besondere Anhänger des Königsthumes gewesen, schlossen sich in jener Epoche der antirevolutionairen und antibonapartistischen Partei an, und waren zur Begünstigung der reaktionairsten Maßregeln bereit. Diese Gesinnung ging vornehmlich von dem unter dem Einflusse des Grafen von Artois und seiner Günstlinge stehenden Theile des Hofes aus, und verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit im ganzen Lande, ohne Rücksicht darauf, daß ein solches System über lang oder kurz ein entgegengesetztes hervorrufen mußte.

Ludwig XVIII. war persönlich keinesweges zu Verfolgung und Rache gegen seine Gegner geneigt. Sein scharfer Verstand, die von ihm erlebten Schicksale, die Ruhe und Unparteilichkeit, die das Alter begabten Naturen verleiht, entfernten ihn von jedem Uebermaß in der Theorie wie in der Praxis, und er verlor nie den Gedanken an den immer möglichen Wechsel der menschlichen Dinge. Aber das Verlangen nach Bestrafung der vornehmsten Anhänger Napoleon's während der hundert Tage war so glühend, griff so stürmisch um sich, daß der König wenigstens der Form nach eine Genugthuung gewähren zu müssen glaubte. Da die Kammern nicht versammelt waren, um von ihnen für diesen außerordentlichen Fall ein besonderes Gesetz zu erlangen, so erließ der König eine von Fouché unterzeichnete Ordonnanz, vermöge welcher neunzehn Personen, fast lauter Generale, die sich Napoleon vor dem 23. März, an welchem Tage Ludwig XVIII. die niederländische Gränze überschritten, angeschlossen hatten, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Achtunddreißig Andere, Militairs und Mitglieder der Napoleon'schen Kammern wurden angewiesen, innerhalb drei Tagen Paris zu verlassen, sich an einen von dem Polizeiminister zu bestimmenden Ort zu begeben, und dort so lange unter Aufsicht zu bleiben, bis die neuen Kammern über ihr Schicksal durch Verbannung aus Frankreich oder Stellung vor die gewöhnlichen Gerichte, entschieden haben würden. Die bedeutendsten in der ersten Kategorie waren: Ney, Labedoyere, Grouchy, Lefebvre-Desnouettes, Drouet, d'Erlon, Clausel, de Lavalette, Mouton-Duvernet; zu der zweiten gehörten: Soult, Vandamme, Lamarque, Carnot, Lobau, Excelman, Maret, Barrere. —

Ludwig XVIII. erklärte ausdrücklich, daß die Zahl der Angeklagten sich auf die in der königlichen Ordonnanz mit Namen genannten beschränken, und unter keinem Vorwande ausgedehnt werden solle. Aber seine Absicht war nicht einmal, diese der Bestrafung zu überliefern. Er wollte sie aus Frankreich entfernt und dadurch unschädlich gemacht wissen, aber nicht ihren Untergang. Fouché hatte, mit Einwilligung des Königs, in den Tagen vor der Bekanntmachung dieser Proscriptionsliste, viele von dem ihm bevorstehenden Loose unterrichten, ihnen Pässe in das Ausland, Reisegeld, ja manchen selbst die Mittel, außerhalb Frankreichs eine Zeit lang leben zu können, zustellen lassen. Die Meisten machten von dieser Nachsicht Gebrauch, und entflohen. Nur Diejenigen, welche der Gefahr trotzen zu können glaubten, oder denen die Verbannung schlimmer als alles Andere erschien, fielen als Opfer ihrer Verblendung. Jeder von denen, die später hingerichtet wurden, hätte sich damals leicht retten können

Ludwig XVIII. hatte seinen Gefühlen Zwang angethan und Fouché's Gegenwart im Ministerium ertragen, so lange er sich in der wieder errungenen Herrschaft noch nicht vollkommen befestigt sah. Aber nach der Auflösung der Loirearmee, bei den wohlwollenden Beziehungen zu den verbündeten Monarchen, und der sich auf allen Punkten des Landes kund gebenden Begeisterung für die Restauration, fing der Herzog von Otranto entbehrlich zu werden an. Vergebens suchte dieser nach wie vor eine doppelte Rolle zu spielen, sich zu einem Werkzeuge der Legitimität zu machen, und zugleich mit den Konstitutionellen und Republikanern verbunden zu bleiben. Er fuhr fort, in seinen Berichten als Polizeiminister von der kaum zu zügelnden Gewalt einer inneren Gährung, die jeden Augenblick zum Ausbruch kommen könne, von der Möglichkeit einer neuen Revolution zu sprechen, um den König und den Hof zu schrecken und in ihren Augen als unentbehrlich zu erscheinen. Die Anwesenheit von einigen hundert tausend Mann fremder Truppen brach solchen Besorgnissen die Spitze ab. Sie wurden, als eingebildet oder absichtlich erfunden, erst mit Mißtrauen, dann mit Unwillen aufgenommen. Das Zweideutige in Fouché's Gesinnung und Stellung ward immer mehr durchschaut. Er hatte etwas Unmögliches unternommen, indem er seine Vergangenheit als Jakobiner und Richter Ludwig XVI. der eigenen Familie dieses Königs und den Royalisten vergessen machen wollte. Es konnte dies wohl, wie vieles in der Welt, einen Augenblick lang gelingen, aber nicht von Dauer sein. Als man hoffen durfte, ohne Fouché zu bestehen, trat auch das frühere Urtheil über ihn wieder hervor. Sein Sturz ward beschlossen. Es handelte sich dabei nur noch um die Wahl des rechten Moments. Dieser sollte nicht lange ausbleiben.

Auch Talleyrand, der von dem ersten Einrücken der Verbündeten in Paris an ununterbrochen eine große Rolle gespielt hatte, sollte bald in den Hintergrund treten. Der König und seine Familie hatten ihm, ungeachtet der großen Dienste, die er bei der ersten Restauration geleistet, doch nie vollkommenes Vertrauen schenken können. Er war zu tief in die Revolution und das Kaiserreich verwickelt gewesen, und schien, obgleich er mit beiden äußerlich gebrochen hatte, ihnen innerlich immer verwandt geblieben zu sein. So lange Talleyrand am wiener Kongreß in der Ferne gewirkt, war der Widerspruch zwischen seinem und der Bourbonen Wesen, Meinungen und Erinnerungen nicht hervorgetreten. Auch hatte Ludwig XVIII. damals wenig Gelegenheit gehabt, die Persönlichkeit und Geschäftsführung des ehemaligen Bischofes von Autun zu beobachten. Als dieser aber. an der Spitze eines Ministeriums stehend, mit

dem Könige in fast tägliche Berührung kam, gaben sich mancherlei Mißverhältnisse kund. Talleyrand arbeitete selbst wenig, theilte seinen Gehülfen und Untergebenen seine Ideen über die vorliegenden Gegenstände meist in wenigen Worten mit, und überließ ihnen die weitere Ausführung, ohne darauf wieder zurückzukommen, und ohne sich um das Einzelne zu bekümmern. Er ragte mehr durch seine Unterhaltung, durch hingeworfene bedeutende Aeußerungen, und seinen früher erworbenen Ruf hervor, als daß er während seines letzten Ministeriums wirkliche Leistungen und bestimmte Ergebnisse seiner Thätigkeit aufzuweisen gehabt hätte.

Als Minister des Auswärtigen in Napoleon's glücklicher Zeit, wo die im Felde davon getragenen Erfolge die Unterhandlungen im Kabinet leicht machten, hatte Talleyrand, ungeachtet seiner zuweilen sorglosen Behandlung der Geschäfte, immer seine Zwecke erreicht. Napoleon wußte außerdem durch seine eigene ununterbrochene Thätigkeit die Mängel seiner Diener zu ersetzen. Aber jetzt nach den hundert Tagen, unter einem bejahrten, kränkelnden Könige, in einer Zeit, wo eine halbe Million fremder Soldaten das Land besetzt hielt, gegenüber einer Koalition, in der von Frankreichs Theilung und politischer Vernichtung die Rede gewesen, reichte Talleyrand's Sichgehenlassen und Abwarten nicht aus. Die Unterhandlungen mit den Verbündeten rückten nicht von der Stelle, und Talleyrand schien darüber nicht besorgt zu sein. Hierzu kam noch, daß er, der lange einem so großen Manne wie Napoleon gedient, das Ansehen hatte, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, als Minister Ludwig XVIII. etwas heruntergestiegen zu sein. Die großen Ereignisse, bei denen Talleyrand mitgewirkt, seine seltene Erfahrung, seine vornehme Herkunft, denn die Grafen von Perigord, von denen er abstammte, hatten schon zur Zeit Hugo Capet's bestanden, gaben seiner Haltung eine Unabhängigkeit, wie sie Ministern ihren Souverainen gegenüber nicht gewöhnlich ist. Er ließ dem Könige, wenn er mit ihm allein arbeitete, keine Freiheit bei der Wahl der anzustellenden Personen oder der zu treffenden Maßregeln, sondern bestand auf der einfachen Annahme seiner Anträge. In den Sitzungen des Ministeriums entschied er immer selbst die streitigen Punkte, auch wenn der König anwesend war. Talleyrand schien mehr der Leiter und Beschützer, als der Diener und Unterthan der Bourbonen zu sein. Auf Ludwig XVIII., der ein Mann von Geist war und außerdem seine Würde fühlte, brachte Talleyrand's Verhalten und Stellung einen verletzenden Eindruck hervor. Ludwig XVIII. hatte zwar dem französischen Volke

große Zugeständnisse gemacht, war aber nicht gesonnen, von einer einzelnen Person abzuhängen, so ausgezeichnet diese auch sein mochte.

Die Forderungen, welche die Verbündeten in Folge des letzten Krieges an Frankreich stellten, wie die Abtretung mehrer Gränzprovinzen, eine ungeheuere Geldentschädigung, eine lange Besetzung des Landes schienen Ludwig XVIII. unannehmbar zu sein. Er wollte, wenn auch die Eroberungen der Republik und des Kaiserreiches verloren waren, wenigstens nichts von Dem aufgeben, was seine eigenen Vorfahren besessen hatten. Er glaubte, daß großentheils Talleyrand's Persönlichkeit und namentlich die auf dem Wiener Kongreß entstandene Abneigung des Kaisers Alexander gegen denselben an den harten Bedingungen der fremden Mächte schuld sei. Er theilte seine Absicht, Talleyrand durch einen anderen Diplomaten zu ersetzen, seinem neuen Günstlinge, dem Polizeipräfekten Decazes, mit, der, aus allen Kräften bemüht, das zunehmende Vertrauen seines Gebieters zu rechtfertigen, mit größter Gewandtheit und Sorgfalt auf alle Gedanken desselben einging. Lainé, ein unabhängiger, aber den Bourbonen sehr ergebener Mann, ward ebenfalls in das Geheimniß gezogen. Man vereinigte sich endlich dahin, einen geborenen Franzosen von berühmtem Namen, aber Vertrauten und Diener des Kaisers Alexander, den Herzog von Richelieu, an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen, um ihm die Leitung der Unterhandlungen mit den Verbündeten zu übertragen. Man hoffte, durch den royalistischen Namen Richelieu's der jetzt in Frankreich herrschenden Partei Vertrauen einzuflößen, und zugleich den fremden Monarchen und ihren Ministern zu gefallen, und durch Richelieu's Einfluß auf den russischen Kaiser bessere Friedensbedingungen zu erhalten.

Talleyrand's Rücktritt war Ludwig XVIII. noch aus anderen Gründen wünschenswerth. Die Wahlen zu der Deputirtenkammer waren im höchsten Grade im Sinne der antirevolutionairen und antibonapartistischen Ideen ausgefallen. Die im Besitze politischer Rechte befindlichen Klassen der Nation hatten, von dem Verhalten der Armee bei Napoleon's Rückkehr und der Besetzung des Landes durch fremde Truppen gereizt, durch diese Wahlen beweisen wollen, wie tief sie sich von den Ereignissen getrennt fühlten, durch welche das gegenwärtige Unglück herbeigeführt worden. Eine Versammlung, die von solchen Gesinnungen beseelt war, mit einem Ministerium Talleyrand in Verbindung bringen zu wollen, hieß die Schwierigkeiten der inneren Lage noch vermehren. Außerdem war Talleyrand kein Redner, eine in dem parlamentarischen Regierungssystem für einen Staatsmann unentbehrliche Eigenschaft. Aeußerst fein,

geistreich und klar, konnte er wohl auf seines Gleichen, auf Diplomaten und Hofleute, wie er selbst war, aber nicht auf eine große politische Körperschaft wirken, deren Mitglieder, wie damals von Leidenschaften erfüllt, durch die gegenseitige Berührung noch mehr entflammt werden, und die zugleich dem Einfluß der öffentlichen Meinung ausgesetzt sind. Man konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ein Ministerium, zu dem er gehörte, von den Kammern übel aufgenommen werden würde.

Bevor Talleyrand selbst zum Rücktritt genöthigt werden sollte, wollte man sich seiner noch zur Entfernung Fouché's bedienen. Abgesehen von der Abneigung der königlichen Familie gegen den Herzog von Otranto, die in demselben Grade zunahm, als die Bedeutung dieses Ministers unter den veränderten Umständen sich verminderte, konnte man mit einem ehemaligen Jakobiner und Richter Ludwig XVI. den Vertretern der Nation jetzt noch weniger als mit Talleyrand, einem Diener des Direktoriums und Napoleon's, unter die Augen treten. Talleyrand, der Fouché, obwohl aus anderen Gründen als Ludwig XVIII., ebenfalls abgeneigt war, gab sich gern zum Werkzeuge seines Sturzes her. Er begann damit, seinen Kollegen in den Sitzungen des Ministeriums mit Kälte und Mißtrauen zu behandeln, den Berichten desselben über die Stimmung des Landes, die Fouché fortwährend als eine für den König gefährliche schilderte, zu widersprechen, und spielte endlich in klaren Worten auf die Nothwendigkeit seines Rücktrittes an. Fouché, der durch seine Proscriptionslisten mit den Bonapartisten und Republikanern unwiderruflich gebrochen, und sich jetzt auch vom Hofe und seinen Kollegen verlassen sah, war endlich gezwungen, seine Entlassung einzureichen, die von Ludwig XVIII. mit kaum verhehlter Freude angenommen wurde. Da der Herzog von Otranto jedoch im Anfange der zweiten Restauration wirklich bedeutende Dienste geleistet, so wollte man ihn nur entfernen, aber nicht vernichten. Bei der Stimmung des Landes und der Kammern war vorauszusehen, daß ihm bald noch größere Entsagungen, als blos die auf einen Ministerposten, auferlegt werden würden. Man dachte dies aber anderen Händen zu überlassen. Fouché, der um jeden Preis noch eine Rolle spielen wollte, nahm die politisch unbedeutende, aber durch die Verwandtschaft des französischen und sächsischen Königshauses scheinbar hervorragende Gesandtenstelle in Dresden an. Er war aber in jenem Augenblick in Frankreich bei allen Parteien so verhaßt, daß er es für nöthig hielt, sich verkleidet und unter einem fremden Namen bis an die französische Gränze zu begeben. Kaum aber befand er sich seit einigen Monaten an seinem neuen Bestimmungsorte, als er seine Entlassung er-

hielt, der zugleich ein Exemplar des Moniteur beigelegt war, mit dem von den Kammern angenommenen Gesetze, welches Alle, die für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatten, für immer aus Frankreich verbannte. Wäre Fouché nicht von Ehrgeiz verblendet gewesen, so würde er nach seinem Rücktritt als Minister, bei der Unmöglichkeit für ihn in Frankreich zu bleiben, nach England oder Nordamerika gegangen sein, und daselbst wenigstens Herr seines Willens und seiner Freiheit geblieben sein. Aber die Sucht, in der Nähe eines Hofes zu leben, sich auf einen, wenn auch kleinen, Schauplatze das Ansehen von Bedeutung und Geschäftigkeit zu geben, führte ihn nach Dresden, obgleich er vorauswissen konnte, daß man ihn dort nicht lange bestehen lassen würde. Nach seiner Verbannung aus Frankreich suchte er einen Zufluchtsort in Oesterreich. Hier gerieth er unter die Botmäßigkeit Metternich's, der ihm Linz zum Aufenthaltsort anwies. Der Mann, der eine Zeit lang die halbe Welt mit seinen Ränken erfüllt, zu Napoleon's Sturz, zu Ludwig XVIII. Wiedereinsetzung beigetragen, starb nach einigen Jahren erzwungener Zurückgezogenheit, von den Einen gehaßt, von den Anderen verachtet, und von Niemand bedauert. Fouché ist unter den bekannten Charakteren, die aus der französischen Revolution hervorgegangen, nicht der verderbteste und grausamste, aber der gewissenloseste gewesen, der, ohne Grundsätze und Ueberzeugungen irgend einer Art, blos für die Befriedigung persönlicher Zwecke gelebt hat.

Talleyrand, für den Fouché ein Blitzableiter gewesen, der den Zorn und Haß der Ultraroyalisten von ihm abgeleitet, sah sich jetzt den Angriffen aller Parteien ausgesetzt. In den Augen der Einen war er schuldig, weil er der Revolution und Napoleon gedient, in denen der Anderen, weil er beide verrathen hatte. Am Hofe warf man ihm die Vergeblichkeit seiner bisherigen Unterhandlungen mit den fremden Mächten vor, und bedrohte ihn mit der Rechenschaft, die er den Kammern abzulegen haben würde. Talleyrand fühlte das Gefährliche seiner Stellung. Da er nicht darauf rechnen konnte, eine so heftig bewegte Volksvertretung wie die damalige Deputirtenkammer, aus unverantwortlichen und rücksichtslosen Parteimännern bestehend, wie eine Diplomatenkonferenz zu leiten, so war er entschlossen, von Ludwig XVIII. eine öffentliche Billigung der bisher befolgten Politik und einige Zeichen der königlichen Gunst für sich und seine Kollegen zu verlangen, die den Kammern über die Uebereinstimmung des Königs mit seinem Ministerium keine weiteren Zweifel erlauben könnten. Er überredete seine Kollegen, diesem Einschüchterungsversuch gegen den König beizupflichten.

Talleyrand forderte in einer Sitzung des Ministeriums, in der Ludwig XVIII. erschien, denselben mit der ihm eigenen Feinheit und Kühnheit auf, die Gerüchte zu widerlegen, die über eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Könige und seinen ersten Räthen umherliefen, ließ seine Mißbilligung über den Einfluß des Grafen von Artois merken, und soll sogar, wie man behauptet hat, zu verstehen gegeben haben, daß es zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe nothwendig werden könnte, diesen Prinzen für einige Zeit aus dem Lande zu entfernen. Er schloß damit, daß, ohne eine ausdrückliche Erklärung des Königs zu Gunsten seines Ministeriums, dieses nicht im Stande sein würde, der Opposition in den Kammern zu begegnen, und die Zügel der Regierung fortzuführen.

Ludwig XVIII., der unterdessen im Stillen alle Vorbereitungen zur Bildung eines neuen Ministeriums getroffen hatte, nahm Talleyrand's Eröffnung mit dem Ansehen, überrascht und verletzt zu sein, auf, obwohl sie ihm als eine Gelegenheit zum Bruche willkommen war. „Meine Minister bieten mir demnach ihre Entlassung an," sagte der König. „Sehr wohl. Ich nehme sie an und werde andere finden!" — Er verabschiedete das Ministerium, ohne weitere Erklärung. Talleyrand war bestürzt und hatte nicht geglaubt, den König so vorbereitet und entschlossen zu finden. Er suchte und erhielt die Stelle eines Oberkammerherrn von Frankreich, für die er sich durch seine Geburt eignete, die ihm aber, außer hunderttausend Franken jährlichen Gehaltes, kein anderes Recht verlieh, als bei einigen feierlichen Gelegenheiten den König zu begleiten oder hinter dessen Sessel zu stehen. Talleyrand schied jetzt für lange Jahre aus dem öffentlichen Leben, bis er 1830, bei einem großen Wechsel im Geschicke Frankreichs, wieder eingreifend auftrat, und, wie dies in seiner Art war, die verließ, zu deren Erhebung er früher beigetragen hatte. Er bietet, obgleich von Fouché durch Herkunft und Stellung sehr verschieden, dennoch mit demselben eine gewisse geistige Familienähnlichkeit dar, nur daß die üblen Züge im Wesen des Herzoges von Otranto bei Talleyrand sehr gemildert und verfeinert erscheinen.

Decazes, den Ludwig XVIII. bei allen vertrauten Unterhandlungen brauchte, war beauftragt gewesen, dem Herzog von Richelieu den Vorsitz in einem neuen Ministerium anzubieten. Erst nach langem Widerstreben ließ sich dieser zur Uebernahme einer solchen Stelle, die für viele Andere das höchste Ziel des Ehrgeizes gewesen wäre, bewegen. Es gehörten die Vorstellungen des Königs, des Kaisers Alexander und anderer hochgestellten Personen dazu, mehr aber vielleicht noch Richelieu's Patriotis-

mus, um seine Scheu vor einer damals mit den größten Schwierigkeiten umgebenen Lage zu überwinden.

Armand Herzog von Richelieu, zu der Familie des großen Kardinals gehörig, und ein Enkelsohn des Marschalls dieses Namens, war durch Geburt, Charakter und Verbindungen die geeignetste Persönlichkeit, der Ludwig XVIII. in jenem Augenblicke die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertrauen konnte. Er hatte vor der französischen Revolution unter dem berühmten russischen General Suwarow als Freiwilliger gedient, und sich bei der Erstürmung von Ismail hervorgethan. Als der Kampf zwischen dem republikanischen und royalistischen Frankreich ausbrach, war er von den Gränzen der Türkei nach dem Rhein geeilt, um die Gefahren der Condé'schen Armee zu theilen, und hatte nach deren Auflösung ein im englischen Solde stehendes Korps französischer Ausgewanderten befehligt. Des Bürgerkrieges überdrüssig, begab er sich nach Rußland, wo er, durch die Feldzüge unter Suwarow empfohlen, die Gunst des Kaisers Paul gewann, der sie ihm aber, nach der Weise dieses launenhaften Fürsten, bald wieder entzog. Das Verlangen, sein Vaterland wiederzusehen, führte ihn nach Paris, wo er von Napoleon, damals erstem Konsul, die lockendsten Anerbietungen erhielt, wenn er sich ihm anschließen wollte. Richelieu ließ sich von dem Beispiel so vieler Altadeligen, die in Napoleon's Dienst getreten, nicht verführen, und blieb den Bourbonen treu. Er begab sich wieder nach Rußland, wo ihm das Vertrauen des Kaisers Alexander die oberste Verwaltung der am Schwarzen Meere liegenden Provinzen übergab. Richelieu leistete dort in einer zehnjährigen Verwaltung so Ausgezeichnetes, daß sein Name, besonders durch Das, was er für Odessa gethan, weit und breit bekannt wurde. Sein Verdienst und seine edle Persönlichkeit erwarben ihm die Gunst des Kaisers Alexander in so hohem Grade, daß ihn dieser in den letzten Jahren vor Napoleon's Sturz bei allen wichtigen Veranlassungen zu Rathe zog.

Richelieu konnte, wegen seines nahen Verhältnisses zum Kaiser Alexander, bei den Friedensunterhandlungen mit den verbündeten Mächten, auf mehr Berücksichtigung Frankreichs als irgend ein anderer französischer Staatsmann rechnen. Seine Aufrichtigkeit und Vaterlandsliebe waren geeignet, den übeln Eindruck von Talleyrand's Doppelzüngigkeit und Selbstsucht auszulöschen. Sein Name, sein fleckenloser Ruf, seine moralischen Grundsätze mußten den Royalisten Vertrauen einflößen. Selbst in den antibourbon'schen Parteien besaß er keine Feinde, da er zu lange außerhalb Frankreichs gelebt hatte, um in die inneren Kämpfe verwickelt gewesen zu sein. Er gehörte übrigens nicht zu den Anhängern

des Grafen von Artois, und ging vollkommen auf die Politik Ludwig XVIII. ein, der seine Regierung auf die von ihm verliehene Verfassung nach wie vor zu stützen dachte.

Das neue Ministerium*), in der Eile gebildet, stellte kein vollkommen gleichartiges Ganze dar. Graf Corvetto aus Genua, der zur Zeit der Vereinigung dieser Republik mit Frankreich in französische Dienste übergegangen, erhielt das Finanzministerium und verwaltete es mit großer Geschicklichkeit. Der Günstling Ludwig XVIII., Decazes, wurde zum Polizeiminister ernannt, indem diese Funktionen in einer so gährenden Epoche, wie die, welche unmittelbar auf die hundert Tage folgte, eine besondere Zuverlässigkeit und Treue gegen den König voraussetzten. Dies waren nebst Richelieu die Lichtpunkte eines Ministeriums, das unter den traurigsten Umständen, in denen Frankreich sich jemals befunden, zusammentrat. De Vaublanc, der in den ersten Nationalversammlungen ein gemäßigter Royalist gewesen, war jetzt zu den Ultras übergegangen. Er hatte in Gent das Vertrauen des Grafen von Artois zu gewinnen gewußt, und wurde an die Spitze des Departements des Innern gestellt. Er that durch seine Unfähigkeit und seine Uebertreibungen der Sache, der er dienen wollte, großen Schaden. Der General Clarke, Herzog von Feltre, schon unter Napoleon Kriegsminister, nahm wieder dieselbe Stelle ein. Er ließ es sich besonders angelegen sein, von der neu zu bildenden Armee, so viel als möglich, alle bonapartistischen Elemente fern zu halten. Clarke schloß sich, obgleich aus der Revolution hervorgegangen, der jetzt, besonders in den höheren Klassen der Nation, herrschenden antirevolutionairen Reaktion eifrig an. Barbé-Marbois, unter dem Direktorium als Royalist deportirt, war konstitutionell gesinnt, aber schon sehr bejahrt und durch sein Alter gehindert. Er wurde Justizminister. Dubouchage, ein ehemaliger Marineofficier, erhielt das Seewesen. Er war immer ein treuer Anhänger der Bourbonen gewesen, aber von allem politischen Talent entblößt. Die Mängel dieses Ministeriums sollten erst später hervortreten. Jetzt war alle Thätigkeit fast ausschließend auf die Friedensunterhandlungen, wo Richelieu, auf die Herbeischaffung der zum Unterhalt der fremden Heere nöthigen Mittel, wo Corvetto, und die Wiederherstellung der inneren Ruhe, wo Decazes die Hauptrollen spielten, gerichtet. Diese waren die Träger des gegenwärtigen Ministeriums, und für den

*) Es wird dies das erste Ministerium Richelieu genannt (1815—1818) Richelieu ward noch einmal, nach der Ermordung des Herzoges von Berry, an die Spitze eines Ministeriums gestellt (1820—1821).

Augenblick mußte den von ihnen repräsentirten Interessen alles Andere nachgesetzt werden.

Die Bedingungen, deren Annahme die verbündeten Mächte gegen Gewährung des Friedens von Frankreich verlangten, waren jetzt, obwohl für den französischen Stolz demüthigend, doch viel milder als vorher der Fall gewesen. So lange Talleyrand die auswärtigen Angelegenheiten leitete, hatte man auf größeren Abtretungen, einer längeren Besetzung des Landes und einer höheren Kriegsentschädigung bestanden. Der persönliche Einfluß Richelieu's auf den Kaiser Alexander, die gemäßigten Gesinnungen Wellington's, die Rücksicht auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts trugen zuletzt über die gereizte Stimmung, von der die Verbündeten beim Anfange der Unterhandlungen erfüllt gewesen, den Sieg davon. Indessen erschien das Ultimatum der Großmächte Ludwig XVIII. noch immer so hart, daß er sich nur mit größter Selbstüberwindung zu dessen Annahme entschloß, Richelieu es aber geradezu verwarf und sich zurückziehen wollte. Er glaubte die Ehre seines Namens durch Unterzeichnung eines für Frankreich demüthigenden Friedens zu beflecken. Es waren nicht blos die Bitten, sondern selbst die Thränen Ludwig XVIII. erforderlich, um seinen Minister zum Verbleiben in seiner Stellung zu bewegen. „Der einzige Trost, der mir bleibt," sagte Richelieu später öfters, wenn er auf diese Epoche seines Lebens zurückkam, „ist die Ueberzeugung, daß Niemand so viel als ich von den Verbündeten erhalten hätte!" —

Nach langen Unterhandlungen ward endlich am 20. Nov. (1815) der zweite pariser Frieden unterzeichnet. Die Gebietsabtretungen, denen Frankreich sich unterwerfen mußte, waren, die Gränzen des Landes in Betracht gezogen, nicht bedeutend. Von den unter Ludwig XIV. gemachten Eroberungen hatte es nur Landau, Hüningen, Saarlouis, Marienburg und Philippeville herauszugeben. Landau wurde unter bayerische Hoheit gestellt, aber für eine Bundesfestung erklärt, Hüningen geschleift, Saarlouis kam an Preußen, Marienburg und Philippeville wurden zu dem Königreiche der Niederlande geschlagen. Savoyen wurde dem Könige von Sardinien zurückerstattet. Aber ein Theil der französischen Nord- und Ostprovinzen sollte mit mehren festen Plätzen fünf Jahre lang von den Verbündeten mit einem aus 150,000 Mann bestehenden Heere besetzt bleiben, und die Kosten der Erhaltung desselben von Frankreich getragen werden. Es war dies ein Pfand für die Bewahrung der inneren Ruhe in Frankreich. Außerdem wurde diesem eine Kriegssteuer von 700 Millionen Franken auferlegt, und es mußte sich

verbindlich machen, den von französischen Truppen während der letzten Jahre des Kaiserreiches besetzt gewesenen Ländern, für den von ihnen durch Lieferungen und außerordentliche Steuern erlittenen Schaden, einen angemessenen Ersatz zu leisten.

Man glaubt, daß die Rückkehr Napoleon's aus Elba mit ihren Folgen, wozu dieser Frieden gehört, dem französischen Volke wenigstens eintausendfünfhundert Millionen Franken gekostet hat. Bringt man dann noch die moralischen Wunden in Anschlag, welche die Epoche der hundert Tage Frankreich geschlagen, so muß man gestehen, daß es für Frankreich nie ein größeres Unglück als die zweite Regierung Napoleon's gegeben hat. Durch sein Wiedererscheinen wurde die Nation in zwei Lager getheilt, eine Trennung, die nicht mehr ganz aufgehoben werden konnte; die kaum begonnene Bewegung einer freien Verfassung gewaltsam unterbrochen; eine blutige Reaktion herbeigeführt; überhaupt eine Erschütterung verursacht, die den Keim zu neuen Umwälzungen enthielt. Nur Eines blieb der besiegten Nation wie dem entthronten Kaiser übrig, das von keinem Wechsel des Glückes vergessen gemacht werden konnte, die Erinnerung an die großen Thaten, die eine Zeit lang die Welt mit Erstaunen erfüllt hatten, und die für immer ein Gegenstand der Bewunderung bleiben werden.

---

14. Royalistische Reaktion in Frankreich. — Ermordung des Marschalls Brune. — Hinrichtung de Labedoyère's. — Lavalette's Verurtheilung und Flucht. — Ney's Proceß und Hinrichtung. — Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich. — Lagarde und Ramel. — Murat's Untergang.

Die großen Opfer, welche der letzte Krieg den Franzosen auferlegte, sein unglücklicher Ausgang, die Besetzung des Landes durch fremde Truppen hatten nicht blos unter den Anhängern der Bourbonen, sondern überhaupt in einem großen Theile der Bevölkerung eine tiefe Erbitterung gegen die Urheber und Begünstiger der zweiten Thronbesteigung Napoleon's hervorgerufen. Er selbst konnte von diesem Hasse nicht mehr erreicht werden. Aber derselbe wandte sich gegen die von ihm zurückgelassene Armee, die im Ganzen durch ihre Auflösung, in vielen einzelnen ihrer hervorragenden Führer durch deren Entsetzung oder Verbannung, für die Begeisterung bestraft wurde, mit der sie sich dem Kaiser ange-

schlossen hatte. Einige der Schuldigsten büßten den Abfall von der Sache des Königs, die sie zu vertheidigen bestimmt gewesen, mit dem Tode.

Napoleon hatte dadurch, daß er sich am 18. Brumaire (9. Novbr. 1799) mit Hülfe der Generale und der pariser Garnison der Herrschaft über Frankreich bemächtigte, eine Trennung zwischen Volk und Soldaten verursacht, die vor ihm weder unter der Republik noch der alten Monarchie vorhanden gewesen war. Dieser Unterschied wurde durch das Verhalten der Armee nach Napoleon's Landung von Elba aus, indem sie die Entscheidung über das Schicksal des Landes an sich riß, noch vermehrt. Die Restauration bildete nach Napoleon's zweitem Sturz ein neues Heer, bei dessen Organisation man soviel als möglich jede Aehnlichkeit mit der früheren vermied. Aber einmal blieben die Generale und die höheren Officiere, weil man keine anderen finden konnte, meist dieselben wie unter Napoleon, und dann wurden viele von denen, die anfangs entlassen waren, später wieder aufgenommen. Da die bourbon'schen Prinzen nicht geeignet waren, der Armee einen Feldherrn wie den Kaiser vergessen zu machen, so blieb dieselbe, ungeachtet der weißen Fahnen und Kokarden, nach wie vor von den Erinnerungen an Napoleon erfüllt. Die neu eintretenden Soldaten fanden diesen Geist in den Regimentern vor, und wurden von ihm als dem herrschenden Ausdrucke militairischer und patriotischer Gesinnung ergriffen. Die Julirevolution und die häufigen Volksaufstände, welche die Regierung Ludwig Philipp's nur mit Anwendung der bewaffneten Macht überwältigen konnte, erhielten die Trennung zwischen Armee und Volk, wenn auch nicht in der Schärfe, in der sie unter Napoleon bestanden hatte, bis die Februarrevolution und die von ihr herbeigeführte Zerrissenheit dem Neffen des Kaisers Gelegenheit gab, die Napoleon'sche Tradition in den Herzen der Soldaten neu zu beleben, und sich mit ihrer Unterstützung zum Herrn über Frankreich zu machen.

Außer den gesetzlichen Verfolgungen, welche viele von den Befehlshabern des Napoleon'schen Heeres erfuhren, entbrannte auf manchen Punkten Südfrankreichs, in den Massen selbst, eine wilde Gährung gegen alle, welche sich während der hundert Tage im Dienste des Kaisers hervorgethan, und selbst gegen ganze Klassen der Bevölkerung, bei denen man eine Hinneigung zu ihm wahrgenommen zu haben glaubte.

Als der Ausgang der Schlacht von Waterloo in Marseille bekannt wurde, erhob sich der Pöbel, bedrohte die kaiserlichen Behörden und warf sich auf die Ueberreste der einst von Napoleon aus Egypten nach Frankreich geführten Mameluken, die, nachdem sie ihm früher in so manchem

Gefecht als Leibwache gedient hatte, in einer Stadt wie Marseille, wo der Himmel und das Meer sie an den Orient erinnern konnten, ihre letzten Tage zubrachten. Sie wurden sammt Frauen und Kindern ermordet. Dasselbe Schicksal erlitten mehre Einwohner, die durch ihre Anhänglichkeit an den Kaiser bekannt waren. Die Unordnungen und Gewaltsamkeiten hörten erst auf, als die Nationalgarde, für die Sicherheit des Eigenthums fürchtend, einschritt, und die Ruhestörer zu Paaren trieb.

Der Marschall Brune hatte nach dem 20. März von Napoleon den Oberbefehl über die Südarmee erhalten. Sein Hauptquartier war in Toulon. Brune, der schon unter der Republik eine große militairische Stellung eingenommen, war dem Geiste jener Epoche treu geblieben, und deshalb von dem Kaiser eher zurückgesetzt als hervorgezogen worden. Die bekannte republikanische Gesinnung des Marschalls gab zu dem Gerücht Veranlassung, er habe sich während der Revolution Grausamkeiten gegen die Royalisten zu schulden kommen lassen, und sogar bei den Septembermetzeleien 1792 in Paris eine Rolle gespielt. Die Verleumdung ging so weit, zu behaupten, Brune sei es gewesen, der den Kopf der unglücklichen Prinzessin von Lamballe auf einer Pike in den Straßen von Paris umhergetragen. Es war dies eben so wenig gegründet, wie Murat's vermeintlicher Antheil an der Hinrichtung des Herzoges von Enghien, wurde aber eben so geglaubt.

Brune, obgleich kein persönlicher Anhänger Napoleon's, war jedoch ein Gegner der Bourbonen, und hatte in den ihm untergebenen Departements während der hundert Tage jede royalistische Demonstration zu verhindern gewußt, aber nicht mehr als jeder andere General unter ähnlichen Umständen gethan. Nach der Wiedereinsetzung Ludwig XVIII. trat er an den Marquis von Rivière, der als außerordentlicher königlicher Kommissarius nach dem Süden geschickt worden, das Kommando ab, und beschloß, sich zu seiner in Paris gebliebenen Familie zu begeben.

Man rieth dem Marschall, sich in Toulon einzuschiffen, da die Reise zu Lande mitten durch die im höchsten Grade aufgeregte provençalische Bevölkerung gefährlich werden konnte. Brune, furchtlosen Sinnes und keiner Schuld sich bewußt, da er erst, nachdem Ludwig XVIII. Frankreich verlassen, von Napoleon ein Kommando angenommen hatte, verwarf diesen Rath. In Avignon angekommen, stieg er daselbst in einem vorstädtischen Gasthofe ab. Die unteren Klassen dieser Stadt, die einst Jahrhunderte lang unter päbstlicher Herrschaft gestanden, durch ihre Sitten und Leidenschaften dem italienischen Pöbel ähnlich, waren damals gegen Alles, was an Napo-

leon, seine Generale und seine Armee erinnerte, von der größten Erbitterung erfüllt. Die Anwesenheit des Marschalls ward bald bekannt. Ein aus Lastträgern und Hafenarbeitern bestehender Haufe drang in den Gasthof ein, ermordete ihn (2. August), ungeachtet des Widerstandes der royalistischen Behörden, schleifte die Leiche nach der Rhonebrücke und warf sie von dort in den Fluß hinab. In einer kleinen Bucht der Rhone zwischen Arles und Tarascon fand ein Fischer den todten Körper, von dem Fluge der Raubvögel, die ihm nachgezogen, aufmerksam gemacht, und begrub ihn heimlich, um ihn später seinen Angehörigen zurückzugeben. Um die Schmach dieses Verbrechens von der Stadt Avignon, wo schon 1791 abwechselnd von Royalisten und Demokraten manche Gräuel verübt worden, abzuwälzen, verbreitete man das Gerücht, der Marschall habe sich, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen, selbst entleibt. So endigte ein Mann, der einzig durch sein Verdienst aus dunkeln Verhältnissen zu einer hohen Stellung emporgekommen, und dessen Name in die Tafeln der Geschichte eingetragen war, da er am 19. September 1799 die vereinigten Russen und Engländer bei Berghen in Holland geschlagen und zum Rückzug gezwungen hatte.

Die Demüthigung, welche Frankreich durch die Besetzung seines Gebietes von den verbündeten Heeren erfuhr, wurde in allen Klassen und Parteien empfunden. Die Royalisten forderten Ludwig XVIII. auf, sich an seinen Feinden, die ihn nach Napoleon's Rückkehr verrathen hatten, zu rächen, und für die Zukunft sicher zu stellen. Selbst die Gegner der Bourbonen wollten es der Armee nicht verzeihen, daß sie durch ihre Niederlage bei Waterloo das Land den Fremden überliefert hatte. Die Anstifter der hundert Tage konnten damals, außer bei ihren Gesinnungsgenossen, nirgends auf Theilnahme rechnen.

Einer der in den Augen der Restauration und der militairischen Disciplin schuldigsten Officiere war ohne Zweifel Labedoyère, der bei Grenoble das erste Zeichen zum Abfall gegeben, und ohne dessen Beistand Napoleon's Unternehmen in seinem Entstehen erstickt worden wäre. Er hatte bis zum letzten Augenblick in der Pairskammer, in die ihn der Kaiser berufen, für die Anerkennung des Königs von Rom gekämpft, und war nach der Kapitulation der Hauptstadt den Ueberresten der Armee nach der Loire gefolgt. Anstatt sich nach deren Auflösung aus Frankreich zu entfernen, hoffte er, daselbst eine Zeit lang verborgen bleiben, und nachdem die Heftigkeit der Verfolgung nachgelassen haben würde, wieder hervortreten zu können. Er scheint, bei dem Zauber, den der Napoleon'sche

Name auf ihn ausübte, keine klare Vorstellung von der Größe seiner Verschuldung gehabt zu haben. Nach Paris, aus Liebe zu seiner dort weilenden Familie, heimlich zurückgekehrt, ward er erkannt, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die rührenden Fürbitten seiner Mutter und Gattin bei Ludwig XVIII. blieben erfolglos. Er wurde in der Ebene von Grenelle bei Paris erschossen.

Bald nach Labedoyère's Hinrichtung wurde der Graf de Lavalette vor Gericht gestellt. Dieser war während der Feldzüge in Italien und Egypten Napoleon's Adjutant gewesen, hatte eine Nichte der Kaiserin Josephine geheirathet, und die Generaldirektion des kaiserlichen Postwesens erhalten. Die Stelle, die unter einer argwöhnischen und willkührlichen Regierung von großer Wichtigkeit war, setzte auf der einen Seite ein unbedingtes Vertrauen, auf der anderen eine gränzenlose Ergebenheit voraus. Die Post war eines der vornehmsten Mittel der Napoleon'schen Polizei, um in die Geheimnisse der Parteien und aller hervorragenden Personen einzudringen. Lavalette hatte sein Amt bei Ludwig XVIII. erster Rückkehr verloren, sich aber desselben am Morgen des 20. März, noch ehe Napoleon in Paris angekommen, mit Gewalt bemächtigt, und die vom Könige eingesetzte Verwaltung aufgehoben. Auch ihm war, wie Allen, welche während der hundert Tage eine Rolle gespielt, Zeit und Gelegenheit zur Flucht gelassen, aber in unerklärbarer Verblendung von ihm nicht benutzt worden. Er wurde von den Geschworenen für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Den Abend vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage empfing Lavalette den Besuch seiner Frau. Alle Versuche, von dem Könige eine Begnadigung des Verurtheilten zu erlangen, waren fruchtlos geblieben. Denn de Lavalette galt nicht nur für einen eifrigen Anhänger Napoleon's, sondern ward auch beschuldigt, dessen Rückkehr aus Elba vorbereitet und begünstigt zu haben. In dieser verzweifelten Lage kam die muthige Nichte der Kaiserin Josephine auf den Gedanken, ihren Gemahl dadurch zu retten, daß sie die Kleidung mit ihm vertauschte. Die Aufseher hatten sich, um den letzten Abschied der Gatten nicht zu stören, einen Augenblick lang zurückgezogen. Der Anschlag gelang. Lavalette entkam in den Kleidern seiner Frau, das Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt, aus der Conciergerie, wo er saß, und wurde bald darauf durch die großmüthige Hülfe mehrer Engländer, namentlich des Generals Sir Robert Wilson, über die französische Gränze in Sicherheit gebracht. Seine Frau hatte dem heftigen Eindruck, den seine Verurtheilung, und dann die kurze, aber schreckliche Ungewißheit über das Gelingen der Verkleidung und Flucht auf ihr Gemüth hervor-

brachte, nicht widerstehen können. Sie fiel in eine unheilbare Geisteskrankheit, und hatte nicht einmal das Glück, den von ihr geretteten Mann bei seiner Rückkehr nach Frankreich wiederzuerkennen.

De Lavalette hatte während seines Aufenthaltes in der Conciergerie, zuweilen des Abends, wenn in und um die alten Mauern her Alles still und einsam geworden, die bald klagenden, bald heiteren Töne einer Flöte vernommen, ohne zu ahnen, wer der Gefangene sei, der auf diese Art, was in ihm vorging, zu erkennen gab. Es war dies ein Mann, der in derselben Gefahr wie Lavalette schwebte, aber zuletzt weniger glücklich als dieser, und außer Napoleon die ausgezeichnetste Persönlichkeit aus den hundert Tagen, die damals in die Gewalt der Bourbonen hätte fallen können, der Marschall Ney.

Ney war nach der Schlacht von Waterloo nach Paris zurückgekehrt, und in einigen Sitzungen der Pairskammer anwesend gewesen, wo er die Größe der am 18. Juni erlittenen Niederlage nicht verhehlte, die Unmöglichkeit, für Frankreich den Krieg länger fortzusetzen, nachwies, und sich für die rasche Abschließung eines Vertrages mit den Verbündeten erklärte. In seinen damals gehaltenen Reden war leicht zu erkennen, daß die Täuschungen, denen er sich anfänglich über die Bedeutung der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich und die Erhaltung seiner Dynastie hingegeben, in ihm völlig aufgehört hatten. Er kam in dieser Beziehung eines Tages mit Labedoyère, der den Umständen nicht nachgeben wollte, hart zusammen.

Ney hatte sich bald nach Napoleon's Abdankung entschlossen, unter einem angenommenen Namen eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Obgleich mit einem österreichischen Passe des Generals Bubna versehen, fürchtete er doch, nicht sicher zu sein. Er kehrte an der Gränze um, und begab sich, nachdem er einige Tage in dem Bade St. Amand unerkannt zugebracht, nach dem Schlosse Bessonis, in der ehemaligen Auvergne gelegen, mit dessen Besitzer er durch seine Frau verwandt war. Anstatt sich dort mit den Mitteln zu einer sicheren Flucht in das Ausland zu beschäftigen, da er unmöglich lange in Frankreich unentdeckt bleiben konnte, gab der Marschall sich einer sorglosen Sicherheit hin, und schob einen festen Entschluß über sein Schicksal von Tag zu Tag hinaus. Er war, seitdem er, seinen kurz vorher gethanen Erklärungen entgegen, in Lons le Saulnier zu Napoleon übergegangen, immer ungewissen und schwankenden Sinnes gewesen, und die Niederlage von Waterloo, die er zum Theil selbst verschuldet, hatte seine Rathlosigkeit noch vermehrt. Eine Unvorsichtigkeit führte seine Entdeckung herbei. Ney hatte eines Abends

seinen Gastfreunden einen kostbaren orientalischen Säbel gezeigt, der ihm von Napoleon verehrt worden, und vergessen, diese Waffe wieder auf sein Zimmer hinaufzunehmen. Am anderen Vormittag kam Besuch im Schlosse Bessonis an. Einer der Fremden, der zufällig ein Kenner von Seltenheiten war, sah den Säbel, und rief, daß es nur zwei Waffen der Art gäbe, und diese sich in Murat's und Ney's Besitz befänden. Bald darauf sprach derselbe Herr, übrigens ohne die Absicht, zu schaden, an einem öffentlichen Orte der benachbarten Stadt Aurillac von dem prächtigen Säbel, den er in Bessonis gesehen. Alles war damals in Frankreich von Spähern und Zuträgern erfüllt. Der Präfekt des Departements erhielt von dem Vorfalle Nachricht, erinnerte sich der zwischen den Familien Ney und Bessonis bestehenden Verwandtschaft, ward noch durch einige andere Umstände in seiner Vermuthung über die Anwesenheit des Marschalls bestärkt, und schickte während der Nacht eine Abtheilung Gensd'armen nach Bessonis ab, die bei Tagesanbruch vor dem Schlosse ankam. Ney hätte sich selbst noch in diesem Augenblick durch den Park in einen benachbarten Wald retten können. Aber der Ungewißheit seiner Lage und seiner erzwungenen Verborgenheit müde, warf er sich der Gefahr blind in die Arme, öffnete das Fenster, erklärte seinen Namen und überlieferte sich selbst. Er wurde nach Paris gebracht, und in die Conciergerie eingeschlossen, wo, von Marie Antoinette an bis zu dem jetzigen Kaiser der Franzosen, so manche in der französischen Geschichte berühmte Persönlichkeiten geschmachtet haben.

Ney sollte vor ein aus Marschällen und Generalen gebildetes Kriegsgericht gestellt werden. Zum Präsidenten desselben war der Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, ernannt worden. Moncey lehnte diesen Auftrag ab, indem er in einem Schreiben an Ludwig XVIII. die Unmöglichkeit für sich erklärte, über einen Mann wie Ney zu richten, und zu verstehen gab, daß dessen um Frankreich auf so vielen Schlachtfeldern erworbene Verdienste seine in der letzten Zeit begangenen Fehltritte auszulöschen im Stande wären. Moncey's Weigerung wurde, weil er im aktiven Dienste stand, als eine Verletzung der Disciplin angesehen, und derselbe zu einer Festungsstrafe verurtheilt. Die von Moncey dargelegten Gesinnungen hätten Ney überzeugen können, daß er von einem aus ehemaligen Kriegsgefährten zusammengesetzten Tribunal wenigstens nicht für sein Leben zu fürchten haben würde. Aber auf Veranlassung seiner beiden Vertheidiger, Berryer's, eines royalistischen Advokaten und Vaters des später berühmt gewordenen legitimistischen Redners dieses Namens, und Dupin's, der in der Repräsentantenkammer der hundert Tage seine

politische Laufbahn begonnen hatte, ließ sich der Marschall Ney zu dem Mißgriff bewegen, das über ihn niedergesetzte Kriegsgericht zu verwerfen und die Pairskammer, deren Mitglied er war, für sich anzurufen. Seine Vertheidiger glaubten, auf diese Art Zeit zu gewinnen, und hofften, daß die Stimmung am Hofe und in den einflußreichen Kreisen der Hauptstadt unterdessen eine für ihren Klienten günstige Wendung nehmen würde. Sie irrten sich. Die Pairs traten in großer Eile zu einem Staatsgerichtshof zusammen, und die Meinung in der vornehmen Gesellschaft, der royalistischen Presse und in den Umgebungen des Königs und der Prinzen war durch die Weigerung des Marschalls Moncey und sein Schreiben an Ludwig XVIII. noch gereizter als früher geworden.

Am 21. November ward Ney's Proceß eröffnet. Die einzige Erklärung seines Verhaltens, und dessen moralische, wenn auch nicht legale, Entschuldigung lag in dem schon vor seinem eigenen Abfalle massenweise begonnenen Uebergange der Truppen zu Napoleon, in der langen Entfernung der Bourbonen aus Frankreich und ihrer unerwarteten Rückkehr, die ihre Wiedereinsetzung als ein vorübergehendes Spiel des Zufalles erscheinen lassen konnte, und in dem unwiderstehlichen Einfluß dessen, den Ney und mit ihm das französische Volk so lange als den obersten ruhmgekrönten Führer anzusehen gewohnt gewesen waren. Hierin allein konnte, wie überall, wo große und tiefgehende Revolutionen das Rechtsbewußtsein schwankend gemacht, eine Minderung der Schuld für den liegen, der bei dem raschen und gewaltsamen Wechsel der Dinge seinen zuletzt gefaßten Verpflichtungen untreu geworden, und von einer Fahne zu einer anderen übergegangen war. Bei der antinapoleon'schen Bewegung jener Zeit und den traurigen Folgen der hundert Tage konnten Ney's Vertheidiger solche Milderungsgründe nicht entwickeln, und was sie davon berührten, verhallte ungehört. Sie beriefen sich dagegen vornehmlich auf die Kapitulation von Paris, in welcher dem Napoleon'schen Heere freier Abzug und den Anhängern des Kaisers Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen worden war. Dies war aber eine reine Militairkonvention, und band nur die Feldherren der verbündeten Heere, aber nicht die königliche Regierung. Wellington und Blücher hätten allerdings nicht Ney oder andere Napoleon'sche Generale richten lassen können, aber Ludwig XVIII. war hierin vollkommen freie Hand geblieben.

Am Abend des 6. December sprach die Pairskammer mit großer Stimmenmehrheit die Todesstrafe gegen den Marschall Ney aus. Von Seiten eines Kriegsgerichts würde ihn wahrscheinlich nur das Schicksal Moreau's getroffen und er zu Verbannung oder Gefängniß verurtheilt

worden sein. Die wenigen Pairs, die nicht für den Tod stimmten, waren meist solche, die nie zu Napoleon's Anhängern gehört hatten, wie die Herzöge von Montmorency und Broglie; der Marquis von Lally=Tollendal, die Grafen von Malleville und Lanjuinais, Letzterer Präsident der Repräsentantenkammer während Napoleon's zweiter Herrschaft, gegen den man aber, wegen seiner Vertheidigung Ludwig XVI. im Konvent, nicht einzuschreiten gewagt und ihm seinen Pairssitz zurückgegeben hatte. Unter denen, die Ney das Leben absprachen, gab es viele, die vorher nie etwas für die Bourbonen gethan hatten und ihnen auch später nicht treu bleiben sollten, ihren zweifelhaften Royalismus aber durch eine Handlung der Strenge erhärten zu müssen glaubten. In dieser Beziehung stellte Graf Molé ein besonders merkwürdiges Beispiel auf, der, obgleich er während der hundert Tage zu Napoleon's Ministern gehört hatte, gleichwohl dessen ersten Unterfeldherrn zum Tode verurtheilte.

Eine Fraktion des Pairshofes hatte Ney zwar für schuldig erklärt, glaubte aber nicht, daß das Urtheil vollzogen werden würde. Sie hoffte von der Milde oder Politik Ludwig XVIII. eine Ermäßigung der Strafe. Der Herzog von Richelieu, Präsident des Ministerrathes, von Natur großmüthig, begab sich noch tief in der Nacht zu dem Könige, und stellte ihm die Gründe für eine Begnadigung des verurtheilten Marschalls vor. Ludwig XVIII. fühlte sich nicht stark genug, um das Gesuch bewilligen zu können. „Ich hege keinen Haß gegen Ney," sagte er zu seinem ersten Minister; „ich beklage vielmehr sein Schicksal, und möchte seiner Familie gern einen Vater und Gatten und Frankreich einen Helden erhalten. Aber wenn ich Ihrem Wunsche nachgebe, so erklärt sich die Majorität in den Kammern morgen gegen meine Regierung, und ich weiß nicht, wo ein anderes Ministerium finden. Ich bin ein konstitutioneller König und fühle meine Hände gebunden."

Die Stimmung am Hofe und in den tonangebenden Klassen war damals in der That eine solche, daß Ludwig XVIII., wollte er die Eingebungen der Milde den Bestimmungen des strengen Rechtes vorziehen, einer ungewöhnlichen Festigkeit und Unabhängigkeit des Willens bedurft hätte. In den Cirkeln des Grafen von Artois, der Herzogin von Angouleme, unter den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, die mit dem Hofe in Verbindung standen, war von nichts als von der Nothwendigkeit der Verurtheilung des Marschalls Ney, als einer unumgänglichen Bedingung für die Sicherheit der Monarchie die Rede. In den letzten Tagen des Processes waren diese Frauen der vornehmen pariser Gesellschaft vom Morgen bis Abend bei den Mitgliedern des Pairshofes, ihren Ver=

wandten und Freunden umhergefahren, um ihr Wort für die Verurtheilung Ney's zu erhalten.

Das französische Naturell, das sich unter außerordentlichen Umständen immer auf eine äußerste Seite wirft, wird, bald im Sinne der Freiheit, bald in dem der Ordnung zu leidenschaftlichen Uebertreibungen fortgerissen, die später andere im entgegengesetzten Sinne hervorrufen, bis der blutige Kreislauf vollendet ist, und für eine Zeit lang, wenn auch kein Abschluß, aber ein Stillstand eintritt.

Ney, der nach der Wendung, die sein Proceß besonders in den letzten Tagen genommen, sein Schicksal voraussah, legte in seinen letzten Stunden die größte Ruhe und Festigkeit dar. Cauchy, Sekretair des Pairshofes, fand ihn, als er zur Verkündigung des Todesurtheiles in das Gefängniß trat, in tiefen Schlaf versunken. Bei Erwähnung seiner Titel und Würden unterbrach er den Vorleser mit den Worten: „Zur Sache! Zur Sache! Es genügt zu sagen: Michael Ney und bald ein wenig Staub!" — Er begab sich wieder zur Ruhe und schlief am Rande des Grabes so fest, als hätte er noch lange Tage vor sich gehabt. Bei der letzten Zusammenkunft mit seiner Familie suchte er seine Gemahlin, die erst durch ihn seine Verurtheilung erfuhr, mit der Aussicht auf eine Begnadigung von Seiten des Königs zu trösten, an die er selbst aber nicht glaubte. Er hatte anfänglich den Besuch des Pfarrers von St. Sulpice, zu dessen Kirchspiel der Palast und das Gefängniß Luxemburg gehören, ausgeschlagen, nahm aber zuletzt dessen Zuspruch und Begleitung an. Der Marsch der Truppen und das Rasseln eines Wagens kündigten ihm an, daß sein Ende unwiderruflich herannahte. Der Marschall sagte zu dem Geistlichen, der ihm den Vortritt lassen wollte: „Steigen Sie nur zuerst in den Wagen, ich werde doch vor ihnen dort oben ankommen!" Ney hatte sich zu seinem letzten Gange mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, und sah nicht nur gefaßt, sondern selbst heiter aus. Er war seit drei Monaten in Haft gewesen, und hatte während dieser Zeit nur einzelne Schildwachen zu Gesicht bekommen. Der Anblick der ein Spalier bildenden Truppen schien seinen kriegerischen Sinn zu erfreuen, und er ihrer Bestimmung zu vergessen. Man hatte zur Vollziehung des Todesurtheils den breiten Baumgang, der von dem Garten Luxemburg nach dem Observatorium führt, gewählt, und der Zug hielt vor einer Mauer still, die zu einem 1791 aufgehobenen Karthäuserkloster gehört hatte. Nach dieser Mauer ward der Marschall geführt. Eine Abtheilung Veteranen war vor ihm aufgestellt. Der kommandirende Officier nahte sich

mit einem Tuch in der Hand, und bat um die Erlaubniß, ihm die Augen verbinden zu dürfen. Ney weigerte sich und sagte: „Wissen Sie nicht, daß ich seit fünfundzwanzig Jahren gewohnt bin, dem Tode in das Auge zu sehen?" Indem der Officier zurückging, um sich an die Seite seiner Soldaten zu stellen, sagte der Marschall mit lauter Stimme: „Ich protestire vor Gott und dem Vaterlande gegen den Spruch, der mich verurtheilt!" Er ging dann einige Schritte vorwärts, hielt seinen Hut mit der rechten Hand empor, wie er die Soldaten im Gefecht zu ermuthigen pflegte, und rief, die Veteranen betrachtend: „Zielt grade auf das Herz!" Die Abtheilung feuerte wie ein einziger Mann, und Ney stürzte, von dreizehn Kugeln getroffen, ohne weiter eine Zuckung oder einen Athemzug zu thun, nieder. Der todte Körper blieb, dem in solchen Fällen üblichen Reglement gemäß, eine Zeit lang auf der Richtstätte liegen. Die meisten unter den Vorübergehenden wußten nicht, wer die Leiche sei, die am Fuße des alten Gemäuers auf dem feuchten Boden ausgestreckt lag, und Alles war schmerzlich bewegt, als man erfuhr, daß der Held so vieler Schlachten an dieser dunkeln Stelle sein Ende gefunden hatte. Nach einer Stunde kamen die Hospitalitinnen eines benachbarten Klosters an, ließen die Leiche in ihre Kapelle tragen, und lösten sich abwechselnd mit ihren Gebeten bei ihr ab, bis sie der Familie zur Beerdigung übergeben wurde.

Ney mußte allerdings in den Augen der Bourbonen in hohem Grade schuldig erscheinen, indem er zu dem letzten Kriege und dessen traurigen Folgen mitgewirkt hatte. Aber der eigentliche Urheber blieb immer Napoleon, und alle Uebrigen waren im Grunde nur seine Werkzeuge gewesen. Ney konnte, obgleich der Ausgang gegen ihn gezeugt, in dem Augenblick, wo er zu dem Kaiser überging, bei der Begeisterung des Heeres für denselben und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen den alten Königsstamm, glauben, daß Frankreich die Restauration ein für alle mal verworfen habe. Auch hätten bei einem endgültigen Urtheile über Ney die früheren Verdienste nicht über der späteren Verschuldung vergessen werden sollen. Ein Krieger, wie er, der nicht nur so oft sein Leben für Frankreich gewagt, sondern zu mehren der größten Siege mitgewirkt, und die Trümmer des Heeres auf dem Rückzug aus Rußland gerettet, durfte unter keinen Umständen in dem Lande selbst aufgeopfert werden, dem er mit solchem Ruhme gedient hatte. Eine Verbannung aus demselben wäre eine hinreichende Büßung für sein letztes Vergehen gewesen. Die Bourbonen waren zwar zur Anerkennung der während ihrer langen Abwesenheit vollbrachten Thaten geneigt, fühlten aber nicht tief genug die Bedeutung

der Männer, durch welche solche ausgeführt worden. Die Hinrichtung des Marschalls Ney hat der Restauration nicht nur keine Sicherheit gewährt, sondern die Zahl ihrer Gegner vermehrt. In einem von inneren Unruhen und Parteikämpfen zerrissenen Lande gibt es in Bezug auf die in dieselben verwickelten Personen kein unfehlbares und unbedingtes Maß der Gerechtigkeit, und die Schonung des besiegten Gegners ist in solchem Falle nicht nur klüger, sondern auch sittlicher, als die Anwendung der für gewöhnliche Zeiten eingeführten Gesetze.

In Paris und Nord-Frankreich überhaupt war die nach Napoleon's Sturz eingetretene Reaktion rein politischer Natur gewesen, vom Hofe, den Kammern, den vornehmen Klassen ausgegangen, und dadurch in gewissen Gränzen geblieben. Im Süden dagegen bemächtigte sich diese Stimmung der Massen selbst, und nahm 1815 eine Zeitlang im Namen des Royalismus eine dem revolutionairen Terrorismus von 1793 ähnliche Gestalt an. Dieser Unterschied in der öffentlichen Meinung sprach sich schon in der Art aus, wie der Marschall Brune in Avignon von Leuten aus dem niedrigsten Volke ermordet, Labedoyère dagegen in Paris von einem regelmäßig eingesetzten Kriegsgericht verurtheilt wurde.

In einem Theil von Languedoc und Provence traten zu den politischen Leidenschaften noch die religiösen hinzu. Von dem Widerrufe des Edikts von Nantes und dem Kriege in den Sevennen an hatten sich Protestanten und Katholiken dort mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Schon im Anfange der Revolution war es in jenen Gegenden, als die erste Nationalversammlung die konfessionelle Gleichberechtigung aussprach, zu blutigen Auftritten gekommen. Die Rückkehr der Bourbonen hatte den im Süden zahlreichen Protestanten Besorgnisse wegen der Erhaltung ihrer Rechte eingeflößt. Eine Partei am Hofe, von einer Anzahl aus der Emigration zurückgekehrten Bischöfen und Gewissensräthen bestehend, zu denen sich heimliche Jesuiten und deren Anhänger gesellten, war dafür bekannt, der von der Charte konstitutionelle bestätigten Religionsfreiheit im höchsten Grade entgegen zu sein. Dieser Kreis von geistlichen und weltlichen Höflingen, der, als er sich erweitert und organisirt hatte, unter dem Namen der Kongregation bekannt geworden, war damals noch wenig zahlreich, erfreute sich aber des Schutzes des Thronfolgers, Grafen von Artois, der, bei seinen religiösen Vorurtheilen und seiner natürlichen Beschränktheit, sich den übeln Einflüssen seiner Umgebungen nicht entziehen konnte. Die ultramontane und absolutistische Faktion in der Hauptstadt und dem Norden, von dem Könige selbst, dem Ministerium, der Presse, dem liberalen Charakter der Bevölkerung in Zaum

gehalten, fand in dem, im Religiösen wie im Politischen, zum Fanatismus sich hinneigenden Süden ein ergiebiges Feld für ihre Meinungen und Pläne. Selbst die mittleren Klassen, im übrigen Frankreich der durch die Revolution eingeführten bürgerlichen und kirchlichen Freiheit zugethan, waren in der weiten Gegend zwischen Marseille und Bordeaux von reaktionairen Ideen erfüllt. In den Städten genügte unter den damaligen Umständen die gegenseitige Berührung und Reibung der verschiedenen Parteien, um einen Ausbruch hervorzubringen, unter dem einsamer lebenden Landvolke wurde das Feuer von der Geistlichkeit angeschürt.

Der städtische Pöbel und der roheste Theil der ländlichen Bevölkerung traten in und um Nimes, Montpellier, Toulouse, Montauban zusammen, bewaffneten sich, und nahmen unter dem Namen „Verdets" (Kupfergrüne, Grünspäne) eine Art von militairischer Organisation an. Es standen nur wenige Linientruppen im Süden, und die Nationalgarde war von demselben Geiste wie die untersten Klassen beseelt. Die Banden hatten demnach ein leichtes Spiel. Unter dem Vorwande, der königlichen Sache zu dienen und die Protestanten als Bonapartisten zu verfolgen, wurde von ihnen eines Sonntages während des Gottesdienstes die protestantische Kirche in Nimes erstürmt, ein Theil der Versammlung ermordet, und an den übrigen, besonders Frauen und Mädchen, die schändlichsten Gewaltthätigkeiten verübt. Der royalistische General Graf Lagarde war von Ludwig XVIII. nach Nimes geschickt worden, um dieser Wuth der wirklichen oder vermeintlichen Anhänger des Königthums zu widerstehen. Denn unter dem Vorwande religiöser und politischer Ueberzeugungen machten sich, wie gewöhnlich, der Hang zu Mord und Raub und andere gehässige Leidenschaften geltend. Als eines Tages der Pöbel in Nimes, von gleichgesinntem Gesindel aus den benachbarten Dörfern verstärkt, Miene machte, sich seinen gewöhnlichen Ausschweifungen zu überlassen, warf sich Lagarde unter die wilde Menge, um sie zu ermahnen und zu beruhigen, ward aber, ungeachtet seines Ranges und seines bekannten Royalismus, von einem Nationalgardisten, Namens Boivin, durch einen Pistolenschuß todt niedergestreckt. Der Mörder rühmte sich seiner That und ward, wie sein Gefährte Trestaillon, einer der grausamsten und verwegensten Banditen jener Gegend, von den Geschworenen freigesprochen. In einem protestantischen Dorfe, Namens Vaquerville, wurden die Einwohner des Nachts von den Verdets überfallen, in ihren Häusern festgebunden, diese dann angezündet, und das Klagegeschrei der Opfer von dem Jubel der entmenschten Banden übertönt. Tausende von flüchtigen Protestanten warfen sich in die Gebirge

und Wälder, um ihr Leben zu retten, und mußten ihr Eigenthum ihren Verfolgern überlassen.

In Toulouse kommandirte für Ludwig XVIII. General Ramel, der den mit weißen Bändern und Kokarden geschmückten Banden, die ihr verbrecherisches Treiben mit dem Eifer für das Königthum zu bedecken suchten, durch die Strenge verhaßt geworden war, mit der er sie überwachte. Ramel war 1792 als Freiwilliger ausgezogen, hatte alle seine Grade auf dem Schlachtfelde errungen, und aus Treue gegen die Bourbonen die Anerbietungen Napoleon's während der hundert Tage zurückgewiesen. Dieser General, der dem Volke besonders hätte gefallen sollen, da er durch seine Herkunft zu demselben gehörte und von jedem Verrathe frei war, wurde gleichwohl von einer Abtheilung sogenannter royalistischer Freiwilliger, in einem Augenblick, wo die Stadt von Linientruppen fast ganz entblößt war, in seinem eigenen Hause überfallen und unter grausamen Qualen mit unzähligen Wunden ermordet. Die Adjutanten und Schildwachen, die zu seiner Vertheidigung herbeigeeilt, waren verwundet oder niedergemacht worden. Auch diese Unthat ward von den Behörden nicht gerächt. Die in Paris anwesenden Häupter der Reaktion entschuldigten die im Süden begangenen Frevel und Verbrechen mit der Begeisterung des Volkes für die Sache des Königs und der Nothwendigkeit, die Feinde des Altares und Thrones einschüchtern zu müssen. In den Kammern ward jeder Antrag auf Untersuchung und Bestrafung jener Gräuel mit Zweifeln an der Wahrheit derselben oder Verdächtigungen und Drohungen abgewiesen. Ganz ähnlich, wie jetzt die Royalisten zu den Vorfällen in Nimes und Toulouse, hatten sich die Jakobiner 1792 zu den Septembermetzeleien verhalten. Sie läugneten dieselben oder stellten die Ankläger als Feinde der Revolution dar.

In Bordeaux wurden die Zwillingsbrüder Cäsar und Konstantin Faucher einer Verschwörung gegen die königliche Regiernng angeklagt und schuldig befunden. Aber es war dies eine Erfindung ihrer Feinde. Ihr Verbrechen in den Augen der Royalisten bestand darin, unter der Republik mit Auszeichnung gedient zu haben. Sie hatten es in der That Beide bis zum General gebracht. Während der hundert Tage waren sie nicht mehr in aktiven Dienst getreten, sondern hatten ihre Theilnahme an den Ereignissen darauf beschränkt, in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Municipalität der Stadt Reolle, die zur Erhebung gegen Napoleon geneigten Anhänger der Bourbonen in jener Gegend niederzuhalten. Aehnlich aber hatten alle Civil- und Militairbeamten gehandelt, seitdem Napoleon wieder auf den Thron gestiegen war. Sie wurden von

einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Niemand wagte sie zu vertheidigen, obgleich Viele von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt waren. Beide schon bejahrt, und mit bei der Vertheidigung ihres Vaterlandes empfangenen Wunden bedeckt, wurden zu Fuß nach dem über eine Stunde weit entfernten Richtplatze gebracht. Unzertrennlich im Tode wie im Leben wurden sie, indem sie sich bei der Hand hielten, dem Exekutionskommando gegenübergestellt. Konstantin ward aber nur schwer verwundet. Er schleppte sich auf seinen Knieen zu seinem entseelten Bruder, umarmte denselben noch einmal, und ward dann erschossen.

Das berühmteste Opfer der antirevolutionairen und antinapoleonschen Bewegung jener drangvollen Zeit war Joachim Murat, der, obgleich er Großherzog von Berg und König von Neapel gewesen, durch seine Geburt, seine Thaten und seine Verwandtschaft mit Napoleon von Frankreich unzertrennlich ist. Es ist in diesem Werk (Seite 291 u. 292) der Flucht Murat's aus Neapel, seiner Landung bei Cannes und seines vergeblichen Wunsches, seinem Schwager gegen die Verbündeten zu dienen, gedacht worden.

Nach der Schlacht von Waterloo gab es für Murat in Frankreich keine Sicherheit mehr. Wenn der Marschall Brune, der kein persönlicher Anhänger Napoleon's gewesen, wenn Royalisten wie Lagarde und Ramel vom Volke aufgeopfert worden, so mußte sich der ehemalige König von Neapel, als ein naher Verwandter des Kaisers, und mit dem, wenn auch ungerechten, Vorwurfe eines Antheiles an dem Tode des Herzoges von Enghien beladen, noch weit mehr ausgesetzt glauben. Murat war während der ersten Zeit nach Napoleon's Entfernung aus Frankreich, in der Nähe von Toulon, unter beständiger Lebensgefahr, von einem Versteck zum anderen geeilt. Seine Freunde hatten ihm endlich ein Asyl in Oesterreich, in Triest, bei seiner seit der Flucht aus Neapel dort weilenden Familie ausgewirkt. Eine, wenn auch dunkle, aber friedliche Zukunft konnte ihn daselbst erwarten. Aber die unaufhörlichen Verfolgungen der royalistischen Freiwilligen, die ihn nicht nur als einen Verwandten des Kaisers haßten, sondern auch, weil sie Geld und Kostbarkeiten bei ihm vermutheten, seiner habhaft werden wollten, trieben ihn zu dem planlosen Entschlusse, nach Korsika zu flüchten.

In Korsika wehte zwar überall die weiße Fahne, aber der Gouverneur, den die königliche Regierung hingeschickt, übte, bei den wenigen Truppen, die ihm zu Gebot standen, keine Gewalt aus. Im Gegensatz zu dem südlichen Frankreich war die Bevölkerung der Insel, mit seltenen Ausnahmen, Napoleonisch gesinnt. Der Ruhm des Kaisers hatte dort

immer, obgleich derselbe wenig für seine Heimath gethan, für eine Landesangelegenheit gegolten. Auch gab es daselbst eine große Menge von Flüchtlingen, Generale, Officiere, Senatoren, Staatsräthe und andere hohe Beamte des Kaiserreiches, die sich nach der Abdankung Napoleon's, um von dem ersten Sturme der Reaktion nicht getroffen zu werden, nach dem abgelegenen Korsika zurückgezogen hatten. Murat ward von ihnen als ein Schicksalsgenosse aufgenommen. Der Gouverneur befahl ihm, abzureisen und schickte sich zu seiner Verhaftung an. Aber Murat verachtete diese Drohungen, begab sich in die höher liegenden Theile der Insel, und ward als ein naher Verwandter des Kaisers überall mit Liebe und Begeisterung aufgenommen. Der Ruf seiner Tapferkeit, sein Unglück, sein martialisches Aeußere erwarben ihm zahlreiche Anhänger. Wo er durchzog, bewaffnete sich das unerschrockene und gastfreie Volk für ihn und wachte über seine Sicherheit. Murat wälzte allerlei Pläne in seinem Kopfe, ohne sich entscheiden zu können. Eine Partei bot ihm sogar die Herrschaft über die Insel an, was im ersten Augenblick möglich, aber von geringer Dauer gewesen sein würde. Noch stand ihm der Weg nach Triest offen. Er hatte unterdessen bedeutende Geldsummen aus Frankreich bekommen. Murat, der nicht in die Fußtapfen des Königs Theodor treten und sich nicht zum Herrn über Korsika machen wollte, von wo im schlimmsten Falle die Flucht leicht gewesen wäre, faßte den verwegenen und unseligen Entschluß, sein verlorenes Königreich Neapel wiederzugewinnen, und traf alsbald Anstalten zu der Ausführung eines Planes, der ihn einem unvermeidlichen Untergang aussetzen mußte.

Die Mängel in Murat's Wesen traten in diesem entscheidenden Augenblick seines Lebens, seine Vorzüge verdunkelnd, hervor. Die Natur hatte ihn zu einem ausgezeichneten General, aber nicht zu einem Souverain, und am wenigsten zum Gründer einer Dynastie bestimmt. Es fehlte ihm an der Klarheit und Festigkeit des Geistes, die unter schwierigen Umständen zu der Stellung eines obersten und unumschränkten Gebieters erforderlich ist. Murat besaß mehr Einbildungskraft als Urtheil, war keiner tiefen Sammlung und Betrachtung fähig, und geneigt, sich von augenblicklichen Eindrücken zu plötzlichen Entschlüssen fortreißen zu lassen. Die ersten Stufen zu seiner späteren Größe hatte er mit Hülfe seines militairischen Talents erstiegen, das dazu hinreichend gewesen. Zu einer gewissen Bedeutung gekommen, fand er zu seinem Glück an Napoleon einen Kopf, der für ihn dachte, und eine Hand, die ihn leitete. Später übte seine Gemahlin einen großen Einfluß auf ihn aus. Murat war oft ein trefflicher Vollstrecker der Anordnungen eines Höheren ge-

wesen, aber nicht geeignet, sich selbst in einer außerordentlichen Lage zweckmäßig zu bestimmen.

Die Bewunderung, die Murat in einem Theile der korsikanischen Bevölkerung erregte, hatte in ihm die Erinnerung an seine Flucht aus Neapel und seine Verlassenheit in Frankreich ausgelöscht. Er glaubte wieder er selbst zu sein. Wenn Leute, die ihm nie nahe gestanden, die ihm nichts verdankten, so sprach Murat oft zu seinen Vertrauten während seines Aufenthaltes in Korsika, sich so willfährig für ihn zeigten, was dürfe er nicht von Denen erwarten, über die er sieben Jahre lang regiert hatte, wo viele Tausende noch die Waffen und Uniformen trugen, die Titel und Aemter bekleideten, die er ihnen gegeben hatte. Vergebens stellten ihm seine einsichtsvolleren und kaltblütigeren Freunde vor, daß er, der vor wenigen Monaten an der Spitze eines zahlreichen Heeres gänzlich unterlegen, unmöglich jetzt, von einer kleinen Schaar von Flüchtlingen umgeben, mehr ausrichten werde. Man machte ihn auf die Macht der Gewohnheit aufmerksam, die sich der Neapolitaner bei dem Anblick ihres alten Herrscherhauses wieder bemächtigt habe, und auf das schnelle Vergessen einer gestürzten Größe, die ohne Wurzeln in der Vergangenheit gewesen. Murat verschloß sich vor einer richtigeren Auffassung der Lage der Dinge, und gab sich, ohne Rücksicht auf die Gegenwart, seinen Erinnerungen und Hoffnungen hin. Das Bild des herrlichen Landes, über das er geherrscht hatte, stellte sich ihm unaufhörlich dar, und riß ihn unwiderstehlich hin. Er brach mehrmals vor innerer Bewegung in Thränen aus und rief: „Ich muß Neapel wiedersehen! Neapel ruft mich!“ —

Vergebens suchte Murat's vieljähriger Adjutant und Vertrauter, der Oberst Macerone, der ihm seit seinem Sturz mehre erhebliche Dienste geleistet und zuletzt das Asyl in Oesterreich ausgewirkt hatte, ihn von seinem verwegenen Unternehmen abzulenken. Aus Neapel selbst kamen einige mit dem dort herrschenden Geiste vertraute Personen an, und stellten Murat die Unmöglichkeit eines Gelingens seiner Absichten vor. Er war von der begeisterten Aufnahme, die er in Ajaccio gefunden, von dem überall bei seinem Erscheinen erschallenden Rufe: „Es lebe der König von Neapel!“ so berauscht, daß er einen ähnlichen Empfang in seinem verlorenen Reiche voraussetzte.

Die Autorität des Königs von Frankreich war damals in Korsika so unvollständig wiederhergestellt, daß Murat die Vorbereitungen zu seiner Landung im Königreich Neapel, ohne Widerstand zu finden, vollenden konnte. In der Nacht vom 27. zum 28. September verließ er mit sechs

leichten Fahrzeugen, auf denen sich einige seiner ehemaligen Generale und Officiere und 250 von ihm angeworbene Unterofficiere und Soldaten befanden, die Küste der Insel. Ein Theil des kleinen Geschwaders ward durch einen Sturm verschlagen, und blieb für das Unternehmen verloren, eines der größten Fahrzeuge segelte treuloser Weise nach Korsika zurück. Murat wurde endlich vom Winde gezwungen, mit nur zwei seiner Fahrzeuge und 35 Officieren und Soldaten in den kleinen Hafen von Pizzo an der kalabresischen Küste einzulaufen. Diese Gegend war die ungünstigste, die Murat in seinem ganzen ehemaligen Königreiche zu einer Landung hätte wählen können, da die Bourbonen in Kalabrien immer die meisten Anhänger besessen hatten.

Hierzu kam noch der Umstand, daß ein spanischer Großer, der Herzog von Infantado, der die Franzosen in Spanien bekämpft hatte, in der Nähe von Pizzo bedeutende Güter besaß, und daß der Intendant desselben, wie sein Herr ein eifriger Anhänger der Bourbonen, bei der Bevölkerung in besonderem Ansehen stand. Auch war ein früherer Bandenchef, Trenta Capelli, dem die Franzosen drei Brüder erschossen hatten, und der nach der Rückkehr des Königs Ferdinand Oberst in der Gensd'armerie geworden, in Pizzo anwesend. Diese regten das Volk gegen Murat auf, stellten sich an die Spitze der Kanoniere und Küstenwächter, und feuerten auf die gelandeten Officiere und Soldaten, von denen mehre fielen. Murat, in Gefahr umzingelt zu werden, eilte nach dem Strande, und rief den Kapitainen seiner beiden Fahrzeuge, die mit den Matrosen an Bord geblieben, zu, ein Boot auszusetzen, und ihn aufzunehmen. Diese, von Dem, was vorging, erschreckt, ließen ihn in Stich, und suchten die hohe See. Der unglückliche Fürst ward von den Leuten des Intendanten und den Soldaten Trenta Capelli's erreicht, ergriffen, mit den Gewehrkolben niedergeschlagen, an den Haaren geschleift und in das Fort von Pizzo geworfen.

Der in Kalabrien kommandirende General Nunziante, der in der benachbarten Stadt Monteleone sein Hauptquartier hatte, ward von dem Tumult am Strande von Pizzo in Kenntniß gesetzt, ahnte aber nicht, welche wichtige Person dort erschienen und überwältigt war. Nunziante hatte früher unter Murat gedient, sich aber dann den Bourbonen angeschlossen. Als er erfuhr, daß sein ehemaliger König in Pizzo gefangen worden, eilte er selbst dahin, ließ Murat in die besten Gemächer des Forts bringen und ihm die rücksichtsvollste Behandlung angedeihen.

Der Hof in Neapel war, ungeachtet Murat's Besiegung und Gefangenschaft, von seinem Landungsversuch im höchsten Grade erschreckt

worden. Die empfundene Furcht macht gewöhnlich die Machthaber gegen Den, der sie verursacht hat, unversöhnlich. Der König Ferdinand beschloß, seinen unterlegenen Nebenbuhler nach der ganzen Strenge der bestehenden Gesetze zu behandeln. Es wurde dem General Nunziante befohlen, ein Kriegsgericht über Murat niederzusetzen, und da die Verurtheilung vorauszusehen war, demselben nur eine halbe Stunde Zeit zur Vorbereitung auf den Tod zu lassen.

Murat hatte sich während seiner fünftägigen Gefangenschaft den unglaublichsten Hoffnungen, nicht nur, daß der König Ferdinand sein Leben schonen, sondern daß er ihm Neapel abtreten und sich nach Sicilien zurückziehen würde, hingegeben. Die höchste Gewalt muß für manche Naturen von einem berauschenden Zauber begleitet sein, da sie Den, der sie einmal ausgeübt hat, sogar nach deren Verlust, noch verblenden kann. Murat, ohne Unterthanen, Diener, entwaffnet, im Gefängniß, glaubte noch immer, ein König zu sein.

Murat erkannte das Kriegsgericht nicht an, das über ihn eingesetzt war, richtete ein rührendes Schreiben an seine Gemahlin, empfing den Besuch eines Geistlichen, erklärte, im Bekenntniß der katholischen Kirche zu sterben, und wurde in dem engen Hofe des Forts Pizzo erschossen (13. Oktober). Er bewies in seinen letzten Augenblicken nicht blos die ihm natürliche Unerschrockenheit, sondern auch eine Fassung und Würde, welche die schmerzliche Bewunderung der Augenzeugen erregte. Er war, aus Mangel an Raum, der zu seiner Hinrichtung bestimmten Abtheilung Soldaten ungewöhnlich nahe gestellt worden. Murat weigerte sich, wie Labedoyère und Ney, sich die Augen verbinden zu lassen, und ermahnte die Soldaten, nicht zu zittern, sondern kaltblütig zu zielen. Er zog ein kleines Medaillon aus seinem Busen, auf welchem sich das Bild seiner Gemahlin befand, richtete die Augen unverwandt darauf, und empfing in dieser Stellung den Tod. Seine Leiche wurde in der Kirche von Pizzo beigesetzt. Er war das einzige Mitglied der Familie Napoleon's, das in diesem großen Schiffbruche ein gewaltsames Ende fand.

Die französische Revolution und die aus ihr hervorgegangene Napoleon'sche Herrschaft hatten die bisherigen Verhältnisse der Dynastien und Nationen im Innersten erschüttert, die früheren rechtlichen und staatlichen Anschauungen theils verwirrt, theils aufgehoben, und unauflösbare Widersprüche zwischen den überlieferten Meinungen und den neu entstandenen Thatsachen hervorgerufen. Dies läßt sich auch in Murat's Schicksal erkennen. Mit Ausnahme der Bourbonen, die aber damals

fast alle in der Verbannung lebten, hatten ihn die anderen Souveraine als König anerkannt, manche derselben bei verschiedenen Gelegenheiten ihn sogar mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Er war weder wie Napoleon in eine Art von allgemeiner Acht erklärt worden, noch hatte er wie dieser dem Throne entsagt. Die meisten Generale und Officiere der neapolitanischen Armee hatten ihm Treue geschworen und er sie ihres Eides nicht enthoben. Die Soldaten, die ihn erschossen, trugen noch die Uniformen, die sie von ihm bekommen. Murat hatte sein Königreich, das er eben so gut, wie die meisten übrigen Fürsten ihre Staaten, für sein Eigenthum halten konnte, durch einen unglücklichen Krieg verloren. Wie vielen Anderen war nicht durch die Revolution und Napoleon dasselbe begegnet, ohne daß sie sich deshalb für entsetzt hielten! Das Unternehmen Murat's, durch eine Landung an der Spitze einer kleinen Schaar von Ausgewanderten und Söldlingen, die verlorene Krone wiedergewinnen zu wollen, war unter den damaligen Umständen eine Thorheit, aber kein Verbrechen, das den Tod verdient hätte.

Murat ist, nachdem die Vorurtheile und Leidenschaften jener Epoche verstummt sind, von einer späteren Zeit die ihm gebührende Gerechtigkeit nicht versagt worden. Er hat als König, obgleich in seiner Wirksamkeit dadurch gehindert, daß er einem Theile des neapolitanischen Volkes als fremd und aufgedrungen erschien, viele Verbesserungen eingeführt, die nicht mehr aufgehoben worden sind. Als Mensch erinnert er durch seine Thatenlust, seine Unbesonnenheit und das Phantastische in seinem Wesen und seiner Person mehr an die Paladine des Mittelalters, als an die aus der Revolution hervorgegangenen Größen. Murat war, in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln, ein ächt französischer Charakter, und ist nur zufällig mit dem italienischen Genie Napoleon's in Berührung gekommen, mit dessen Tiefe des Charakters, Herrschsucht und Verschlagenheit er nichts gemein gehabt.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

Becker, Karl Friedrich / Schmidt, Wilhelm Adolf, / Arnd, Eduard

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte

Bd.: 16

1869